Heinz Schön

# Im Heimatland in Feindeshand

## Schicksale ostpreußischer Frauen unter Russen und Polen 1945–1948

ARNDT

Geplante Evakuierung der Zivilbevölkerung

OSTSEE
MEMEL
HEYDEKRUG
ELCHNIEDERUNG
Tilsit
TILSIT-RAGNIT
Heinrichswalde
SAMLAND
LABIAU
SCHLOSSBERG
EBENRODE
Königsberg
INSTERBURG
GUMBINNEN
WEHLAU
BARTENSTEIN
GERDAUEN
ANGERAPP
GOLDAP
HEILIGENBEIL
PREUSS. EYLAU
BRAUNSBERG
RASTENBURG
ANGERBURG
TREUBURG
ELBING
PREUSS.
HEILSBERG
LÖTZEN
HOLLAND
RÖSSEL
Bischofsbg.
LYCK
MOHRUNGEN
SENSBURG
JOHANNISBURG
ALLENSTEIN
ORTELSBURG
OSTERODE
NEIDENBURG

← Vorgesehene Treckwege in die Evakuierungsgebiete

Fluchtwege der Zivilbevölkerung nach der Januar-Offensive der Roten Armee

OSTSEE
MEMEL
HEIDEKRUG
Tilsit
ELCHNIEDERUNG
TILSIT-RAGNIT
Heinrichswalde
SCHLOSSBERG
LABIAU
EBENRODE
SAMLAND
Königsberg
INSTERBURG
WEHLAU
GUMBINNEN
PREUSS. EYLAU
BARTENSTEIN
GERDAUEN
ANGERAPP
GOLDAP
HEILIGENBEIL
BRAUNSBERG
RASTENBURG
ANGERBURG
TREUBURG
ELBING
PREUSSISCH
HOLLAND
HEILSBERG
RÖSSEL
LÖTZEN
LYCK
Bischofsbg.
SENSBURG
MOHRUNGEN
ALLENSTEIN
JOHANNISBURG
OSTERODE
ORTELSBURG
NEIDENBURG

Stauungsgebiete der Trecks

Fluchtrichtung

Heinz Schön

# Im Heimatland in Feindeshand

## Schicksale ostpreußischer Frauen unter Russen und Polen 1945–1948

## Eine ostdeutsche Tragödie

ARNDT

Die Titelseite entstand unter Verwendung zweier Fotos aus dem Ullstein-Bildarchiv. Das Farbmotiv zeigt eine Flüchtlingsfamilie im Osten, das Schwarzweißbild zeigt eine in Nemmersdorf vergewaltigte und ermordete Frau.
Bildbearbeitungshinweis des Verlages: Das Farbmotiv der Titelseite ist in der oberen Hälfte elektronisch verlängert worden. Bei den Fotos Bildseite 8 unten rechts und Bildseite 13 ganz rechts wurde störender Lichteinfall wegretuschiert. Alle anderen historischen Originalvorlagen blieben unverändert.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Heinz Schön:**
Im Heimatland in Feindeshand: Schicksale ostpreußischer Frauen unter Russen und Polen 1945–1948. Eine ostdeutsche Tragödie / Heinz Schön. – Kiel : Arndt, 1998
ISBN 3-88741-198-6

Bitte in Verbindung lesen mit:
-Germar Rudolf - Die verbotene Wahrheit
-Handbuch zum Selbsterhalt von Dir und Deinem Volk
-Gerd Schultze Rhonhof - Der Krieg der viele Väter hatte

kostenfrei u.a. in folgenden E-Bibliotheken zu finden:
www.archive.org
www.gen.lib.rus.ec

Alternativen zur anti-deutschen Medienlandschaft:
https://boards.4chan.org/pol/catalog
https://www.anonymousnews.ru/
http://www.pi-news.net/
https://michael-mannheimer.net/
https://antaios.de/
https://www.mzwnews.com/
https://www.einprozent.de/

2. unveränderte Auflage 1999

ISBN 3-88741-198-6

© 1998 ARNDT-Verlag. Alle Rechte vorbehalten

ARNDT-Verlag
D-24035 Kiel, Postfach 3603

Eigendruck

Echte Geschichtsforschung (Originalquellen):
https://archive.org/download/nslarchiv_201910

Vorwort des Autors

# Auch die Sieger waren Täter

Mehr als 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und fast 60 Jahre nach dessen Beginn werden in Deutschland deutsche Soldaten des letzten Krieges als „Mörder" bezeichnet.

Das private Hamburger „Institut für Sozialforschung" reist mit seiner Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" von Großstadt zu Großstadt durch unser Land und behauptet im Katalog, die Wehrmacht sei eine „Säule des nationalsozialistischen Systems" und ein „willfähriges Instrument des Terrors" gewesen, sie sei „als Teil der nationalsozialistischen Gesellschaft umfassender und bereitwilliger als bisher angenommen an Verbrechen beteiligt gewesen und versuche, die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen und die Erinnerung daran zu beseitigen".

Diese Art und Weise von Vergangenheitsbewältigung dürfte in der Welt einmalig sein. Unvorstellbar, daß z.B. im heutigen Rußland ein privates Institut oder eine Organisation mit Billigung der Regierung eine Ausstellung „Verbrechen der Roten Armee bei der Besetzung Deutschlands 1945" zeigen und einen russischen Soldaten im „Großen Vaterländischen Krieg" öffentlich einen „Mörder" nennen dürfte. Auch in den USA wäre Ähnliches unmöglich!

Die beiden öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten in Deutschland versuchen in letzter Zeit, die Geschichte des Nationalsozialismus zu dokumentieren, um die Erinnerung an unsere Vergangenheit, vor allem an die Jahre zwischen 1933 und 1945 und an unsere „Alleinschuld", wachzuhalten.

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist zu Recht Bestandteil unserer politischen Kultur geworden. Von dem Leid, das diese Epoche Millionen von Menschen zugefügt hat, darf nichts verschwiegen werden.

Verschwiegen aber wird in den Medien und in der breiten deutschen Öffentlichkeit, daß auch die Sieger Täter waren.

Wer z.B. hat die Vertreibung und Deportation von 15 Millionen Deutschen, von denen mehr als zwei Millionen ihr Leben verloren, aus den deutschen Ostgebieten zu verantworten – ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit in einem einzigartigen Ausmaß?

Wer erinnert heute noch öffentlich und in den Medien an die Mißhandlung und Ermordung wehrloser Menschen und an die Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen, als die Soldaten der Roten Armee die deutschen Ostgebiete „befreiten": befreiten wovon?

Wieviele Deutsche wissen eigentlich, daß bei der Besetzung Deutschlands durch alliierte Truppen 1945 drei Millionen Frauen und Mädchen von den Siegern auf brutalste Weise vergewaltigt wurden und daß 200.000 dieser Frauen und Mädchen dabei den Tod fanden? Nicht nur im Osten!

Wer weiß schon, daß bei der Besetzung und dreitägigen Plünderung und Brandschatzung von Freudenstadt durch französische Truppen über 800, nach der Eroberung von Stuttgart 1.198 Frauen und Mädchen im Alter von 14 bis 74 Jahren in Krankenhäusern wegen der Folgen erlittener Vergewaltigungen ärztlich behandelt werden mußten, oder daß nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht noch vier Millionen Menschen durch Mord, Folter und Hunger ihr Leben verloren?

Wer, so frage ich, gab einem Soldaten der Siegermächte, nur weil er eine Uniform und eine Waffe trug, das Recht, über eine wehrlose Frau herzufallen und sie zu vergewaltigen?

Und wer von uns Deutschen hat bewußt zur Kenntnis genommen, daß „Verbrechen von Alliierten an Deutschen" durch eine „Generalamnestie der Alliierten Militärregierung" außer Verfolgung gestellt und diese Amnestie in einem Überleitungsvertrag am 26. Februar 1952 auch von der Bundesrepublik Deutschland anerkannt wurde?

Weder Medien noch Ausstellungsinitiatoren noch amtliche Stellen in Deutschland haben sich bisher dieses Kapitels deutscher Vergangenheit in dem Maße angenommen, in dem sie immer wieder auf tatsächliche und vorgebliche Untaten und Verbrechen der Deutschen und, wie jetzt, der Deutschen Wehrmacht hinweisen.

Eines der tragischsten Kapitel in der Endphase des Zweiten Weltkrieges ist bisher in der Öffentlichkeit und in den Medien verschwiegen wor-

den, ein Kapitel, dem diese Dokumentation gewidmet ist. Die Tragödie, die Frauen in Ostpreußen erlebten, die auf der Flucht von der Roten Armee überrollt wurden, oder die daheimgeblieben waren und zwischen den Fronten in die Hand von russischen Soldaten gerieten, ist in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges ohne Beispiel.

In der Dokumentation „Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945–1948, Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974", herausgegeben von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, ist nachzulesen: „Es handelt sich bei den Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere nicht etwa um Einzelfälle, sondern um ein Massenvergehen. Sie sind als eine der grauenhaftesten völkerrechtswidrigen Gewalttaten zu verzeichnen.

Sie haben in massenhaftem Ausmaß bei der Besetzung der östlichen Reichsgebiete stattgefunden. Fast allerorts sind sie durch Soldaten und Offiziere der sowjetischen Nachschubformationen verübt worden, vielfach bereits bei der Begegnung mit Trecks auf den Landstraßen. Sie vollzogen sich oft in brutalster und schamlosester Weise, insbesondere wenn die Täter unter Alkoholeinfluß standen.

Nicht verschont blieben Schwangere, Minderjährige, Insassinnen von Altersheimen, Schwestern in Krankenhäusern und in Klöstern. Viele Frauen mußten in vielfacher Folge nacheinander Vergewaltigungen erdulden, selbst bis zur Todesfolge. Auch wurden Frauen nach den Vergewaltigungen getötet und ihre Leichen in sadistischer Weise geschändet. Viele Frauen sind durch Geschlechtskrankheiten infiziert worden. In erheblicher Anzahl haben die Frauen Selbstmord verübt, um den wiederholten Vergewaltigungen zu entgehen.

Seitens der sowjetischen Kommandanturen ist zumindest in der ersten Zeit der Besetzung gegen die Vergewaltigungen nicht eingeschritten worden. Aber auch später hatten die erhobenen Klagen der Bevölkerung wenig Erfolg.

Das Ausmaß, das die Vergewaltigungen insbesondere in der ersten Zeit der Besetzung annahmen, dürfte vor allem auf die Handlungsfreiheit zurückzuführen sein, die den sowjetischen Truppen gewisse Zeit gewährt worden war. Hinsichtlich der Art und Weise, in der die Vergewaltigungen vor sich gingen, dürften Auswirkungen der Tätigkeit der Politorgane, die bei den Truppen maßlosen Haß gegen den Feind geschürt hatten, unverkennbar sein."

Diesen Haß auf alles, was deutsch war, geschürt von den Hetzparolen und öffentlichen Aufrufen des jüdischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg, aber auch einiger Heeresführer, bekamen vor allem die in Ostpreußen zurückgebliebenen Frauen und alten Menschen und diejenigen,

die auf der Flucht überrollt wurden, zu spüren. Sie wurden zu wehrlosen Opfern der russischen Soldateska.

An diesen „Besiegten" wurden die Sieger zu Tätern.

Sie wurden vergewaltigt, verhört, gefoltert, in Lagerhallen, Kellern, Gefängnissen, Zuchthäusern eingesperrt, in tagelangen Elendsmärschen bis zur totalen Erschöpfung durch das Land getrieben. Man ließ sie verdursten, verhungern, ließ die an Typhus und anderen Seuchen Erkrankten ohne jede ärztliche Hilfe, damit sie starben, warf die Toten in Massengräber, trieb die Jüngeren als Arbeitskräfte auf Kolchosen oder verschleppte sie nach Rußland hinter den Ural und nach Sibirien, von wo es für die meisten keine Rückkehr mehr gab, weil sie nach schwerster körperlicher Arbeit in den Bergwerken total entkräftet starben.

Zehntausende Frauen verloren zwischen 1945 und 1948 in Ostpreußen ihr Leben. Bei denjenigen, die überlebten, haben sich die Schreckensbilder dieser Jahre unauslöschlich ins Bewußtsein eingeprägt und rufen noch heute, fünfzig Jahre danach, traumatische Erinnerungen wach. Viele dieser Frauen wollen über diese schrecklichsten Jahre ihres Lebens nicht mehr reden; andere haben ihr Schweigen gebrochen, um mit der Schilderung ihrer Erlebnisse heutige und künftige Generationen zu mahnen, damit sich solches Leid nirgendwo in der Welt wiederholt.

Für die Verbrechen, die an diesen Frauen begangen wurden, und von denen einige in dieser Dokumentation mit den eigenen Worten der Opfer geschildert werden, gibt es keine Rechtfertigung. Das Vergewaltigen, Mißhandeln, Ermorden und Vertreiben wehrloser Menschen kann durch nichts entschuldigt werden, auch nicht durch Verbrechen, die auf der Gegenseite geschehen sind. Menschliches Leid kann nicht gegenseitig aufgerechnet werden, es muß jeweils für sich gerechnet werden und darf – auf beiden Seiten – nicht in Vergessenheit geraten. Die Mahnung steht, gleiches anderen zu ersparen.

Denjenigen in Deutschland, die die Vertreibung und das Schicksal der Vertriebenen vergessen machen wollen und die Autoren und Publizisten, die darüber berichten, als „Ewiggestrige" bezeichnen, „die mit ihrer nostalgischen Unbelehrbarkeit dem modernen europäischen Gemeinschaftsleben, wenn nicht gar dem Frieden Europas im Wege stehen", sei gesagt, daß mit dem Verschweigen der Fakten über die Vertreibung der Deutschen von 1945 bis 1948 die Chance vergeben wird, aus den Fehlern der Geschichte zu lernen. Daß dies notwendig ist, zeigen die andauernden kriegerischen Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien, mit Flucht, Vertreibung, Vergewaltigung, Folter und Mord, alles zum Zwecke „ethnischer Säuberung".

Selbst auf die Gefahr hin, zu diesen „Ewiggestrigen" gezählt zu wer-

den, habe ich diese Dokumentation erarbeitet, zumal auch meine Familie und ich zu den Vertriebenen gehören, die unter der sowjetischen Siegermacht gelitten haben.

Als Angehöriger der Handelsmarine erlebte ich an Bord des M/S „Wilhelm Gustloff" in Gotenhafen die Ankunft der ersten Flüchtlingstransporte aus dem nördlichen Ostpreußen mit, überlebte am 30. Januar 1945 den Untergang des mit Flüchtlingen überladenen Schiffes, bei dem mehr als 9.000 Menschen, meist Flüchtlinge, Frauen und Kinder, den Tod fanden, und wurde danach auf den Flüchtlingstransporter „General San Martin", der zunächst in Königsberg stationiert war, kommandiert. Auf diesem Schiff erlebte ich bis zur Kapitulation noch elf Flüchtlingstransporte aus der Danziger Bucht, zuletzt ab Hela-Reede, mit und wurde dabei mit dem Schicksal vieler Hunderter Flüchtlingsfrauen konfrontiert.

Zugleich fiel meine Familie Ende Januar 1945 in meiner Heimatstadt Jauer in Niederschlesien in die Hände der Roten Armee; meine 51jährige Mutter und meine beiden 25- und 26jährigen Schwestern wurden von Russen vergewaltigt und 1947 nach zwei Hungerjahren in die sowjetisch besetzte Zone „umgesiedelt". Meinen 54jährigen Vater, im Ersten Weltkrieg dreimal schwer verwundet, hatte man noch zum Volkssturm einberufen und an vorderster Front eingesetzt; ein Granatsplitter riß ihm das Kinn weg. Ich fand ihn nach langer Suche ein Jahr nach Kriegsende als Schwerstverwundeten in einem Lazarett wieder.

Flucht und Vertreibung haben seit dem Ende des Krieges mein Leben geprägt und mich nicht aufhören lassen, mich für die Schicksale Vertriebener, vor allem aus Ostpreußen, Westpreußen, Danzig und Pommern, zu interessieren, Berichte über ihre Erlebnisse in meinem Archiv zusammenzutragen, die Versenkung der „Gustloff" und anderer Flüchtlingsschiffe sowie die „Flucht über die Ostsee 1944/45", die „größte Rettungsaktion der Seegeschichte", bei der die Marine über 2,5 Millionen Menschen über die Ostsee rettete, aufzuarbeiten und in mehreren Büchern zu dokumentieren.

Ich bin in den letzten zehn Jahren aber auch mehreren Einladungen russischer Institutionen nach St. Petersburg und Königsberg gefolgt, um dort, als Überlebender, über die Versenkung der „Gustloff" zu berichten. Dabei konnte ich die Bereitschaft russischer Historiker feststellen, sich auch die Meinung eines „Besiegten" anzuhören, die das bis dahin geltende Geschichtsbild russischer Darstellungen korrigierte.

Dies hat mir Mut gemacht zu dieser Dokumentation über das Schicksal ostpreußischer Frauen unter Russen und Polen 1945 bis 1948, mit der ich weder alte Wunden aufreißen noch Haß säen, sondern aufzeigen will, wohin Gewaltherrschaft und Krieg führen: zu Leid und dem Tod

Unschuldiger. Ich will damit aber auch deutlich machen, daß Voraussetzung für Aussöhnung und Versöhnung von Menschen und Völkern nur die ganze Wahrheit sein kann, die Wahrheit auf beiden Seiten.

Dazu gehört auch die Erkenntnis und die Einsicht, daß die Sieger auch Täter waren.

Bad Salzuflen im September 1998
Heinz Schön

Einführung

# Die Vertreibung der Deutschen 1945–1948

## Ein Verbrechen gegen die Menschenrechte

Die Vertreibung der Deutschen aus den deutschen Ostgebieten 1945 bis 1948 hat eine lange Vorgeschichte.

Im August 1941, wenige Monate nach dem Beginn des Vormarsches der deutschen Truppen in Rußland, hatten die Alliierten in der „Atlantik-Charta" vereinbart, nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges keine territorialen Grenzveränderungen in Europa vorzunehmen, die nicht mit dem frei zum Ausdruck gebrachten Willen der Völker übereinstimmen. Diese Charta wurde auch von der polnischen Exilregierung, vom tschechoslowakischen Exilpräsidenten Benesch und von der Sowjetunion unterzeichnet.

Für Stalin wie für Benesch bedeutete diese Unterzeichnung lediglich eine taktische Maßnahme. So gehörte Benesch seit dem Münchener Abkommen zu den Befürwortern einer Vertreibung der Sudetendeutschen. Ihm gelang es sogar, dafür die Zustimmung nicht nur von Stalin, sondern auch von der amerikanischen und englischen Regierung zu erhalten.

Schon zwei Wochen nach Unterzeichnung der „Atlantik-Charta", noch im August 1941, erließ Stalin das Dekret „Über die Umsiedlung der Deutschen im Wolga-Gebiet". Dies bedeutete das Todesurteil für die nationale, kulturelle und religiöse Selbständigkeit der deutschen Volksgruppe in der Sowjetunion.

Bei den vom 28. November bis 1. Dezember 1943 in Teheran und im Februar 1945 in Jalta auf der Krim stattfindenden Konferenzen der Siegermächte USA, Großbritannien und Sowjetunion kam es Stalin darauf

an, die „Westverschiebung der Grenze Polens" durchzusetzen und diese Grenzveränderungen durch Zwangsumsiedlungen der deutschen Bevölkerung unumkehrbar zu machen. Es gelang Stalin durch seine kommunistischen Täuschungsmanöver, die Zustimmung der westlichen Regierungen sowohl zur Vertreibung der Ost- und Sudetendeutschen nach Westen, wie auch – auf der Konferenz von Jalta – ihr Einverständnis mit der Verschleppung von Deutschen zur Zwangsarbeit in sowjetische Arbeitslager zu erreichen.

Die Potsdamer Konferenz, die vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 in Schloß Cäcilienhof bei Potsdam stattfand, bestätigte Stalin und der Sowjetunion noch einmal, daß das inzwischen von sowjetischen Truppen besetzte Nordostpreußen weiterhin unter sowjetischer Verwaltung und das Gebiet östlich von Oder und Neiße, wozu auch der südliche Teil Ostpreußens gehörte, unter polnischer Administration bleiben sollte, bis eine Friedenskonferenz die Grenzen endgültig festlegen würde. Die zurückgebliebene deutsche Bevölkerung sollte ausgesiedelt werden.

Westliche Politiker stimmten damals der Vertreibung der Deutschen zu. Auf deren Umfang und brutale Durchführung hatten sie später allerdings keinen Einfluß mehr.

Als sie nach Kriegsende vom Ausmaß der Verbrechen an den Deutschen in den Ostgebieten erfuhren und sich darüber entrüsteten, blieb dies ohne Wirkung. Zu spät erkannten die Westmächte, daß sie von falschen Voraussetzungen ausgegangen waren, als sie Stalins Politik der „Westverschiebung" der Grenzen der Sowjetunion und Polens unterstützt hatten.

Zu den ersten, die die Mitschuld der Westmächte an der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten erkannt hatten, gehörte Albert Schweitzer. Aus Anlaß der Verleihung des Friedensnobelpreises am 4. November 1952 stellte er in seiner Rede in Oslo u. a. fest: „In schlimmster Weise vergeht man sich gegen das Recht des geschichtlich Gegebenen, und überhaupt gegen jedes menschliche Recht, wenn man Völkerschaften das Recht auf das Land, das sie bewohnen, in der Art nimmt, daß man sie zwingt, sich anderswo anzusiedeln. Daß sich die Siegermächte am Ende des Zweiten Weltkrieges dazu entschlossen, vielen hunderttausend Menschen dieses Schicksal, und dazu noch in der härtesten Weise, aufzuerlegen, läßt ermessen, wie wenig sie sich der ihnen gestellten Aufgabe einer gedeihlichen und einigermaßen gerechten Neuordnung der Dinge bewußt wurden."

Auf das Versäumnis amerikanischer und britischer Historiker, sich mit Flucht und Vertreibung der Deutschen 1945 bis 1948 zu beschäftigen und auseinanderzusetzen, weist der amerikanische Historiker Alfred M. de

Zayas, Rechtsanwalt in New York, Professor für Völkerrecht in Chicago, Mitglied des Internationalen PEN-Clubs und des Kuratoriums der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte, in seinem Buch „Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen" hin. Er bemerkt u.a.: „Es gibt Ereignisse in der Geschichte der Menschheit, die für jedermann zum Begriff geworden sind und die das Bewußtsein der Menschen mitgeformt haben. Zu diesen prägnanten Ereignissen gehört auch der Zweite Weltkrieg. Viele gute Arbeiten sind über die verschiedenen Aspekte des Krieges veröffentlicht worden.

Aber ein sehr wichtiges Ergebnis des Krieges hat, jedenfalls außerhalb Deutschlands, offensichtlich nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die es verdient: die Flucht und Vertreibung von fünfzehn Millionen Deutschen. Mehr als zwei Millionen Deutsche haben die erzwungene Auswanderung nicht überlebt, die übrigen wurden in das verstümmelte Reich mit einer Bevölkerungsdichte von rund 200 Menschen pro Quadratkilometer gedrängt.

Das menschliche Elend, das diese Umsiedlung vor allem in den Jahren 1945–1948 hervorrief, gehört zu den schlimmsten Kapiteln des zwanzigsten Jahrhunderts, und es ist eigentlich erstaunlich, daß über fünfzig Jahre nach dem Krieg außerhalb Deutschlands relativ wenig über dieses unglückselige Nachspiel bekannt ist.

Kaum je hat man die Rolle erörtert, die Großbritannien und die Vereinigten Staaten übernahmen, als sie die Ausweisung der Deutschen guthießen. Wie kam es überhaupt zu diesen Maßnahmen? Waren sie für den Frieden in Europa notwendig? Wie groß ist hier die Verantwortung der westlichen Demokratien? War ihre Beteiligung überhaupt mit demokratischen und humanitären Grundsätzen vereinbar? Amerikanische und britische Historiker haben es weitgehend versäumt, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen."

Mit diesen Fragen, die der Völkerrechtler de Zayas in seinem Buch stellt, haben sich auch deutsche Historiker noch nicht beschäftigt und öffentlich auseinandergesetzt, wofür in den zahlreichen Talk-Runden der Fernsehsender doch hinreichend Gelegenheit bestünde. „Die Vertreibung der Deutschen aus den deutschen Ostgebieten 1945 bis 1948 und die Verantwortung der Siegermächte" wäre doch ein interessantes und aktuelles Thema.

Daß die Vertreibung der Deutschen aus den deutschen Ostgebieten 1945 bis 1948 als „eine besonders gravierende Menschenrechtsverletzung" und Kollektivstrafen gegen die Zivilbevölkerung als ein

„schweres Kriegsverbrechen" anzusehen sind, hat der Hochkommissar für Menschenrechte der Vereinten Nationen, José Ayala Lasso, in seiner Gedenkrede „50 Jahre Flucht, Vertreibung, Deportation" am 28. Mai 1995 in der Frankfurter Paulskirche sehr deutlich unterstrichen, als er u.a. sagte: „Ich bin der Auffassung, daß, hätten die Staaten seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mehr über die Implikationen der Flucht, der Vertreibung und der Umsiedlung der Deutschen nachgedacht, die heutigen demographischen Katastrophen, die vor allem als ethnische Säuberungen bezeichnet werden, vielleicht nicht in dem Ausmaß vorgekommen wären.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch auf die Charta der deutschen Heimatvertriebenen zu sprechen kommen.

Es ist gut, daß Menschen, die Unrecht erlitten haben, bereit sind, den Teufelskreis von Rache und Vergeltung zu brechen und sich auf friedlichem Wege für die Anerkennung des Rechts auf die Heimat einzusetzen und für den Wiederaufbau und die Integration Europas zu arbeiten. Eines Tages wird dieses Opfer besser gewürdigt werden.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß unter der nationalsozialistischen Besatzung den Völkern Ost- und Mitteleuropas unermeßliches und unvergeßliches Unrecht zugefügt worden ist. Sie hatten daher einen legitimen Anspruch auf Wiedergutmachung. Jedoch dürfen legitime Ansprüche nicht durch die Verhängung von Kollektivstrafen auf der Grundlage allgemeiner Diskriminierung und ohne die genaue Untersuchung persönlicher Schuld verwirklicht werden.

Es geht vor allem um die allgemeine Anerkennung der Menschenrechte, die auf dem Prinzip der Gleichheit der Menschen beruht. Allen Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft ist mit Ehrfurcht zu gedenken, denn jedes einzelne Menschenleben ist wichtig.

Das Recht, aus der angestammten Heimat *nicht* vertrieben zu werden, ist ein fundamentales Menschenrecht.

Die Vertreibung von Menschen aus ihrer angestammten Heimat ist als eine besonders gravierende Menschenrechtsverletzung bzw. als internationales Verbrechen zu bezeichnen, Vertreibungen und Kollektivstrafen gegen die Zivilbevölkerung gelten als ein besonders schweres Kriegsverbrechen."

Der auf den Konferenzen von Teheran, Jalta und Potsdam in Aussicht gestellte Friedensvertrag, in dem die Westgrenze Polens endgültig festgelegt werden sollte, liegt bis heute nicht vor.

Für das Leid, das ostpreußische Frauen unter Russen und Polen von 1945 bis zu ihrer Deportation nach Deutschland 1948 erleben mußten und das das Thema dieser Dokumentation ist, war die Rote Armee, die

Ostpreußen besetzte, voll verantwortlich. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß an der Vertreibung der Deutschen, deren Art und Ausmaß bei Abschluß der Verträge in Teheran, Jalta und Potsdam nicht in voller Tragweite erkennbar waren, auch die Siegermächte USA und Großbritannien eine Mitschuld tragen.

1. Kapitel

# Ostpreußen 1944–1945: Im Fegefeuer des Krieges

## Es begann in Memel – Das Ende in Königsberg

Am 22. Juni 1944 traten die Sowjets mit neu aufgestellten und durch amerikanische Hilfe gut ausgerüsteten Divisionen zur Großoffensive gegen die Heeresgruppe Mitte an. Nach der Zerschlagung von 25 der 40 deutschen Divisionen strömten die sowjetischen Truppenverbände wie eine Flutwelle durch die 350 Kilometer breite Einbruchsstelle nach Westen vor. Nachdem die Russen Minsk, Grodno, Bialystok, Dünaburg und Kowno in kurzer Zeit zurückerobert hatten, wurden sie vor Riga zum Stehen gebracht. Ihre Absicht, die hier operierende Heeresgruppe Nord abzuschneiden, gelang ihnen nicht. Zwischen dem 1. und 20. August 1944 konnte durch einen Gegenangriff deutscher Verbände der Vorstoß der Russen bis zur Rigaer Bucht aufgehalten werden. In dem bereits von den Sowjets besetzten Ostpolen hatte das „Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" inzwischen das Regiment übernommen, wobei die Polen sich verpflichteten, den Sowjets alle militärisch mögliche Hilfe zu leisten.

Die Bedrohung der deutschen Ostprovinzen, insbesondere Ostpreußens, und ihrer Zivilbevölkerung durch die Rote Armee wurde immer akuter. Die von der deutschen Armeeführung (General Friedrich Hoßbach) in richtiger Einschätzung der Lage rechtzeitig beantragte Räumung des östlichen Teiles der Provinz Ostpreußen wurde vom Reichsverteidigungskommissar für Ostpreußen, Gauleiter Erich Koch, abgelehnt. Nur ein zehn Kilometer breiter Raum hinter der Hauptkampflinie durfte von Zivilisten geräumt werden.

## Der „Evakuierungsplan Ostpreußen"

Der für die akut bedrohten ostpreußischen Grenzkreise Memel, Heydekrug, Tilsit-Ragnit, Schloßberg, Ebenrode, Goldap, Lyck und Treuburg dringend notwendige Räumungsbefehl wurde nicht gegeben. Gauleiter Koch hatte auch verboten, daß der bereits im Sommer 1944 vom Oberpräsidium in Königsberg ausgearbeitete „Evakuierungsplan Ostpreußen" an die Verwaltungsstellen der Gemeinden und der Partei weitergegeben wurde. Er unterstrich dies energisch mit den Worten: „Wer hier noch einmal von Räumung spricht, ist ein Verräter!"

Da zu befürchten war, daß die für die Evakuierung vorgeschlagenen Kreise bald zu „Kampfzonen" werden könnten, wurde Koch von den Bearbeitern des Evakuierungsplanes nahegelegt, diesen wenigstens als „Geheiminstruktion" weiterzugeben. Doch der Reichsverteidigungskommissar für Ostpreußen lehnte auch dies ab, was bereits wenige Monate später verhängnisvolle Folgen für die Zivilbevölkerung der Grenzkreise haben sollte.

In völliger Fehleinschätzung der militärischen Lage ließ Koch stattdessen den von ihm vorgeschlagenen und von Hitler genehmigten „Ostwall" bauen. Koch erklärte zu dieser Aktion: „Ohne Partei gibt es keinen ‚Frontgau Ostpreußen'. Nur die Partei kann für sich in Anspruch nehmen, Menschenmassen zu führen!"

Und er organisierte die Massen für seinen Ostwall-Bau. Alle, die eine Schippe tragen konnten, wurden dafür eingesetzt. Von den Ortsgruppenleitern der Partei wurden Zehntausende von ihren Arbeitsplätzen weggeholt, alte und junge Männer, Arbeiter, Angestellte, Beamte, Arbeitsdienstmänner und Soldaten; zuletzt wurden sogar Frauen zum Schippen eingesetzt. Gegen die Einberufung zum Schippen gab es keine Einspruchsmöglichkeit.

Die Hoffnung des Gauleiters, der Ostwall könnte russische Panzer und Soldaten aufhalten, erwies sich schon wenige Monate später als Illusion, und die von ihm verhinderte rechtzeitige Evakuierung der Zivilbevölkerung aus den grenznahen Kreisen kostete Tausende von Frauen, Kindern und Greisen, die nicht mehr rechtzeitig fliehen konnten, das Leben.

## 50.000 Memelländer – Rettung über See

Während der „Ostwall" noch im Bau war, befand sich Ostpreußen bereits auf dem Weg in die Katastrophe.

Schon im Juli 1944 war es einem sowjetischen Panzerkeil gelungen,

sich Memel bis auf 140 Kilometer zu nähern. Da die Lage von Memel immer bedrohlicher wurde, genehmigte Hitler die Evakuierung der Zivilbevölkerung; sie begann Ende Juli, rechtzeitig, bevor die Sowjets angreifen konnten. Mehr als 50.000 Memelländer wurden mit den Schiffen „Angelburg", „Goya", „Heinz Horn", „Lech", „Messina", „Nordland", „Sumatra", „Wega", „Welheim" und „Wolta" in den folgenden Wochen über die Ostsee nach Pillau, Gotenhafen und Danzig in Sicherheit gebracht.

Der Untergang von Königsberg, der Hauptstadt Ostpreußens, die bis Mitte 1944 vom Krieg noch weitgehend verschont geblieben war, nahm in den letzten Augusttagen 1944 mit einem ersten Terrorangriff alliierter Bomber seinen Anfang. 200 Bomber der RAF und der USAF warfen am 26./27. August 1944 460 Tonnen Bomben ab; über 10.000 Königsberger wurden obdachlos, es gab mehr als 1.000 Tote und eine weit höhere Zahl von Verletzten. Der zweite Angriff, den 600 britische Bomber am 29./30. August flogen und bei dem sie 492 Tonnen Bomben abwarfen, galt ausschließlich der Innenstadt. Den Angriffsraum hatten die britischen Bomber mit „Christbäumen" abgesteckt. Demnach handelte es sich zweifelsfrei um einen geplanten Terrorangriff auf eine dicht besiedelte Innenstadt. Um das Chaos – und damit die Zahl der Opfer – zu vergrößern, erprobte die RAF neue Brandstrahlbomben mit verheerender Wirkung. Es entstanden Feuerstürme, die durch das gesamte Innenstadtgebiet rasten. Rund 150.000 Menschen wurden obdachlos, mehr als 5.000 kamen um, die Zahl der Verletzten wurde nie ermittelt. 48 Prozent aller Gebäude wurden zerstört oder schwer beschädigt – betroffen waren fast ausschließlich Wohn- und Geschäftsgebäude.

General der Infanterie Friedrich Hoßbach, der Oberbefehlshaber der 4. Armee, erwartete spätestens im September/Oktober einen Angriff der Sowjets auf Ostpreußen und schlug am 30. August 1944 die „vorbeugende Evakuierung der Zivilbevölkerung aus den östlichen Gebieten Ostpreußens" vor. Die Parteiführung in Berlin verurteilte die Vorschläge als Defätismus und lehnte sie ab. Gauleiter Koch verkündete: „Kein Russe betritt jemals ostpreußischen Boden!"

Doch nicht alle Ostpreußen glaubten dieser Parole des Reichsverteidigungskommissars. Weitsichtige Landräte hatten gegen alle Verbote für ihre Kreise und Gemeinden eigene Evakuierungspläne erarbeitet und realisierten sie. Erste Trecks wurden gebildet und in Marsch gesetzt. Die Fluchtwelle nahm zu, als in den grenznahen Gebieten das Mündungsfeuer der Artillerie und das Grollen der Geschütze Nacht für Nacht wie ein Gewitter von der nahen Front zu sehen und zu hören waren.

Am 25. September 1944 ordnete Hitler die Aufstellung des Volkssturmes an, zu dem alle bisher nicht eingezogenen Männer zwischen 16 und 60 Jahren herangezogen wurden. Betroffen waren sechs Millionen Männer, die aus beruflichen, Alters- oder Gesundheitsgründen bisher freigestellt waren. Bei dem bereits vorliegenden Material- und Munitionsmangel erreichten die Volkssturmeinheiten keinen befriedigenden Kampfwert mehr, sie erlitten bei der Verteidigung gegen die Rote Armee erhebliche Verluste und wurden im Kampf um Ostpreußen von den Russen sogar oft als Partisanen behandelt.

Am 5. Oktober 1944 griffen sowjetische Truppen das Memelland und Memel an. Ein gewaltiges Trommelfeuer aus sowjetischen Geschützen prasselte auf die deutschen Stellungen. Russische Schlachtflugzeuge warfen ihre Bomben ab und schossen mit Maschinenkanonen. Danach traten 19 sowjetische Schützendivisionen zum Angriff an; ihnen voraus und an ihren Flanken rollten die Kampfwagen von drei Panzerkorps.

## „Die Deutschen sind keine Menschen!"

Gejagt von den Soldaten der Roten Armee und ihren Panzern, schirrten die Menschen ihre Pferde an die Wagen, um mit ihrer letzten Habe vor dem Fegefeuer des Krieges, das urplötzlich über sie hereingebrochen war, zu fliehen. Das Donnern der Front und die Feuer am Horizont, die aus brennenden Häusern und Gehöften hochzüngelten, verfolgten die Trecks und mahnten sie zur Eile.

Doch bei weitem nicht alle Trecks kamen durch. Aus den Wäldern östlich der Fluchtstraßen rollten russische Panzer heran, schwenkten ihre Rohre, feuerten auf die Treckfahrzeuge und die langen Züge der Flüchtlinge, schossen und schossen und überrollten danach die Trecks, Pferde, Wagen, Menschen und zerquetschten sie mit ihrem tonnenschweren Gewicht. Die „Rache" der Roten Armee an wehrlosen Deutschen, an Frauen, Kindern und Greisen begann, und der Haß der Russen auf alles, was deutsch war, entlud sich auf grauenhafte Weise.

Angestachelt und tief ins Bewußtsein der russischen Soldaten eingeprägt wurde dieser Haß durch die Aufrufe des sowjetischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg. Der Text eines dieser Aufrufe, der auf Flugblättern an die Soldaten der Roten Armee verteilt worden war, lautete: „Die Deutschen sind keine Menschen. Von jetzt ab ist das Wort ‚Deutscher' für uns der allerschlimmste Fluch. Von jetzt ab bringt das Wort ‚Deutscher' ein Gewehr zur Entladung. Wir werden nicht sprechen. Wir werden uns nicht aufregen. Wir werden töten. Wenn Du nicht im Laufe eines Tages wenigstens einen Deutschen getötet hast, so ist es für Dich ein

verlorener Tag gewesen. Wenn Du glaubst, daß statt Deiner der Deutsche von Deinem Nachbarn getötet wird, so hast Du die Gefahr nicht erkannt. Wenn Du den Deutschen nicht tötest, so tötet der Deutsche Dich. Er wird die Deinigen festnehmen und sie in seinem verfluchten Deutschland foltern. Wenn Du den Deutschen nicht mit einer Kugel töten kannst, so töte ihn mit dem Seitengewehr. Wenn in Deinem Abschnitt Ruhe herrscht und kein Kampf stattfindet, so töte den Deutschen vor dem Kampf. Wenn Du den Deutschen am Leben läßt, wird der Deutsche den russischen Mann aufhängen und die russische Frau schänden. Wenn Du einen Deutschen getötet hast, so töte einen zweiten – für uns gibt es nichts Lustigeres als deutsche Leichen. Zähle nicht die Tage. Zähle nicht die Kilometer. Zähle nur eines: Die von Dir getöteten Deutschen! Töte den Deutschen – dieses bittet Dich Deine greise Mutter. Töte den Deutschen – dieses bitten Dich Deine Kinder. Töte den Deutschen – so ruft die Heimaterde. Versäume nichts! Versieh Dich nicht. Töte!"

Der Angriff der Roten Armee gegen die 3. Panzerarmee im Memelland, der am 6. Oktober begann, endete am 10. Oktober mit dem Verlust des gesamten Memellandes. Nur der Brückenkopf Memel konnte noch gehalten werden.

## Das Massaker von Nemmersdorf

Wenige Tage später, fast zur gleichen Zeit, zu der am 16. Oktober 1944 die Stadt Gumbinnen bombardiert wurde, drangen vielfach überlegene sowjetische Panzerverbände mit aufgesessener und nachfolgender Infanterie aus dem Raum südlich Ebenrode und nördlich der Rominter Heide in das südöstliche Kreisgebiet von Gumbinnen ein. Im Laufe des 20. Oktober wurden die in der Richtung des Vorstoßes nach Nemmersdorf–Insterburg liegenden Orte von den sowjetischen Panzern durchstoßen und in der Nacht vom 20. zum 21. Oktober die Angerapp bei Nemmersdorf – die Angerapp-Stellung – erreicht und am folgenden Morgen überschritten. Sowjetische Panzerspitzen kämpften sich am 21. Oktober südwestlich an Gumbinnen vorbei und kamen über die Bahnlinie Gumbinnen–Insterburg bis östlich Kanthausen heran. Dagegen konnte der sowjetische Vorstoß aus Ebenrode nach Gumbinnen an der Kreisgrenze beim Bahnhof Trakehnen aufgehalten werden.

In diesen Oktobertagen waren bereits viele tausend Ostpreußen aus den grenznahen Gebieten auf der Flucht – auch ohne Treckbefehl. Zehntausende Räder rollten für die Flucht; unzählige Wagen, die vollbepackt, scheppernd, von scheuenden Pferden gezogen, von Rotarmisten gehetzt, polternd auf den Straßen dahinzogen.

„Nur weg, bevor die Russen kommen" war der Leitgedanke der Flüchtenden.

Unter den vielen Trecks waren zwei, die sich am 20. Oktober unweit Nemmersdorf befanden. An diesem Tag herrschte in dem kleinen Dorf fast Friedhofsruhe. Dem Treckbefehl, der erst am Vortage ausgegeben worden war, konnte niemand mehr folgen, er kam viel zu spät, russische Panzer sollten bereits in der Nähe sein. Einige Frauen hatten sich in die Kirche geflüchtet, andere in den Kellern verkrochen, wieder andere hatten im Gasthaus Zuflucht gesucht.

Der erste der Trecks, der die Straße, die von Gumbinnen nach Südwesten führte, als Fluchtweg genutzt hatte, vollbepackt mit Frauen und Kindern, die sich auf den Wagen unter Planen verkrochen hatten, da es regnete, erreichte am 21. Oktober 1944 die Brücke, die in Nemmersdorf über die Angerapp führte. Daß diese Brücke auch das Ziel von russischen Panzern war, die von Südosten auf Nemmersdorf zurollten, ahnten die Flüchtenden nicht.

Der Treck, der im Morgengrauen in Nemmersdorf angekommen war und die ganze Breite der Hauptstraße eingenommen hatte, hielt an, um eine Pause zu machen. Es wäre besser gewesen, er wäre weitergezogen.

Denn zu dieser Stunde, am 21. Oktober, hatten auch die russischen Panzer Nemmersdorf erreicht. Aus dem Schleier von Regen und Dunst des erwachenden Herbstmorgens waren sie plötzlich aufgetaucht, wälzten sich über die Hauptstraße, überrollten das erste Treckfahrzeug und danach alle anderen Wagen. Zurück blieben nur Trümmer und Tote.

Der zweite Treck, der seit dem 17. Oktober unterwegs war, hatte an diesem Morgen ebenfalls Nemmersdorf erreicht. Am Ortseingang hatte er einer motorisierten deutschen Infanterieeinheit, die sich auf dem Rückzug befand, Platz machen müssen. Ein Kradmelder hatte kurz angehalten und dem ersten Gespannführer zugeschrien: „Haut bloß ab – die Russen kommen – die bringen alle um, sogar die Kinder!" Dann war er mit Vollgas weitergerast.

Der Treck, bestrebt, so schnell als möglich weiterzukommen, war weitergefahren, vorbei an der Kirche, dann hatte er das letzte Haus von Nemmersdorf erreicht.

Da wurde es plötzlich laut. Ein versprengter deutscher Panzer jagte mit rasselnden Ketten am Treck vorbei. Plötzlich dröhnte es irgendwoher aus Lautsprechern: „Deutsche, werft die Waffen weg! Hebt die Hände hoch! Es passiert Euch nichts. Die Rote Armee garantiert es Euch!"

Noch bevor die Flüchtlinge auf den Treckfahrzeugen die Situation begreifen konnten, rollten russische Panzer heran, kamen auf den Treck zu. Sieben waren es oder acht. Der erste schnitt dem Treck den Fluchtweg ab

und feuerte. Pausenlos. Die Pferde des ersten Treckwagens scheuten, brachen aus, wollten durchgehen. Der Wagen raste im Zickzack hin und her, schaffte aber noch den Durchbruch. Die anderen sechs Fuhrwerke des Trecks wurden von den Panzern mit dem roten Stern überrollt. Der erste Panzer erreichte das zweite Fuhrwerk, zermalmte Pferde, Wagen und Menschen. Die Panzerketten zerquetschten dem Fuhrwerkfahrer, der vom Wagen gefallen war, den Oberschenkel, der nächste Panzer zermalmte ihm das Gesicht. Zur Unkenntlichkeit verstümmelt blieb die Leiche liegen, es waren nur noch die Reste eines Menschen. Ein anderer Panzer hatte den Treck von hinten aufgerollt und raste mit seinen schweren breiten Kettengliedern über das brechende Fahrzeug hinweg, über verwundete, schreiende Menschen. Die noch Lebenden wurden aus den Treckwagentrümmern hervorgezogen, Männer rechts raus – zum Erschießen. Einer der Todgeweihten wurde von einem russischen Unterleutnant zur Seite geschoben, angebrüllt und mit einem Schuß in die Schläfe ermordet. Die Frau des Ermordeten mußte die Tat mit ansehen. Völlig verstört stand sie neben der Leiche.

Währenddessen hatten die auf den Panzern aufgesessenen Rotarmisten das Fluchtgepäck aus den zerstörten und umgestürzten Treckwagen gezogen und nach Schmuck und Schnaps durchsucht.

Die Frau des Ermordeten und einige andere Überlebende des Trecks, ausnahmslos Polenmädchen und polnische Arbeiter, die bei deutschen Bauern gearbeitet hatten und mit getreckt waren, hatten in einem Bauernhaus am Ortsrand Unterkunft gefunden, wo sie sich zwei Tage lang versteckten, ohne zu ahnen, was um sie herum im Dorf, wo die Rotarmisten hausten, geschah. Bereits in der ersten Nacht hatten sie den Toten heimlich im Garten begraben.

Am zweiten Tag wagte sich einer der polnischen Ackerknechte nach draußen und kam dann mit der Nachricht ins Haus: „Die Deutschen kommen zurück!"

Das von russischen Panzereinheiten der 11. Gardearmee unter General Galitsky für knapp zwei Tage besetzte Nemmersdorf wurde von deutschen Verbänden, darunter Einheiten des Fallschirm-Panzergrenadier-Regiments „Hermann Göring", zurückerobert.

Auch das Bataillon von Hauptmann Werner Held gehörte dazu und wurde mit Panzerfahrzeugen bei der Rückeroberung von Nemmersdorf eingesetzt.

Als der junge Kommandeur, der in einem offenen Schützenpanzerwagen seine Einheit anführte, an einem der überrollten Trecks mit den toten Flüchtlingen und schon aufgedunsenen Pferdekadavern vorbeikam, ahnte er Schlimmes. Nachdem sein Bataillon bei Sodehnen eine

russische Panzerkolonne niedergekämpft hatte, war der Weg nach Nemmersdorf frei. Vor dem Ort stieß der Hauptmann auf eine offenbar von den Russen überrollte deutsche Feldwache. Er fand vier Infanteristen mit durchgeschnittenen Kehlen. Als er das Gasthaus „Weißer Krug", von dem rechts eine kleine Straße zu den umliegenden Gehöften führte, erreichte, sah er vor dem ersten Anwesen einen Leiterwagen stehen. An diesem waren vier nackte Frauen gekreuzigt, durch die Hände genagelt, aufgehängt. Ein ähnliches Bild sah er kurze Zeit später vor dem „Roten Krug": an den Scheunentoren hingen gekreuzigte Frauen.

Der Hauptmann war erschüttert, entsetzt, fassungslos; er mußte sein Fahrzeug verlassen, sich an einen Baum lehnen und übergeben.

Was die deutschen Rückeroberer, Soldaten der 4. deutschen Armee unter dem Befehl von General Hoßbach, des Fallschirm-Panzergrenadier-Regiments „Hermann Göring" und einer Volkssturmeinheit in Nemmersdorf vorfanden, war grauenhaft. Nemmersdorf war der erste deutsche Ort, in dem der Roten Armee deutsche Zivilisten in größerer Zahl in die Hände gefallen waren. An ihnen entlud sich der Haß der Rotarmisten in kaum vorstellbarer Grausamkeit.

Der Volkssturmmann Karl Potrek aus Königsberg gehörte zu einer Einheit, die in Nemmersdorf eingesetzt war. Er berichtete darüber: „Meine Volkssturm-Kompanie erhielt den Befehl, in Nemmersdorf aufzuräumen. Schon kurz vor Nemmersdorf fanden wir zerstörtes Flüchtlingsgepäck und umgeworfene Wagen. In Nemmersdorf selbst fanden wir den geschlossenen Flüchtlingstreck. Alle Wagen waren durch die Panzer völlig zerstört und lagen am Straßenrand oder im Graben. Das Gepäck war geplündert, zerschlagen oder zerrissen, also vollständig vernichtet. Dieser Flüchtlingstreck war aus der Gegend Ebenrode und Gumbinnen. Das ganze Flüchtlingsgut wurde in die Dorfkirche getragen. Von den Flüchtlingen selbst haben wir nichts gefunden.

Am Dorfrand in Richtung Sodehnen–Nemmersdorf steht auf der linken Straßenseite ein großes Gasthaus ‚Weißer Krug'. Nicht weit davon stand ein Leiterwagen. An diesem waren vier nackte Frauen in gekreuzigter Stellung durch die Hände genagelt. Hinter dem Gasthaus ‚Roter Krug' stand längs der Straße eine Scheune. An den beiden Scheunentüren war je eine Frau nackt in gekreuzigter Stellung durch die Hände genagelt.

Weiter fanden wir dann in den Wohnungen insgesamt 72 Frauen, einschließlich Kinder und einen alten Mann von 74 Jahren, die sämtlich tot waren. Fast ausschließlich bestialisch ermordet, bis auf nur wenige, die Genickschüsse aufwiesen. Unter den Toten befanden sich auch Kinder im Windelalter, denen mit einem harten Gegenstand der Schädel ein-

geschlagen war. In einer Stube fanden wir auf einem Sofa in sitzender Stellung eine alte Frau von 84 Jahren vor, die vollkommen erblindet gewesen und bereits tot war. Dieser Toten fehlte der halbe Kopf, der anscheinend mit einer Axt oder mit einem Spaten von oben nach dem Halse weggespalten war.

Diese Leichen mußten wir auf den Dorffriedhof tragen, wo sie dann liegenblieben, weil eine ausländische Ärzte-Kommission sich zur Besichtigung der Leichen angemeldet hatte. So lagen diese Leichen dann drei Tage, ohne daß diese Kommission erschien. Inzwischen kam eine Krankenschwester aus Insterburg, die in Nemmersdorf beheimatet war und hier ihre Eltern suchte. Unter den Ermordeten fand sie ihre Mutter von 72 Jahren und auch ihren alten, schwachen Vater von 74 Jahren, der als einziger Mann zu diesen Toten gehörte. Diese Schwester stellte dann fest, daß alle Toten Nemmersdorfer waren. Am vierten Tag wurden dann die Leichen in zwei Gräbern beigesetzt. Erst am nächsten Tag erschien die Ärzte-Kommission, und die Gräber mußten noch einmal geöffnet werden. Es wurden Scheunentore und Böcke herbeigeschafft, um die Leichen aufzubahren, damit die Kommission sie untersuchen konnte. Einstimmig wurde dann festgestellt, daß sämtliche Frauen wie Mädchen von acht bis zwölf Jahren vergewaltigt waren, auch die alte blinde Frau von 84 Jahren. Nach der Besichtigung durch die Kommission wurden die Leichen endgültig beigesetzt!"

Ein weiterer, unmittelbar an der Rückeroberung von Nemmersdorf Beteiligter war der Chef der 18. Kompanie des Fallschirm-Panzergrenadier-Regiments 2 „Hermann Göring", Oberleutnant d.R. Heinrich Amberger. Er berichtete u.a.: „Ich sah auf der durch Nemmersdorf hindurchführenden Landstraße Gumbinnen–Angerapp, in unmittelbarer Nähe der über das Flüßchen Angerapp führenden Straßenbrücke, einen von russischen Panzern zusammengefahrenen Flüchtlingstreck, von dem nicht nur die Fahrzeuge und Zugtiere, sondern auch eine große Anzahl von Zivilisten, vorwiegend Frauen und Kinder, durch die russischen Panzer plattgewalzt waren. Am Straßenrand und in den Höfen der Häuser lagen massenhaft Leichen von Zivilisten, die augenscheinlich nicht durch Kampfhandlungen getötet waren, sondern planmäßig ermordet worden waren.

Am Straßenrand saß, zusammengekauert, eine durch Genickschuß getötete alte Frau. Nicht weit davon lag ein mehrere Monate alter Säugling, der durch einen Nahschuß durch die Stirn (stark verbrannter Einschuß, faustgroßer Ausschuß am Hinterkopf) ermordet worden war. Eine Anzahl Männer, die keine weiteren tödlichen Verletzungen aufwiesen, waren durch Schläge, wohl mit dem Spaten oder Gewehrkolben, in

das völlig zertrümmerte Gesicht getötet worden. In mindestens einem Fall war ein Mann an ein Scheunentor angenagelt worden. Aber nicht nur in Nemmersdorf selbst, sondern auch in benachbarten, zwischen Angerapp und Rominten gelegenen Ortschaften, die bei dem gleichen Gegenangriff von russischen Truppen gesäubert wurden, wurden zahllose gleichartige Fälle festgestellt. Lebende deutsche Zivilisten habe ich weder in Nemmersdorf noch in den Nachbarschaftsorten mehr angetroffen, obschon von dort infolge der überraschenden russischen Panzervorstöße keine nennenswerte Zahl von Flüchtlingen hat fortkommen können!"

Diese protokollarische Aussage von Dr. phil. Heinrich Amberger hat als eidesstattliche Erklärung nach Kriegsende auch dem Internationalen Militärgericht in Nürnberg vorgelegen.

Zum „Fall Nemmersdorf" sagte der ehemalige Generalmajor Erich Detlefsen, von Mai 1944 bis Februar 1945 Chef des Generalstabes der 4. Armee, vor einem amerikanischen Militärgericht in Neu-Ulm am 5. Juli 1946 u.a. aus: „Als im Oktober 1944 russische Verbände vorübergehend bis Nemmersdorf vorstießen, wurde in einer größeren Zahl von Ortschaften südlich Gumbinnens die Zivilbevölkerung z. T. nach Martern, wie Annageln an Scheunentore, durch russische Soldaten erschossen. Eine große Anzahl von Frauen wurde vorher vergewaltigt!"

Das Massaker von Nemmersdorf im Oktober 1944 wurde nicht geheimgehalten, sondern in der deutschen Presse in Wort und Bild veröffentlicht. Dies geschah aus zwei Gründen. Man wollte den Ostpreußen bewußt machen, wozu Soldaten der Roten Armee Deutschen gegenüber, besonders Frauen und Kindern, fähig sind, um sie damit noch stärker als bisher für die Verteidigung ihrer ostpreußischen Heimat zu motivieren. Zum zweiten verfolgte die deutsche Parteipropaganda mit der Einladung einer internationalen Ärztekommission sowie ausländischer Journalisten das Ziel, am Beispiel Nemmersdorf die „Kriegsführung der Bolschewisten" zu zeigen.

Beide Ziele wurden nicht erreicht.

Die Ärzte und Journalisten aus neutralen Ländern, die man an den Schauplatz des Geschehens eingeladen hatte, zeigten ein nicht allzugroßes Interesse für die Greueltaten von Nemmersdorf. Offensichtlich waren sowjetische Kriegsverbrechen an Deutschen im Oktober 1944 nicht gefragt, nicht einmal die Tatsache, daß sich unter den Ermordeten auch fünfzig französische Kriegsgefangene, die von den Rotarmisten durch Genickschuß getötet worden waren, befanden.

Typisch für die Berichterstattung der internationalen Presse über die Greueltaten in Nemmersdorf war ein Beitrag des Korrespondenten der

in Genf – dem Sitz des Internationalen Roten Kreuzes! – erscheinenden Zeitung „Courier", Ausgabe vom 7. November 1944: „Der Krieg in Ostpreußen, der sich im Dreieck Gumbinnen–Goldap–Ebenrode abspielt, steht im Augenblick im Vordergrund des Geschehens, seit Goldap von den Deutschen wieder eingenommen worden ist. Die Lage wird nicht durch die erbitterten Kämpfe der regulären Truppen, durch das Übermaß an eingesetztem Material auf beiden Seiten und dadurch gekennzeichnet, daß die neu geschaffene deutsche Miliz mit eingesetzt wird, sondern leider auch durch allzu bekannte Methoden der Kriegsführung: Verstümmelung und Hinrichtung von Gefangenen und fast vollständige Ausrottung der deutschen bäuerlichen Bevölkerung, soweit sie in ihrem Gebiet geblieben war ...

Die Zivilbevölkerung ist sozusagen aus dem umkämpften Gebiet verschwunden, denn die meisten Landbewohner sind mit ihren Familien geflohen. Mit Ausnahme einer jungen deutschen Frau und eines polnischen Arbeiters ist alles von der Roten Armee vernichtet worden. Dreißig Männer, zwanzig Frauen, fünfzehn Kinder sind in Nemmersdorf den Russen in die Hände gefallen und umgebracht worden. In Brauersdorf habe ich selbst zwei Landarbeiter französischer Herkunft gesehen, ehemalige Kriegsgefangene, die ebenfalls massakriert worden waren. Einer konnte identifiziert werden. Nicht weit davon dreißig deutsche Gefangene, die dasselbe Schicksal erlitten haben. Ich verschone Sie mit der Schilderung der Verstümmelungen und dem entsetzlichen Anblick der Leichen auf offenem Feld. Es sind Eindrücke, die auch die lebhafteste Phantasie übersteigen!"

Vergewaltigungen und Kreuzigungen von Frauen, bestialischer Mord an wehrlosen Säuglingen, Kindern und Greisen fanden in dem Bericht des Schweizer Journalisten keine Erwähnung, wohl aber ein Hinweis auf die „neu geschaffene deutsche Miliz", womit offensichtlich der „Volkssturm" gemeint war.

Wenn Hitler und Goebbels geglaubt hatten, mit der öffentlichen Bekanntgabe der Vorkommnisse in Nemmersdorf den Engländern und Amerikanern vor Augen führen zu können, wozu die Armeen ihres Verbündeten Josef Stalin fähig waren, um damit eine Entzweiung der Alliierten herbeizuführen, so war auch dieser Versuch fehlgeschlagen. Die Amerikaner und Engländer beschäftigte zu dieser Zeit mehr die Invasion als das, was in Ostpreußen geschah.

Und die Reaktion der Ostpreußen auf das Massaker von Nemmersdorf? Nicht die Bereitschaft zur Heimatverteidigung wuchs, sondern die Angst vor den Russen und die Bereitschaft zur Flucht. Vielen Ostpreußen wurde jetzt erst richtig bewußt, was sowjetische Besetzung und

Besatzung bedeutet; es wurde ihnen in erschreckendem Ausmaß klar: wenn die Russen kommen, wird Ostpreußen in einem Meer von Blut und Tränen untergehen.

Doch Gauleiter Erich Koch, der nach Nemmersdorf wissen mußte, was mit Frauen, Kindern und Alten geschehen würde, wenn haßerfüllte Rotarmisten in Massen in Ostpreußen einfallen und vordringen, verbot im Oktober 1944 noch einmal jede Fluchtabsicht; er stellte das unerlaubte Verlassen Ostpreußens unter Strafe. 1.750.000 Ostpreußen setzte der Reichsverteidigungskommissar damit der Gefahr aus, ihr Leben zu verlieren, und wie sich im weiteren Kriegsverlauf zeigte, verlor es jeder dritte von ihnen.

Doch trotz des strikten Verbotes der Gauleitung verließen noch vor Beginn des Winters Zehntausende von Frauen, Kindern und älteren Männern ihre ostpreußische Heimat, bevor die Rote Armee zum Sturm auf Ostpreußen antrat.

Auch Adolf Hitler hatte am 20. November 1944 Ostpreußen verlassen. Seit dem 23. Juni 1941 hatte sich das Führerhauptquartier mit dem Decknamen „Wolfsschanze" im Forst Görlitz, dem Stadtwald von Rastenburg, befunden, etwa acht Kilometer östlich der Stadt gelegen. Dort hatte am 20. Juli 1944 auch das Attentat auf Hitler stattgefunden. Durch das Vordringen der Roten Armee war auch das Führerhauptquartier in Frontnähe geraten und wurde am 20. November 1944 im Rahmen des Unternehmens „Inselsprung" aufgegeben und gesprengt.

## Stalins „Blitzkrieg" in Ostpreußen

Während im November 1944 die Trecks immer zahlreicher, die Fahrzeugkolonnen immer länger und die Eisenbahnzüge von Ostpreußen ins Reich immer überfüllter wurden und auch Hitler mit seinem Hauptquartier von Rastenburg in Ostpreußen nach Ziegenberg bei Bad Nauheim in Hessen ausgewichen war, wurde im sowjetischen Generalstab Stalins Blitzkrieg gegen Ostpreußen planmäßig vorbereitet.

1,6 Millionen Soldaten, 25.426 Geschütze und Granatwerfer, 3.800 Panzer und Artilleriegeschütze auf Selbstfahrlafetten, 3.000 Flugzeuge, 13,5 Millionen Granaten, 620 Millionen Patronen und 2,2 Millionen Geschosse für Raketenwerfer wurden von Stalin allein der 2. und 3. Weißrussischen Front für den Kampf in Ostpreußen zur Verfügung gestellt.

Der Chef des deutschen Generalstabes, Generaloberst Heinz Guderian, wußte von der Überlegenheit der Russen. In einem Vortrag, den er am 26. Dezember 1944 vor Hitler hielt, hatte er dem Führer die ernste Lage an der Ostfront erklärt und auf den zu erwartenden Angriff der Ro-

ten Armee auf Ostpreußen hingewiesen. Er bezifferte die Überlegenheit der Sowjets bei der Infanterie mit 11:1, an Panzern mit 7:1, an Geschützen mit 20:1, kam also auf eine fünfzehnfache Überlegenheit der Erdtruppen und eine zwanzigfache in der Luft. Hitler nannte die von Guderian genannten Zahlen „den größten Bluff seit Dschingis Khan", und der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, schloß sich dieser Meinung an. Damit war eine Truppenverstärkung an der Ostfront abgelehnt.

Am Dienstag, den 9. Januar 1945, hatte Guderian im neuen Führerhauptquartier „Adlerhorst" bei Ziegenberg noch einmal versucht, Hitler vom Ernst der Lage an der Ostfront und an der Grenze Ostpreußens zu überzeugen. Guderian war dabei von General Reinhard Gehlen, dem Chef der „Abteilung Fremde Heere Ost", unterstützt worden, der vorgetragen hatte, in welcher Stärke die sowjetische Winteroffensive mit dem Endziel Berlin in aller Kürze zu erwarten sei.

Doch alles umsonst. In Gegenwart von Guderian, Gehlen, Göring, Himmler und weiteren Heeresführern traf Hitler eine folgenschwere Entscheidung. Sie lautete kurz und knapp: „Keine Verstärkung für den Osten. Dort kann ich noch Boden verlieren, im Westen nicht. Der Osten muß sich allein helfen!"

Damit waren die Würfel gefallen. Hitler glaubte noch immer nicht an die Stärke der Russen und eine bevorstehende große sowjetische Offensive. Er irrte!

Drei Tage später begann Stalins Blitzkrieg in Ostpreußen.

Der sowjetische Generalstab, der inzwischen die größte Angriffsarmee aller Zeiten an Deutschlands Grenze bereitgestellt hatte, hatte nur auf den Einbruch der Kälte gewartet, die die Wege festigte, Äcker und Wiesen für Panzer befahrbar machte, Seen, Teiche, Bäche und Flüsse mit Eis überzog. Und die Kälte kam. Am 9. Januar 1945 verzeichnete man bereits Minustemperaturen von fünfzehn Grad, die bis zum 12. Januar bis auf über zwanzig Grad Minus gefallen waren.

Mit dem erwachenden Morgen des 13. Januar 1945 brach in den ostpreußischen Grenzgebieten die Hölle los. An diesem Morgen, eine Stunde nach Mitternacht, begann der rote Sturm, zerrissen Geschütze aller Kaliber mit ihrem tosenden Gebrüll, schwere und überschwere Granatwerfer und Stalinorgeln mit ihren heulenden Geschossen die Stille des eiskalten Wintermorgens, überschütteten die dünn besetzten deutschen Stellungen mit vielen tausend Tonnen von Stahl und Sprengstoff. Ein grausames Feuerwerk ohnegleichen prasselte auf die deutsche Front, so, als wolle man vor dem großen Sturm die gesamte Erde umpflügen.

Stunde um Stunde dauerte dieser Beschuß, mähte die Sense des Todes die Männer in den deutschen Stellungen nieder.

Endlich, nach drei Stunden, wurde es still. Totenstill. Den deutschen Verteidigern, die diesen Feuerhagel unverwundet überstanden hatten, stockte der Atem vor dieser unheimlichen, weiteres Unheil verkündenden Stille.

Eine Stunde dauerte diese Stille; zu wenig Zeit, um alle Verwundeten bergen zu können.

Dann begann der Höllenlärm von neuem. Die Russen konzentrierten ihr Feuer nun auf schmale Land- und Waldstreifen entlang des ostpreußischen Grenzgebietes; sie schossen Sturmgassen. Pausenlos dröhnte und brüllte es, zitterte die Luft. Dann war auch das vorbei. Was aber danach kam, war schlimmer als erwartet.

Mit Hunderten von Panzern und Sturmgeschützen, umgeben von Tausenden von Infanteristen, die gleich Ameisen aus dem Boden hervorquollen, rollte die russische Dampfwalze in die Sturmgassen, alles zermalmend, was sich ihnen in den Weg stellte.

Gegen eine solche Übermacht gab es kaum noch einen Widerstand. Tackte da und dort noch ein deutsches Maschinengewehr, so wurde es im nächsten Augenblick überwalzt. Unaufhaltsam stürmten die erdbraunen Gestalten im Schutze ihrer Panzer vorwärts. In ihren Taschen trugen sie einen neuen Aufruf des jüdischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg für den Kampf auf ostpreußischer Erde, den Aufruf zu Vergewaltigung und Mord, zum Auslöschen aller noch lebenden Deutschen: „Tötet, ihr tapferen Rotarmisten! Tötet! Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist. Folgt der Anweisung des Genossen Stalin und zerstampft das faschistische Tier in seiner Höhle. Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen. Nehmt sie als rechtmäßige Beute. Tötet, ihr tapferen, vorwärtsstürmenden Rotarmisten. Tötet!"

Wehe den ostpreußischen Frauen, den Kindern und Alten, den Kranken und Gebrechlichen, die nicht mehr rechtzeitig hatten fliehen können oder daheimgeblieben waren, weil sie darauf vertraut hatten, daß die Russen auch Menschen seien, und wehe denen, die auf ihrer verspäteten Flucht diesen vorwärtsstürmenden Rotarmisten in die Hände fielen.

Während die Rotarmisten, angestachelt von Stalins Mordbefehl, im Schutze der Panzer und Sturmgeschütze vorwärts stürmten, war die Luft über ihnen erfüllt vom Motorenlärm der sowjetischen Flugzeuge, der Schlachtflieger und Bomber, die zu Hunderten über das ostpreußische Land flogen, um ihre todbringende Last auf die deutschen Verteidiger und weiter im Hinterland auf Dörfer und Städte, Bahnhöfe und Brücken, Straßen und Häfen abzuwerfen, um alles in ein Meer von Feuer und Asche zu verwandeln.

An diesem Tage, dem 13. Januar 1945, war die Hölle über Ostpreußen

hereingebrochen. Diesen Tag beschrieb General Tschikow, der mit der 1. Weißrussischen Front die Offensive eröffnete, wie folgt: „Als vom Donner der Salven aus tausenden Geschützen die Erde erbebte und wie im Fieber zu erzittern begann, waren die Gedanken und Blicke nach vorn gerichtet. Die erste Angriffswelle ging zum Sturm über. Infanterie und Panzer wiesen einander den Weg. Nach einigen Minuten war der erste wie auch der zweite Schützengraben genommen. Bei Tagesanbruch war die gesamte erste Verteidigungslinie des Feindes fest in unseren Händen!"

Der Angriff der Roten Armee, der stufenweise zwischen dem 13. und 16. Januar erfolgte, war gründlich vorbereitet, mit einer Übermacht an Menschen und Material, und er verlief auch an den folgenden Tagen wie geplant.

Die 3. Weißrussische Front unter dem Befehl des Armeegenerals Tschernjachowski, bestehend aus sieben Armeen mit 56 Schützendivisionen und zwei Panzerkorps, begann ihren Angriff auf Ostpreußen aus dem Raum Pillkallen und durchbrach bei Gumbinnen die Front der 3. deutschen Panzer-Armee (Generaloberst Raus) mit Stoßrichtung Königsberg–Kurisches Haff. Die 2. Weißrussische Front unter dem Befehl von Marschall Rokosowski griff aus ihren Bereitstellungen im Narew-Bug-Dreieck mit sechs Armeen, bestehend aus 54 Schützendivisionen und fünf Panzerkorps die 2. deutsche Armee (Generaloberst Weiß) mit Stoßrichtung Elbing–Weichselmündung an. Von Tilsit aus stieß die 43. Armee der sowjetischen 1. Baltischen Front entlang dem Kurischen Haff nördlich an Königsberg vorbei.

Das Ziel des sowjetischen Angriffsplanes war, Ostpreußen von seinen Landverbindungen nach Westen abzuschneiden, die deutschen Truppen in Ostpreußen einzukesseln und zu vernichten, innerhalb von zwei Wochen die Ostseeküste zu erreichen und Königsberg einzuschließen.

Am Tag der sowjetischen Großoffensive brach unter der Zivilbevölkerung Ostpreußens die Panik aus. Unter widrigsten Wetterbedingungen, bei 25 Grad Kälte, eisigem Wind, hohem Schnee, vereisten und verstopften Straßen, erreichte die Massenflucht der Ostpreußen ein chaotisches Ausmaß. Ein Land brach auf und floh vor der vorwärtsstürmenden Roten Armee. Obwohl die deutschen Verteidiger erbitterten Widerstand leisteten, konnten sie den Vormarsch der Roten Armee nur noch abschnittsweise verlangsamen, aber nicht mehr aufhalten.

Trotz der Aussichtslosigkeit, den vordringenden Eroberern ihrer Heimat zu entkommen, machten sich in diesen Januartagen noch viele in aller Eile zusammengestellte Flüchtlingstrecks auf den Weg nach Norden und Westen, und dies über vereiste, schneeverwehte Landstraßen und

unter katastrophalen Wetterbedingungen. Viele mußten unterwegs aufgeben, weil es kein Weiterkommen gab. Andere wurden von russischen Panzern überrollt, wenige kamen durch.

## Wehe den Daheimgebliebenen

Und die Daheimgebliebenen, die nicht mehr flüchten konnten – nur noch Frauen, Kinder und ältere Männer –, waren gezwungen, in ihren Häusern, Wohnungen und Kellern die Ankunft der Soldaten der Roten Armee abzuwarten. Und sie taten es mit einer entsetzlichen Angst. Was würde mit ihnen geschehen, wenn die Russen kamen? Sie alle gingen einer unsagbaren Leidenszeit entgegen.

Der Vormarsch der Roten Armee in Ostpreußen entwickelte sich in der Tat zu einem „Blitzkrieg"!

Sieben Tage nach Beginn der Großoffensive, am 21. Januar, wurde die 4. deutsche Armee (General Hoßbach) zum Rückzug gezwungen. Der Befehlshaber des Ersatzheeres, Heinrich Himmler, befahl die sofortige Auflösung.

Einen Tag später, am 22. Januar, verließ am frühen Morgen der letzte D-Zug den Bahnhof von Königsberg.

Am gleichen Tag, dem 22. Januar, gingen Allenstein, Insterburg, Osterode, Mohrungen und Deutsch-Eylau verloren. Eine Flüchtlingswelle von großem Ausmaß erreichte den Pillauer Hafen; für Memel wurde der Räumungsbefehl erteilt.

Am 23. Januar, einen Tag nach der Besetzung Allensteins, wurde das Tannenbergdenkmal von der deutschen Wehrmacht gesprengt, nachdem einige Tage zuvor der Sarg des dort beigesetzten ehemaligen Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten Paul von Hindenburg sichergestellt und mit dem Kreuzer „Emden" über See nach Westen überführt worden war.

Am gleichen Tag hatten russische Panzerspitzen Elbing erreicht; die Bevölkerung floh Hals über Kopf.

Am 25. Januar 1945 verließen die Schiffe „Robert Ley", „Pretoria", „Ubena", „Duala" und einige kleinere Fahrzeuge den Hafen von Pillau. An Bord der Schiffe befanden sich über 22.000 Flüchtlinge. Am gleichen Tag gelang der Roten Armee im Ostteil des Kreises Samland ein Durchbruch. Löwenhagen wurde besetzt, Lötzen und die Seenstellung mußten aufgegeben werden, Labiau, Ortelsburg, Angerburg und Preußisch-Holland gingen verloren. Der Versuch der Sowjets, über den Pregel und die Deime den Durchbruch nach Königsberg zu erzwingen, wurde abgeschlagen. Südlich von Tolkemit stießen die Sowjets bis an das Frische

Haff. Fuchshöfen, Waldau, Gamsau, Molsehnen und Liskaschaaken wurden von der Roten Armee besetzt. Erste Beschießung Königsbergs durch sowjetische Artillerie.

Am 26. Januar konnten die 39. und die 43. sowjetische Armee zwischen Königsberg und Cranz ins westliche Samland bis vor Fischhausen vordringen und damit die Landverbindung Pillau–Königsberg unterbrechen.

Am 27. Januar 1945 wurde die Zivilbevölkerung Königsbergs zur Räumung der zur Festung erklärten Stadt aufgefordert. Eine regellose Flucht setzte ein. General Lasch wurde zum Festungskommandanten ernannt. Sowjetische Angriffsspitzen erreichten am hart umkämpften Elbing vorbei das Frische Haff. Damit war Ostpreußen abgeriegelt, der Fluchtweg über die Weichsel versperrt und der Westweg aus Ostpreußen nur noch über die Nehrung offen. Mehr als 500.000 Ostpreußen befanden sich damit in der Gefahr, in die Hände der Roten Armee zu geraten. Bei heftigem Artilleriefeuer verstärkte sich die Massenflucht aus dem bedrohten Königsberg. Am gleichen Tag, dem 27. Januar, wurden Rastenburg und Gerdauen von den Sowjets besetzt.

Am 28. Januar 1945 setzten sowjetische Truppen ihre Durchbruchsversuche beiderseits des Pregel fort und schoben sich an die Ost- und Nordostfront des Befestigungsgürtels von Königsberg heran mit der Absicht, Königsberg völlig einzuschließen. Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Erich Koch verließ an diesem Tag mit Anhang und Behördenvertretern die Stadt Königsberg, nachdem er Kreisleiter Wagner als örtlichen Parteibevollmächtigten eingesetzt hatte. Im weiteren Kampfverlauf gingen Ludwigswalde, Neuhausen und Tannenwalde verloren. Nach Süden wurde Königsberg von der 5. deutschen Panzerdivision abgeschirmt. Fort Dohna und Zwischenwerk Altenburg gingen in der Nacht zum 29. Januar verloren; im gesamten Vorfeld von Königsberg wurde unter Beteiligung des Volkssturmes gekämpft.

Am 29. Januar 1945 beschossen der Kreuzer „Prinz Eugen", die Zerstörer „Z 25" und „Paul Jacobi" sowie die Torpedoboote „T 23" und „T 33" Landziele vor den Angriffsspitzen, Artillerieträger beschossen aus dem Königsberger Seekanal heraus sowjetische Panzerspitzen. Truppen der Roten Armee stießen zwischen Brandenburg und Haffstrom an das Frische Haff, Godrienen, Trankwitz und Wargen wurden besetzt. In einem Blitzangriff drangen die Sowjets in Metgethen ein.

Am 30. Januar 1945 kämpfte die Panzergrenadier-Division „Großdeutschland" Brandenburg und Heide-Waldburg wieder frei und schuf damit vorübergehend eine Verbindung nach Königsberg. In der Nacht zum 31. Januar stießen sowjetische Truppen bei Nautzwinkel und

Groß Heydekrug bis zum Königsberger Seekanal vor und sperrten damit die Verbindung nach Pillau. Ein weiteres Vordringen auf die Stadt Königsberg konnte verhindert werden.

Bis Ende Januar 1945 war es den sowjetischen Truppen gelungen, bis zur Ostsee vorzustoßen, Ostpreußen nach Westen abzuriegeln und Königsberg einzuschließen. Damit hatte die Belagerung der Hauptstadt Ostpreußens durch die Rote Armee begonnen.

In der ersten Februarwoche 1945 fanden schwere Kämpfe bei Wormditt, Heilsberg, Friedland und beiderseits Königsbergs statt. Die deutschen Verteidiger wurden im Heiligenbeiler Kessel eingeschlossen; vorübergehend konnte beiderseits der Reichsstraße 1 zwischen Königsberg und Brandenburg ein breiter Streifen freigekämpft werden, der jedoch bis auf die Haff-Notstraße wieder verloren ging. Am 5. Februar war die Kurische Nehrung vollständig in sowjetischer Hand, am 8. Februar ging Frauenburg verloren.

In der Nacht vom 9. zum 10. Februar sank an der pommerschen Küste das am Mittag aus Pillau ausgelaufene Lazarettschiff „Steuben" mit mehreren tausend Verwundeten und Flüchtlingen nach zwei Torpedotreffern des sowjetischen U-Boots „S 13", das bereits am Abend des 30. Januar 1945 fast an der gleichen Stelle die aus Gotenhafen ausgelaufene „Wilhelm Gustloff" mit drei Torpedotreffern versenkt hatte, wobei über 9.000 Menschen den Tod gefunden hatten.

Nach schweren Kämpfen, die am 19. Februar begonnen hatten, war es deutschen Truppen am 21. Februar gelungen, einen zehn Kilometer breiten Streifen mit der Reichsstraße 1 und der Bahnlinie freizukämpfen und den Königsberger Villenvorort Metgethen zurückzuerobern.

## Das Massaker von Metgethen

Mit welcher Brutalität die Soldaten der Roten Armee gegen die Zivilbevölkerung vorgegangen waren, wurde nach der deutschen Befreiung von Metgethen in erschreckendem Maße sichtbar. Was deutsche Soldaten dort vorfanden, fand seinen Ursprung nicht zuletzt in den Haßparolen des Sowjetgenerals Tschernjachowski, der vor der Einnahme Metgethens seinen Soldaten folgenden Tagesbefehl mit auf den Weg gegeben hatte: „2.000 Kilometer sind wir marschiert und haben die Verwüstungen aller Errungenschaften gesehen, die wir in 20 Jahren aufgebaut haben. Nun stehen wir vor der Höhle, aus der heraus die faschistischen Angreifer uns überfallen haben. Wir bleiben erst stehen, wenn wir sie ausgeräuchert haben. Gnade gibt es nicht – für niemanden, wie es auch für uns keine Gnade gegeben hat. Das Land der Faschisten muß zur Wü-

ste werden, wie auch unser Land, das sie zur Wüste gemacht haben. Die Faschisten müssen sterben, wie auch unsere Soldaten gestorben sind."

Ein Soldat der Nachrichten-Abteilung I, der an der Rückeroberung von Metgethen beteiligt war, berichtete: „Die ermordeten deutschen Soldaten, die wir fanden, waren bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. In jeder Wohnung tote Zivilisten, erschlagen, erdrosselt, erstochen, erschossen, als sie ahnungslos im Schlaf überrascht wurden. Den Polizeiposten war es nicht gelungen, die Einwohner zu wecken, als die Russen im Blitzangriff völlig überraschend in Metgethen eindrangen. Bestialisch umgebrachten Frauen waren die Brüste abgeschnitten worden. Andere hingen an Bäumen in den Gärten. Kaum bekleidet, sind sie von den Roten an den Füßen aufgeknüpft worden. Frauen, die noch leben, steht das Grauen in den Augen. Alle wurden mißbraucht. Auch achtjährige Mädchen. Wir bergen eine 63jährige Frau vom Fußboden ihrer Wohnung. 13 Russen, so erzählt sie weinend, hätten sich an ihr vergangen. Auf den Straßen von Metgethen klagen 15 leere, umgestürzte Kinderwagen die an, welche die Säuglinge verschleppt haben. Nur wer sich von den Bewohnern Metgethens im nahen Wald verborgen hatte, blieb verschont!"

Ein weiterer Augenzeuge, ein Heeresoffizier, berichtete: „Ich war seinerzeit Ordonnanzoffizier in der 651. Volksgrenadierdivision und hatte den Auftrag, gleich nach der Zurückeroberung Erhebungen in Metgethen anzustellen. Hier fand ich auf der Straße auf einem größeren freien Platz zwei Mädchen im Alter von 20 Jahren, die an beiden Füßen zwischen zwei Fahrzeuge gebunden worden sind; ein geradezu bestialischer Anblick."

Der Bericht des Sonderkommandos der Sicherheitspolizei vom 21. Februar 1945, unterzeichnet von einem Kriminal-Kommissar, hat folgenden Wortlaut: „Im Verlaufe der systematischen Absuche des Ortes wurde u.a. in der Mitte eines am Postweg gelegenen Tennisplatzes ein großer Sprengtrichter festgestellt, dessen Sohle mit Wasser, Eis und Schnee angefüllt war. In dem Sprengtrichter und seiner Umgebung bis zu 50 Meter lagen die Leichen und Leichenteile von etwa 30 Menschen. Zum großen Teil sind die Leichen verstümmelt, in Stücke gerissen und besonders die unteren Extremitäten zerfetzt. Die Kleider sind vollkommen mit staubiger Erde verschmiert. Da die Leichen bzw. Leichenteile mit dem Erdboden fest zusammengefroren waren und der Tennisplatz unter ständigem Artilleriebeschuß lag, konnte eine eingehende Identifizierung nicht erfolgen. Anhand der Kleidung konnte jedoch festgestellt werden, daß sich unter den Toten vier Frauen, ein Kriminalangehöriger und ein Soldat in Luftwaffen-Uniform befanden.

Oberflächliche Besichtigung vermittelte den Eindruck einer Fliegerbombe. Nähere Besichtigung ergab jedoch, daß es sich nur um den bei einer starken Sprengung entstandenen Trichter handeln kann. Erwähnt sei, daß die Oberfläche des Tennisplatzes aus einer ca. 30 Zentimeter starken Ziegelschotterung besteht, die in gefrorenem Zustand den Eindruck eines Mauerwerkes macht. Die innere Beschaffenheit des Trichters läßt weiter erkennen, daß zwei nebeneinanderliegende Sprengladungen (geballte Ladungen) zur Explosion gebracht wurden. Von dem Sprengtrichter führte ein umsponnener Draht von ca. 50 Metern Länge bis zu einer an der Straße gelegenen, durch eine Hecke gebildeten Deckung. An dem Ende des Drahtes, das in unmittelbarer Nähe des Sprengtrichters lag, befand sich der Abzug einer Handgranate. Dieses Ende des Drahtes wurde gesichert und liegt an. Es handelt sich hierbei ohne Zweifel um die Zündungsvorrichtung für die Sprengladungen.

In Auswertung der obigen Feststellungen kann mit Sicherheit davon ausgegangen werden, daß es sich um die Ermordung von in die Hände der Russen gefallenen Deutschen handelt!"

Andere Feststellungen bestätigen, daß die Russen 32 Menschen auf dem Tennisplatz von Metgethen in die Luft gesprengt hatten. Die spätere Behauptung der Sowjets, die Toten seien Ukrainer gewesen, wurden von Kapazitäten einer Untersuchungskommission widerlegt, so von Prof. Dr. G. Ipsen: „Die Leichen waren durchweg Deutsche, zum größten Teil nicht ehemalige Bewohner von Metgethen, sondern Flüchtlinge; die leeren Flüchtlingszüge standen noch auf dem Bahnhof."

Hauptmann H. Sommer vom Stab des Festungskommandanten und der Wehrmachtskommandantur Königsberg gab über die Vorfälle in Metgethen zu Protokoll: „Nach einem Gegenstoß der Königsberger Besatzung am 23. Februar 1945 wurde der Vorort Metgethen zurückerobert. Nach der Übernahme meldeten Truppenteile dem Festungskommandanten die Auffindung mehrerer dicht beieinander liegender Leichenhügel. Auf Befehl des Festungskommandanten, General Lasch, wurde eine Kommission zur Untersuchung dieser Vorfälle eingesetzt.

Diese fand neben den über den ganzen Ort verstreuten Einzelleichen zwei besonders große Leichenhügel, in denen etwa 3.000, meist Frauen-, Mädchen- und Kinderleichen, enthalten waren. Es wurde eine Spezialkommission von Ärzten, Kriminalisten und ausländischen Journalisten eingesetzt, die die Aufgabe hatten, die Identität und den Tatbestand festzustellen. Die Arbeiten gestalteten sich sehr schwierig, weil die Russen die Leichenhaufen mit Benzin übergossen und abzubrennen versucht hatten.

Dennoch wurden mehrere hundert Leichen photographiert und auf diesen Bildern der Tatbestand der meist grausamen gewaltsamen Todesart festgehalten. Aus diesen Bildern und den Schilderungen der Kriminalbeamten ist hervorzuheben, daß die meisten Leichen Verletzungen durch Schläge und Stiche aufwiesen und nur in seltenen Fällen durch einfache Genickschüsse zu Tode gebracht worden waren. Bei einer großen Zahl waren die Brüste abgeschnitten, die Geschlechtsteile zerstochen und der Unterleib aufgeschlitzt.

Das Bildmaterial und auch Protokolle von Zeugen, die die Vorgänge des Zusammentreibens und der Vergewaltigungen miterlebt haben, lagen bei meiner Dienststelle. Sie wurden von den Abwehroffizieren und den Beamten der Kriminalpolizei benutzt, um russische Kriegsgefangene, die aus dem betreffenden Frontabschnitt kamen, zu vernehmen und die Identität der Ermordeten bei der Zivilbevölkerung festzustellen.

Da sich die Auffindung der Leichen bei der Königsberger Bevölkerung rasch herumsprach und ungeheure Empörung auslöste, strömten unzählige Menschen zu meiner Dienststelle, um zu erfahren, ob sich Angehörige darunter befanden.

Nach meiner Kenntnis handelt es sich hierbei um die Machenschaft eines russischen Regiments, das im Abschnitt Metgethen–Wargen eingesetzt war.

Meine eigenen Wahrnehmungen machte ich am 27. Februar 1945, als ich dienstlich in Metgethen zu tun hatte.

Als ich kurz vor der Straßen- und Bahnkreuzung nach Metgethen mit meinem Krad in eine dort befindliche Kiesgrube fuhr, um das dort stehende Gebäude auf seine Verwendbarkeit zu besichtigen, fand ich hinter dem Hause plötzlich zwölf Frauen- und sechs Kinderleichen. Alle waren sie völlig entkleidet und lagen in einem wirren Haufen zusammen. Den Kindern war meist mit einem harten Gegenstand der Schädel eingeschlagen oder die kleinen Körper mit zahllosen Bajonettstichen durchbohrt. Die Frauen, meist ältere zwischen 40 und 60 Jahren, waren ebenfalls mit Messer- und Bajonettstichen umgebracht. Bei allen waren die blauschwarzen Flecken der Schläge deutlich erkennbar.

Als ich am 26. Februar 1945 nach völliger Aufsprengung des ersten Einschließungsringes den Auftrag hatte, mich zu einer Dienststelle der 4. Armee zu begeben, machte ich in dem Dorfe Groß Heydekrug an der Kirche eine Pause. Ich kam gerade dazu, als Sanitäter und Zivilpersonen zur Beerdigung von etwa 35 Personen meist weiblichen Geschlechts schritten. Auch hier zeigten mir Soldaten und Zivilpersonen unter großer Empörung die vorgenommenen grausamen Mißhandlungen, die die Russen besonders an den Frauen verübt hatten.

Ein Feldwebel wies auf ein Mädchen und zwei Soldaten, die man in der Kirche vorgefunden hatte. Das Mädchen war gekreuzigt und die Soldaten als Pendant links und rechts aufgehängt worden.

Auf meinem weiteren Weg lagen überall bis an die Straßenkreuzung nach Powayen Leichen von Zivilpersonen. Während die Männer meist mit Genickschuß erschossen waren, waren die Frauen völlig entkleidet, vergewaltigt und dann in viehischer Weise mit Bajonettstichen oder Kolbenschlägen umgebracht.

An der Straßenkreuzung nach Powayen stand ein russischer Panzer, der vier unbekleidete Frauenleichen hinter sich geschleift hatte. Eine Kommission war gerade dabei, den Tatbestand photographisch aufzunehmen."

Die Kommission aus Ärzten und Kriminalisten, die das Massaker von Metgethen untersucht hat, stellte in ihrem Protokoll wörtlich fest: „Die meisten Opfer sind durch Stiche und Schläge getötet worden. Was man an nicht verbrannten Leichen entdeckte, zeugt von sadistischer, viehischer Brutalität!"

Das Massaker von Metgethen bestätigte auch der Kommandeur eines deutschen Grenadierregiments, der u. a. erklärte: „Die Bilder, die sich uns boten, waren schrecklich. In der Ortschaft hatte der Russe die Deutschen in Massen hingemordet.

Ich habe Frauen gesehen, die noch den Strick um den Hals hatten, mit dem sie zu Tode geschleift waren. Oft waren mehrere aneinandergebunden.

Ich habe Frauen gesehen, die mit dem Kopf im Morast eines Grabens oder einer Dunggrube steckten und deren Unterleiber deutliche Spuren bestialischer Mißhandlungen trugen.

Vergewaltigt waren alle Frauen und Mädchen im Alter von 14 bis 65 Jahren. Häufig auch noch jüngere und noch ältere, getreu Stalins Befehl ‚Nehmt Euch die blonden deutschen Frauen, sie sind Euer' stürzten sich die Russen auf die deutschen Frauen wie die wilden Tiere, nein, viel, viel schlimmer. Ein kaum 16jähriges Mädchen wurde in einer Nacht 18mal vergewaltigt.

Die Toten hatte der Russe nicht beerdigt, auch seine eigenen nicht. Dazu hatte er augenscheinlich keine Zeit gehabt. Wohin man ging, überall lagen Leichen und Kadaver, einen widerlichen Geruch verbreitend."

Durch die Freikämpfung der Straße nach Pillau und der Bahnlinie Königsberg–Pillau, die wieder eingerichtet wurde, war der Fluchtweg nach Pillau wieder offen.

General Otto Lasch, der Königsberger Festungskommandant, äußerte später: „Es war die einzige Möglichkeit, Königsberg wieder mit der

Außenwelt zu verbinden und damit noch einmal Gelegenheit zu schaffen, große Teile der in der Stadt zusammengeballten Zivilbevölkerung nach Pillau abzubefördern."

Doch in diesem Fluchtweg sahen Zehntausende – Verwundete aus den Königsberger Lazaretten, Flüchtlinge, die sich noch in der Stadt aufhielten und Königsberger – ihre letzte Chance auf Rettung vor der Roten Armee. Doch in Pillau gab es nicht genug Schiffe, um eine so große Anzahl von Flüchtlingen und Verwundeten über die Ostsee nach Westen zu befördern. Die Seestadt und der Hafen waren total überfüllt. Deshalb mußte in Peyse am Frischen Haff ein Zwischenlager eingerichtet werden. Doch auch dieses war rasch überfüllt. Krankheiten und Seuchen brachen aus. Zu Hunderten kehrten deshalb Königsberger wieder in ihre Stadt zurück.

## Nach der Belagerung – Sturm auf Königsberg

Die Belagerung hatte am 30. Januar 1945 begonnen und verschärfte sich im März weiter.

Der Festungskommandant, General Lasch, hatte bereits Ende Januar einen Großangriff der Roten Armee auf die Stadt erwartet: „Zu unserem Erstaunen stellten wir am Morgen des 30. Januar fest, daß der Russe die günstige Gelegenheit, Königsberg in der Nacht vom 29. zum 30. Januar zu besetzen, nicht wahrgenommen hatte, vom Westen her seine Angriffsspitzen in Richtung Moditten vorzutreiben."

Die sowjetische Armeeführung hatte andere Pläne, sie hatte sich anscheinend auf eine längere Belagerung der Festung eingestellt, die ihr eines Tages sowieso in die Hände fallen würde.

In Königsberg war das Leben seit dem 30. Januar immer schwieriger geworden. Noch hatten die Menschen zu dieser Zeit Vorräte, viele Geschäfte hatten noch geöffnet, auch Postämter und Banken. In vielen Fabriken, die Waffen produzierten, wurde noch gearbeitet, und es gab auch Lebensmittelkarten. Die Versorgung war noch gesichert. Aber wie lange noch?

Durch die fast ständigen Nachtangriffe sowjetischer Bomber waren von Woche zu Woche immer mehr Häuser und Wohnungen verlorengegangen. Die meisten Königsberger hausten Anfang März nur noch in Kellern. Obwohl der Reichssender Königsberg seit dem 30. Januar schwieg, informierte eine „Festungszeitung" über alles Wichtige. Doch viele Königsberger wußten nicht, daß bereits seit dem 30. Januar Memel von den Russen besetzt war, wie viele andere Dörfer und Städte in Ostpreußen auch. Daß man deren Bewohner wie Viehherden planlos durch

das Land trieb, hungernd und frierend. Und sie konnten auch nicht ahnen, welches Schicksal die Frauen und Mädchen erlitten, die daheimgeblieben oder auf der Flucht den Russen in die Hände gefallen und von den Soldaten der Roten Armee auf das Brutalste vergewaltigt worden waren. Gott sei Dank wußten sie es nicht, denn vielen Königsberger Frauen und Mädchen stand dieses Schicksal noch bevor.

Mit jedem Tag, mit jeder Woche war die Hoffnung der in Königsberg noch verbliebenen Bewohner und dort gebliebenen Flüchtlinge gesunken, die Stadt noch verlassen zu können. Und jeden Tag wurde die Lage ernster und deprimierender.

Nicht nur Ostpreußen, auch Westpreußen, Danzig und Pommern waren dem Untergang geweiht.

Am 3. März hatten sowjetische Truppen bereits die Oder bei Stettin erreicht, am 5. März waren sie bis zur Ostseeküste vorgestoßen und hatten damit die 2. deutsche Armee in Westpreußen von der Heimat abgeschnitten. Auch die „Festung Kolberg" wurde bereits belagert, und die Rote Armee verstärkte ihre Angriffe auf die Danziger Bucht mit den Haupthäfen Danzig und Gotenhafen.

Am 12. März hatten die Russen mit Infanterieangriffen und Panzern begonnen, den Kessel um Heiligenbeil zusammenzudrücken, der wenige Tage später fast völlig aufgerieben wurde. Damit war auch die Haffuferverbindung verlorengegangen.

Am 18. März hatte die Rote Armee Kolberg besetzt, und seit dem 28. und 29. März wehten auch in Danzig und Gotenhafen die Roten Fahnen. Die Danziger Bucht war Ende März, bis auf die Halbinsel Hela, in sowjetischer Hand.

Am 1. April 1945, dem Ostersonntag, es herrschte ein herrliches Frühlingswetter, begannen die letzten acht Tage der Belagerung von Königsberg, die mit dem Endkampf um die Stadt und dem Fall der Festung endete.

Am 6. April um 4.00 Uhr morgens hatte der letzte Lazarettzug Königsberg in Richtung Pillau verlassen.

Es war der gleiche Tag, an dem der von den Sowjets planmäßig vorbereitete Großangriff auf Königsberg mit einem Feuerschlag der Artillerie begann. Der Angriff mit Panzern und Infanterie folgte eine Stunde später.

Rund um Königsberg hatte Marschall Wassilewski, der Nachfolger des gefallenen Generals Tschernjachowski, seine gesamte 3. Weißrussische Front, bestehend aus 30 Schützendivisionen mit mehr als 250.000 Soldaten, aus mehreren Armeen, darunter der 11. Panzer-Gardearmee mit 500 Panzern, sowie schwere Artillerie und zwei Luftflotten für den

Angriff bereitgestellt. Dieser Übermacht an Menschen und Material hatte General Lasch, der Königsberger Festungskommandant, nur insgesamt 35.000 Soldaten und Volkssturmmänner, einige Sturmgeschütze, eine geringe Anzahl von Panzern und eine dezimierte Flak entgegenzusetzen.

Als am Morgen des 6. April die Sowjets das Feuer auf Königsberg eröffneten, bebte die Erde. Hunderte sowjetische Batterien und eine unübersehbare Zahl von Stalinorgeln entfachten einen Feuerorkan, der fast 30 Stunden lang anhielt. Gleichzeitig warfen Kampfflugzeuge Hunderte von Bomben ab. Verteidiger und Bewohner glaubten, die Russen wollten Königsberg völlig ausradieren und nur noch verbrannte Erde übriglassen.

Danach begann der Sturm der Rotarmisten; sie überrannten die schwachen deutschen Sicherungen und zerschlugen fast alle Stellungen rund um die Stadt. In den Gräben und Erdlöchern waren in wenigen Stunden ganze Kompanien des Volkssturms von Panzern niedergewalzt und begraben worden; die Reste zogen sich unter schweren Verlusten aus den Außenbezirken hinter den alten Stadtring zurück. Es gab keine Nachrichtenverbindung mehr. Munitionslager waren in die Luft geflogen, der Paradeplatz war nur noch ein wüstes Trümmerfeld. Auf den Straßen lagen zerschossene Fahrzeuge, Pferdekadaver, Tote und Verwundete.

Das große Sterben in Königsberg setzte sich in den nächsten Stunden und Tagen fort.

Die noch in der Stadt verbliebenen Frauen, Kinder und alten Männer flohen aus den brennenden und zusammenstürzenden Häusern und Kellern. Auf den Straßen gerieten sie in den Granatbeschuß und den Bombenabwurf. In panischer Angst stürzten sich viele in die Gefechtsstände der Verteidiger, aus denen auf die Angreifer geschossen wurde. Durch die Schießscharten zischten die Flammenwerfer der Russen, verbrannten die Verteidiger zusammen mit den Frauen und Kindern. Dann flogen Handgranaten hinter die Deckungen und töteten die Restlichen. Es war die reine Hölle.

Am 7. April setzten die Sowjets ihren Angriff fort. Der Häuserkampf setzte ein, Panzer auf Panzer rollte schießend in die Stadt, dazwischen das Heulen der Stalinorgeln und die Detonationen der Artillerie- und Raketengeschosse. Die an diesem Tage gegen Königsberg eingesetzten 2.500 Flugzeuge warfen in 4.700 Einsätzen 1.600 Tonnen Bomben auf die Stadt, auf die Verteidiger und die mehr als 100.000 Zivilisten, meistens Frauen und Kinder, die sich noch in der Festung befanden.

In diesem Inferno wurde am 8. April um Mitternacht unter Führung von Generalmajor Sudau noch ein Ausbruchsversuch aus der Festung

nach Westen unternommen, an dem sich auf Initiative von Gauleiter-Stellvertreter Großherr, der dabei den Tod fand, auch mehrere tausend Zivilisten beteiligten. Der Versuch scheiterte.

Gauleiter Erich Koch, der Reichsverteidigungskommissar für Ostpreußen, hatte sich zu diesem Zeitpunkt längst in einen sicheren Bunker nach Neutief, gegenüber Pillau, abgesetzt; in seinen Funksprüchen nach Berlin vermittelte er Hitler jedoch den Eindruck, er sei noch immer in der Festung Königsberg.

Diese erlebte am 8. April den letzten entscheidenden Generalangriff der Russen, die tags zuvor bereits im Süden über Ponarth hinweg den Nassen Garten und den Pregel erreicht und im Norden ihren Einbruchsraum bis Juditten erweitert hatten. Am Abend wurde dann die Eisenbahnbrücke gesprengt. Nachdem es den Sowjets gelungen war, bei Kosse einen Brückenkopf zu bilden und eine Verbindung zu den von Norden vorstoßenden Verbänden herzustellen, mußten sich die deutschen Verteidiger zurückziehen, sie bildeten mit Front zur Stadt zwischen Holstein und Moditten eine neue Hauptkampflinie; die an der Ost- und östlichen Nordostfront stehenden Teile wurden auf den Stadtrand zurückgenommen. Im ostwärtigen Südteil erreichten die Russen den Pregel.

Der nächste Tag, der 9. April, wurde zum Schicksalstag der Festung Königsberg.

Aus Rücksicht auf die Zivilbevölkerung und angesichts der drückenden Überlegenheit des Gegners sowie der aussichtslosen Lage der Verteidiger mußte sich General Lasch zur Aufgabe der Festung entschließen. Zu diesem Zeitpunkt waren nur noch Sackheim, Roßgarten, Tragheim, Schloß und Steindamm in deutscher Hand.

Zu seinem Entschluß, die Festung Königsberg aufzugeben und zu kapitulieren, erklärte General Lasch später: „So stand ich am 9. April vor der unumstößlichen Gewißheit, daß ich mit meinem Soldaten und der gesamten Zivilbevölkerung von Königsberg von der höheren Führung aufgegeben war. Von außen her konnte ich Hilfe nicht mehr erwarten. Drei Tage lang wütete nun schon das Verderben in der Stadt, ohne die geringste Aussicht, aus eigener Kraft durch Ausharren oder weiteren Widerstand die ausweglose Lage ändern zu können. Die Munitions- und Verpflegungslager waren zum größten Teil ausgebrannt, Artilleriemunition kaum noch, Infanteriemunition nur noch in geringem Maße vorhanden. Operativ gesehen war die weitere Verteidigung von Königsberg zu dieser Zeit für den Ausgang des Krieges ohne Bedeutung, denn Anfang April standen starke russische Armeen bereits tief in Pommern, Brandenburg und Schlesien, während englische und amerikanische

Kräfte bereits den Rhein überschritten hatten und vor den Toren Hannovers standen.

Die taktische Lage war am 9. April in Königsberg hoffnungslos. Zur Zeit des Entschlusses zur Kapitulation wurde nur noch der Nordteil der Innenstadt mit völlig abgekämpften Restverbänden ohne jegliche schwere Waffen gehalten.

Am ausschlaggebendsten aber war für meinen nunmehr zu fassenden Entschluß die Erkenntnis, daß ich bei weiterer Kampfführung nur noch Tausende meiner Soldaten und Zivilisten sinnlos würde opfern müssen. Eine solche Verantwortung aber konnte ich vor Gott und meinem Gewissen nicht mehr tragen. So entschloß ich mich, den Kampf einzustellen und dem Grauen ein Ende zu machen.

Ich war mir bewußt, daß die Übergabe der Festung an einen brutalen Feind erfolgen mußte, der keine Gnade kannte, aber im Gegensatz zu der Gewißheit, daß bei einem weiteren Kampf alles zugrunde ging, bestand dann wenigstens noch die Aussicht auf Rettung des größten Teiles des Menschenlebens. Die Entwicklung der Ereignisse hat mir dann recht gegeben, und wenn ich auch den Verlust der ostpreußischen Heimat nicht mehr aufhalten konnte, so habe ich doch wenigstens die Genugtuung, zahlreiche Menschenleben vor der sicheren Vernichtung gerettet zu haben!"

Am Morgen des 10. April gegen 1.00 Uhr wurde General Lasch, nachdem er die Kapitulationsurkunde unterzeichnet hatte, mit seinem Stab in die Gefangenschaft abgeführt.

Der deutsche Wehrmachtsbericht über die Kapitulation der Festung Königsberg lautete: „Die Festung Königsberg wurde nach mehrtägigen starken Angriffen durch den Festungskommandanten, General der Infanterie Lasch, den Bolschewisten übergeben. Trotzdem leisteten Teile der pflichttreuen Besatzung, in mehrere Kampfgruppen aufgesplittert, den Bolschewisten noch erbitterten Widerstand. General der Infanterie Lasch wurde wegen feiger Übergabe an den Feind durch das Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Seine Sippe wird haftbar gemacht."

Dem Tod entging General Lasch durch zehnjährige russische Gefangenschaft, aus der er im Spätherbst 1955 entlassen wurde.

## Das Inferno in der gefallenen Festung

Am 10. April, dem Tag der Kapitulation, wurde Königsberg für drei Tage zur Plünderung und Brandschatzung freigegeben. Ein unbeschreibliches Inferno von Gewalt und Mord wütete in der Stadt, die nur noch ein einziger brennender Trümmerhaufen war.

Überall auf den Straßen Granat- und Bombentrichter. Zwischen den Trümmern, im Feuerschein brennender Häuser, von betrunkenen Rotarmisten aus den Kellern gejagte Menschen; in langen Kolonnen die Soldaten, die durch dieses Chaos in die Gefangenschaft getrieben wurden. Einer dieser Soldaten berichtete: „Uns, die Soldaten, haben sie aus dem Keller in der Klaarstraße 3 gejagt. Die Frauen, die Kinder, die Greise schickten sie zurück. Wir hörten Schüsse. Wir hörten Schreie. Wir hörten Flehen und Jammern. Frauen, die sich losrissen und nach draußen stürzten, wurden von den Mongolen empfangen und durch Genickschuß getötet.

Wir aber wurden mit 900 oder 1.000 Soldaten von grausig aussehenden Mongolen durch die Innenstadt gehetzt. Tote Frauen und Kinder säumten den Weg des Grauens. Manchen waren die Köpfe abgeschlagen, anderen waren brennende Fackeln in den aufgeschnittenen Unterleib gesteckt worden. Wer im Rauch und Qualm zusammenbrach, oder wer angesichts dieser Brutalitäten bewußtlos wurde, den erschlugen sie mit dem Kolben!"

Frauen, die die Hölle von Königsberg miterleben mußten, berichteten darüber:

Frau C. L.: „Sie stießen uns in ein verwüstetes Zimmer. Reitpeitschen und Hundepeitschen lagen herum, die Wäsche der Betten blutbefleckt. Es kamen fünf Russen hintereinander. Ich möchte Details nicht schildern. Aber ich glaube, daß Tiere glimpflicher miteinander umgehen. Wieder hinausgeworfen, die Straßen waren voller Rauch, die Häuser brannten, viele waren mutwillig angesteckt worden. Flintenweiber radelten ‚Kunst' zwischen toten Menschen und stinkenden Tierkadavern. Hier Schläge, dort Schläge. Später wieder in ein Haus gezerrt. Man warf mich auf ein ausgedientes Ruhebett. 13 Russen mußte ich über mich ergehen lassen. Meine Schwester, getrennt von mir, erfuhr neun an sich, Bestien in Menschengestalt!"

Frau C. C.: „Einem achtjährigen Mädchen und einer Siebzehnjährigen haben die Russen, nachdem sie sie vergewaltigt haben, einen armdicken Pfahl in den Unterleib gesteckt und die beiden toten Mädchen vor dem Bunker in der Juditter Allee aufgestellt. Anderen Frauen haben sie die Goldzähne ausgeschlagen, anderen die Zungen abgeschnitten. Später, nach Tagen, wurden die Toten aus den Kellern geschafft, auf der Straße aufgeschichtet und von Panzern überrollt."

Frau V. R.: „Auf der Berliner Straße stürzte ein Russe auf mich zu. Mein Vater bat ihn, mich der Kleinen wegen in Ruhe zu lassen. Solch eine naive Vorstellung hatten wir noch. Mir gelang es, mich loszureißen und in der Menge zu verschwinden. Da wurde der Russe böse. Er stürz-

te mir nach, zerrte mich am Mantelkragen zurück, stieß mich in den Straßengraben und schleppte mich ins nahe Feld. Meine beiden Kinder standen am Straßenrand. Flehend streckten sie ihre dünnen Ärmchen nach mir aus. Der Feuerschein der brennenden Häuser flackerte in ihren Gesichtern, als sie in höchster Angst schrien: „Mutti, Mutti – !"

Frau H. D.: „Die Bewohner der Leutweinstraße wurden im größten Keller zusammengetrieben. Niemand wagte zu schlafen, ob jung, ob alt, denn immer wieder neue Soldaten holten sich Opfer aus dem Keller. Morgens auf der Straße, als eine junge Frau bei der Berührung durch einen russischen Soldaten unwillig ausweicht, erschießt er sie mit zwei Kugeln vor unseren Augen. Wir wissen nicht, wohin es geht. Der Feuerschein brennender Häuser geistert über russische Maschinengewehre. Plötzlich heißt es ‚An die Mauer stellen!' Wir erwarten unser Ende. Es geschieht aber nichts. Weiter und weiter, und wieder müssen wir uns an einer Hauswand aufstellen und werden in brennende Häuser gejagt. Dann jagt man uns heraus aus Königsberg durchs Samland. In jeder Männerleiche, die mit dem Gesicht auf dem Boden liegt, glaube ich meinen Mann zu sehen."

Diese und noch schlimmere Schicksale erlebten und erlitten Zehntausende von Frauen, als die „Befreier" von der Stadt und den Menschen, die sich noch darin befanden, Besitz ergriffen. Die Vergewaltigungen, Brutalitäten, Morde und Brandschatzungen hörten auch nicht auf, als die drei Tage der „offiziellen" Freigabe der Plünderung und Brandschatzung vorbei waren. Wenn es eine Hölle auf Erden gibt, so war es die, die die Frauen von Königsberg über Tage, Wochen und Monate erleben mußten, eine Hölle, aus der es kein Entrinnen gab.

## Pillau – letzter Hafen der Hoffnung

Zwischen dem 13. Januar, dem Beginn der sowjetischen Großoffensive, und dem 10. April, dem Tag, an dem Königsberg kapitulierte, waren mehrere hunderttausend Ostpreußen vor der Roten Armee geflohen und hatten ihre Heimat verlassen.

In den letzten Januarwochen und im Februar zogen viele Trecks über das zugefrorene Frische Haff. Sie waren nicht nur den Unbilden des Wetters ausgesetzt, der grimmigen Kälte von bis zu 25 Grad und einem eisigen Wind, sondern auch den ständigen Angriffen russischer Bomber und Jagdflugzeuge, die sie im Tiefflug mit Bordwaffen beschossen und Bomben auf das Eis warfen. In riesigen Löchern versanken viele Fluchtfahrzeuge, und nicht selten verschwanden ganze Trecks unter dem Haffeis. Die durch die Luftangriffe Verwundeten blieben ohne ärztliche Hil-

fe, die Toten mußte man auf dem Eis liegenlassen. So säumten tote Menschen, tote Pferde, zerschossene und eingesunkene Fluchtwagen im Februar den Rand des Fluchtweges. Auch auf der Nehrungsstraße war die Gefahr noch nicht vorbei, denn auch diesen Fluchtweg beschossen die russischen Flieger, so daß viele Trecks aus Ostpreußen ihr Ziel, die Häfen der Danziger Bucht, Gotenhafen und Danzig-Neufahrwasser, nicht erreichten.

Viel näher war der Weg nach Pillau, den die meisten Flüchtlinge aus dem nördlichen Ostpreußen, vor allem aus dem Samland und Königsberg wählten.

Nachdem bereits am 25. Januar das erste große Geleit mit Flüchtlings- und Verwundeten-Transportschiffen Pillau verlassen hatte, war die Seestadt zur „Flüchtlingsstadt" geworden. Fast täglich trafen weitere Schiffe ein, um Flüchtlinge und Verwundete an Bord zu nehmen und über See abzutransportieren, zunächst nach Gotenhafen und Danzig, später nach Swinemünde, zuletzt nach Kopenhagen. Bis Ende März 1945 hatten bereits 336.565 Flüchtlinge und Verwundete den Hafen von Pillau mit Schiffen der Handels- und Kriegsmarine verlassen.

Nachdem die Rote Armee am 10. April Königsberg besetzt hatte, war ihr nächstes Angriffsziel Pillau. Während viele Ostpreußen hofften, noch über Pillau auf dem Seeweg in die Freiheit gerettet zu werden, bemühten sich russische Verbände, dieses letzte „Tor zur Freiheit" so rasch als möglich durch die Besetzung zu schließen.

Am 14. April erreichten russische Einheiten Groß-Kuhren; am gleichen Tag geriet der letzte Zug auf der Bahnlinie Groß Dirschkeim–Palmnicken–Fischhausen bereits bei Germau unter Artilleriebeschuß. Am 15. April besetzten die Russen Palmnicken und das Ostseebad Rauschen und drangen bis Fischhausen vor, das am 14. April von der Zivilbevölkerung geräumt worden war. Nachdem auch Fischhausen verlorengegangen war, erwarteten die Verteidiger bereits für den 16. April einen konzentrierten russischen Angriff auf Pillau.

Doch der sowjetische Angriff begann erst in der Nacht vom 20. zum 21. April gegen den Riegel bei Tenknitten. Die Verteidiger Pillaus leisteten erbitterten Widerstand, denn noch immer waren Flüchtlinge und Verwundete abzutransportieren. 72 Stunden dauerte der Endkampf der zur „Festung" erklärten Seestadt; er war am 26. April um 4.30 Uhr zu Ende, nachdem der letzte Marinefährprahm am Nordhafen abgelegt hatte. Pillau hat nicht kapituliert. Rund 8.000 deutsche Soldaten haben beim Endkampf um Pillau ihr Leben verloren.

441.230 Menschen gelang von Pillau aus die Flucht über die Ostsee in die Freiheit, außerdem wurden 180.000 bis 200.000 Flüchtlinge über Neu-

tief in Richtung Westen in Sicherheit gebracht. Aus dem Hafen von Memel wurden 67.690, über den Hafen von Königsberg 51.000 Menschen über See abtransportiert, insgesamt aus ostpreußischen Häfen 559.920 Menschen. Also mehr als eine halbe Million; eine humanitäre Leistung deutscher Seeleute in der Endphase des Zweiten Weltkrieges, die eine Würdigung verdient.

**Der Krieg ist aus – und alle Waffen schweigen**

Zwischen dem Tag, an dem Pillau aufgegeben werden mußte, dem 26. April, und dem Tag, an dem der Krieg zu Ende gehen sollte, dem 8. Mai um 0.00 Uhr, lagen noch 13 Tage.

Diese 13 Tage Krieg auf deutschem Boden kosteten noch viele Soldaten, die ihre Heimat verteidigten, das Leben.

In diesen 13 Tagen konnten aber auch noch viele aus dem Osten geflüchtete Frauen und Kinder, auch aus Ostpreußen, gerettet werden, denn es gab noch ein Sprungbrett nach Westen: die Halbinsel Hela.

Dieser etwa 36 Kilometer lange und sehr schmale Landstreifen im Westen der Danziger Bucht war seit dem 23. März 1945 von jeder Landverbindung abgeschnitten, hatte aber in den folgenden Wochen jeden sowjetischen Angriff abgewehrt. Bis zum letzten Kriegstag befanden sich auf Hela das „Armeeoberkommando Ostpreußen" und der Stab „Admiral östliche Ostsee".

Auf der Halbinsel Hela hatten nicht nur die letzten Flüchtlinge aus der Danziger Bucht, sondern auch die mit kleinen Schiffen aus Pillau abbeförderten Flüchtlinge Zuflucht gesucht. Die Halbinsel hatte sich von Ende Januar bis Mitte April zum größten Flüchtlingslager entwickelt. Mitte April hatte sich die Lage so zugespitzt, daß zu diesem Zeitpunkt fast 200.000 Flüchtlinge und Verwundete auf ihren Abtransport warteten, deren Zahl fast täglich noch um weitere 10.000 zunahm, denn immer noch trafen kleinere Seefahrzeuge und Marinefahrprähme im Kriegshafen und im Fischereihafen auf Hela ein.

Als der Monat April zu Ende ging, konnte Major i.G. Udo Ritgen, der verantwortliche Einschiffungsoffizier auf Hela, Konteradmiral Engelhardt, dem „Seetransportchef Ostsee", der die gesamte Rettungsaktion Ostsee von seinem Sitz auf dem Dampfer „Malaga" in Flensburg leitete, melden: „Im Monat April 355.624 Menschen von Hela über See abtransportiert!" Darunter befanden sich auch einige zehntausend Ostpreußen.

Nachdem sich am 30. April Hitler das Leben genommen und zuvor Großadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, die Sowjets in Berlin die Rote Fahne gehißt hatten und die Kapitulationsverhand-

lungen abgeschlossen waren, näherte sich der Zweite Weltkrieg seinem Ende. Er fand es in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht an allen Fronten.

64.388 Soldaten und Flüchtlinge hatte man noch in letzter Stunde von Hela abtransportieren können; fast 1.000.000 Soldaten mußten in ihren Zelten, Baracken und Erdlöchern auf Hela bleiben und am nächsten Tag den Weg in die russische Gefangenschaft antreten.

Die Ostsee war in den letzten Kriegsmonaten zu einem Meer der Rettung für Ostpreußen, Westpreußen, Danziger und Pommern geworden. Auf 1.081 Handels- und Kriegsschiffen konnten 2,5 Millionen Menschen über die Ostsee gerettet werden, darunter befanden sich über 500.000 Flüchtlinge aus Ostpreußen.

2,5 Millionen über die Ostsee Gerettete bedeuteten aber zugleich 2,5 Millionen Deutsche, die ihre Heimat verloren hatten, verloren an die Sieger im Osten, Russen und Polen.

Diesen Tag, den letzten Kriegstag, den 8. Mai, an dem um Mitternacht alle Waffen schwiegen, sahen diese aus ihrer angestammten Heimat Geflohenen nicht als einen „Tag der Befreiung", sondern als den schmerzlichsten in ihrem Leben; sie hatten ihre Heimat, ihr Hab und Gut und viele ihrer Lieben, Eltern, Mütter und Kinder verloren, manche fast ihre ganze Familie.

Doch danach fragte in dieser Stunde niemand.

### Die Sieger feiern ihre „Helden"

Für die Russen, die die Deutschen von ihrer ostpreußischen Heimat „befreit" hatten, hatte der Tag der deutschen Kapitulation ein anderes Gesicht. Sie feierten die deutsche Kapitulation als den „Großen Sieg der Sowjetunion über Hitler und die deutschen Faschisten". Für ihre Heldentaten in Ostpreußen erhielten Offiziere und Soldaten hohe Auszeichnungen und besondere Orden.

Bereits am 19. April, zehn Tage nach der Kapitulation Königsbergs, wurde Marschall M. Wassilewski als Sieger von Königsberg „für die kunstvolle Erfüllung des Auftrages des Generalstabes bei der Truppenführung in großangelegten Operationen" mit dem „Siegerorden" ausgezeichnet. Diese höchste militärische Auszeichnung der Sowjetunion erhielten im „Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion" nur Stalin, neun Marschälle und ein Armeegeneral.

Mit dem Titel „Held der Sowjetunion", vergleichbar etwa mit dem deutschen „Ritterkreuz", wurden etwa 200 Teilnehmer an der „Operation Königsberg" ausgezeichnet.

Am 9. Juni 1945 wurde zur Auszeichnung der einfachen Soldaten ein besonderer Orden gestiftet. Er war aus Messing und trug auf der Vorderseite einen Stern mit Strahlen nach allen Seiten und den Worten „Für die Einnahme Königsbergs"; auf der Rückseite der Medaille war das Datum 10. April 1945 eingeprägt. Die Medaille, die an einer fünfeckigen Spange getragen wurde und besonders dekorativ wirkte, wurde mehr als 750.000mal verliehen; an Soldaten aller Truppenteile, auch der Rotbannerflotte, und selbst an NKWD-Angehörige, die an Stalins Blitzkrieg in Ostpreußen in der Zeit vom 13. Januar bis zum 10. April 1945 beteiligt gewesen waren.

Dieser Ordensflut und „Helden-Ehrung" von Soldaten der Roten Armee stand das Elend gegenüber, das diese „Helden" in Ostpreußen über die Bevölkerung gebracht hatten. Denn ihr Krieg hatte sich geplant und bewußt nicht nur gegen deutsche Soldaten gerichtet, sondern war die Entfesselung der Hölle mit Vergewaltigung, Folterung und Mord an Zehntausenden wehrlosen Frauen, Kindern und älteren Männern, die keine Soldaten und unbewaffnet waren.

Und für mehr als 150.000 Deutsche in Ostpreußen, die in ihrer Heimat geblieben waren und die seit dem Tage, an dem sie den Soldaten der Roten Armee in die Hände gefallen waren, bereits unsagbares Leid erlitten hatten, war auch am 9. Mai, dem ersten Nachkriegstag, an dem alle Waffen schweigen sollten, der Krieg noch lange nicht zu Ende.

Jetzt, in den Händen der Sieger, im Heimatland in Feindeshand, waren sie weiter den Vergewaltigungen und Gewalttaten ausgeliefert und außerdem einer lautlosen Waffe, die die Sieger gegen sie einsetzten, tagtäglich und fortwährend: dem Hunger. Eine schreckliche Waffe, die in den folgenden Wochen, Monaten und Jahren Tausende von Deutschen in Ostpreußen, vor allem Kinder, Kranke und Alte dahinraffte.

Alle Deutschen, ob Frau, Kind oder Greis, die sich am 9. Mai noch in Ostpreußen befanden, waren schutzlos der „Rache der Sieger" ausgeliefert. Wer diese Rache am eigenen Leib erleben mußte, wird sie zeitlebens nicht vergessen.

## 2. Kapitel

# Die Rache der Sieger – das Leid der Besiegten

## Der Opfergang ostpreußischer Frauen

Im Spätherbst 1944, nach dem ersten Einfall von Truppen der Roten Armee in das ostpreußische Grenzgebiet Gumbinnen–Goldap und dem Bekanntwerden des Massakers von Nemmersdorf, hatte die erste Fluchtwelle der Zivilbevölkerung eingesetzt.

In diesem Zeitraum, von Ende Oktober bis Ende Dezember 1944, gab es noch hinreichend Möglichkeiten, Ostpreußen mit Eisenbahnzügen zu verlassen und nach dem Westen Deutschlands zu fahren. Es bildeten sich aber auch die ersten Trecks, deren Ziel zumeist Westpreußen war. Dabei hofften die Flüchtenden auf baldige Rückkehr in ihre ostpreußische Heimat. Bei vielen bestand noch die durch Parteiparolen hervorgerufene Meinung, daß Ostpreußen verteidigt würde und sowjetische Truppen wieder hinter die Reichsgrenze zurückgedrängt werden könnten.

Nach der am 13. Januar 1945 begonnenen sowjetischen Großoffensive gegen Ostpreußen setzte die Massenflucht der Zivilbevölkerung ein.

Die Flüchtenden waren zumeist junge Frauen, viele mit Kindern, alte, nicht mehr wehrfähige und auch für den Volkssturm nicht taugliche Männer und ältere Frauen.

Die Möglichkeit, Ostpreußen mit der Eisenbahn zu verlassen, gab es in der zweiten Januarhälfte 1945 nur noch sehr beschränkt, ab Ende Januar 1945 fast überhaupt nicht mehr. Die Möglichkeiten, Königsberg mit einem Schiff zu verlassen, waren ebenfalls sehr beschränkt. Die meisten, vor allem Königsberger, versuchten mit dem Zug, auf dem Landwege oder über das zugefrorene Haff, Pillau zu erreichen, um von dort mit ei-

nem Schiff über die Ostsee zu fliehen. Doch im Pillauer Hafen standen nicht genügend Schiffe bereit, um in kurzer Zeit mehrere zehntausend Flüchtlinge, die hier Zuflucht gesucht hatten, über die Ostsee in Sicherheit zu bringen.

Einige zehntausend Ostpreußen, vor allem die ländliche Bevölkerung, machten sich mit Pferd, Wagen und Schlitten in Trecks, die man oft überstürzt zusammengestellt hatte, auf die Flucht. Einige hofften so, trotz der Unbilden des kalten winterlichen Wetters, bis nach Westpreußen oder sogar bis nach Pommern zu kommen, wo man vor den Russen sicher war. Andere versuchten, die großen Häfen in der Danziger Bucht, Gotenhafen und Danzig-Neufahrwasser, zu erreichen, da hier die großen, bisher der Kriegsmarine als Wohnschiffe dienenden Passagierschiffe lagen, die Rettung über See versprachen.

Dabei nahmen sie auch in Kauf, Pferde, Wagen, Schlitten und das meiste Gepäck an den Hafenkais zurücklassen zu müssen.

Doch fast 200.000 Ostpreußen hatten nicht mehr fliehen können, da die Räumung ihres Ortes viel zu spät oder überhaupt nicht angeordnet worden war; oder sie hatten nicht fliehen wollen. Dies waren vor allem Frauen, deren Männer an der Front waren und die sich mit ihren Kindern nicht von zu Hause entfernen wollten und auch Alte, Kranke oder Behinderte, die sich vor den Strapazen der Flucht gefürchtet hatten. Zu Hause geblieben waren auch Landwirte und Bauern, die ihre ererbten Höfe nicht im Stich lassen wollten.

Sie alle traf die „Rache" der Soldaten der Roten Armee mit aller Härte und Brutalität.

Mit Aufrufen, die die Überschriften trugen: „Wehe Dir Deutschland" und „Wir werden totschlagen!" hatte der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg im Auftrage Stalins Haß und nochmals Haß gegen alle Deutschen gesät, der nun aufgehen sollte, als sowjetische Soldaten am 13. Januar 1945 den Sturm auf Ostpreußen begannen. Die sowjetische Armeezeitung „Krasnaja Swesda" hatte den Rotarmisten mit auf den Weg gegeben: „Deutsche sind keine Menschen, Deutsche sind zweibeinige Tiere, abscheuliche Geschöpfe, Bestien... Wir müssen die Deutschen töten!"

Die diesen Haß als Erste zu spüren bekamen, waren die Ostpreußen, deren Trecks von Panzern überrollt wurden, die Frauen, die von der russischen Soldateska von den Wagen gezerrt, brutal vergewaltigt und in Gegenwart ihrer Kinder bestialisch ermordet wurden, und die Alten, die man mit Bajonetten erstach oder durch Genickschüsse tötete.

Danach bekamen die Daheimgebliebenen, die sich in Kellern, Häusern und Scheunen versteckt hatten, den unmenschlichen Haß und die Gewalt der „Befreier" zu spüren. Und diese Gewalt schien kein Ende zu

nehmen, dauerte Tage, Wochen und Monate; sie setzte sich fort, als der Krieg längst zu Ende war und die russischen Besatzer die „Hunger-Waffe" einsetzten und die Menschen, vor allem Kinder, Kranke und Alte, die nicht arbeiten konnten, einfach verhungern ließen.

Von diesen schrecklichen Tagen, Wochen, Monaten und Jahren zeugen die folgenden Berichte der Frauen, die zum Teil noch im Kindesalter jene Zeit erlebten und sie mit ihren eigenen Worten schildern.

Jeder dieser Berichte, aus einer Vielzahl ausgewählt, zeigt ein menschliches Schicksal auf, von den letzten Tagen in Freiheit bis zum Tage der Vertreibung aus der ostpreußischen Heimat.

Aus jeder Zeile, aus jedem Satz spricht das furchtbare Leid, das Frauen erleben und erleiden mußten, die dem abgrundtiefen Haß der Soldaten der Roten Armee wehrlos ausgeliefert waren, und die die Gewalt des Siegers über sich ergehen lassen mußten.

Nicht nur auf dem Rücken der Soldaten, sondern auch und besonders auf dem Rücken der Frauen wurde in Ostpreußen der Krieg ausgetragen, nirgendwo in Deutschland in dieser Schwere und dieser menschenverachtenden Brutalität wie gerade in Ostpreußen.

Dieses Leid ostpreußischer Frauen darf niemals vergessen werden; es ist eines der dunkelsten Kapitel der Geschichte dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts.

Dokument 1

**Hildegard Isereit**

Jahrgang 1931, geboren in Neudamm bei Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Neudamm, Kreis Königsberg |
| Aufenthaltsort 1945–1948: | Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | 12. April 1948 nach Leipzig |

## „Erst fielen die Bomben, dann kamen die Russen"

1931 in Neudamm, unweit von Königsberg, auf einem Bauernhof geboren, erlebte ich in meinem Elternhaus meine Kinderjahre. Ich besuchte in Königsberg die Schule. Dort hatten wir auch noch eine Stadtwohnung. Bis zum Sommer 1944 war es bei uns in Ostpreußen ruhig, es war fast wie im Frieden, und der Krieg schien weit weg.

Als im Juli 1944 die ersten Flüchtlinge aus dem Memelland mit ihren Wagen in Neudamm ankamen, sah ich die ersten Kriegstoten. Es waren Frauen, Kinder und alte Leute, die bei einem Tieffliegerangriff auf die Treckwagen ums Leben gekommen waren. Am nächsten Morgen, nachdem die Flüchtlinge bei uns auf dem Hof übernachtet hatten, zogen sie weiter.

„Hoffentlich müssen wir nicht eines Tages flüchten!" sagte meine Mutter.

„Wir bleiben hier, mich bringt keiner weg!" antwortete mein Vater. Er ließ nichts von seiner Sorge erkennen, daß der Krieg eines Tages auch zu uns und nach Neudamm und nach Königsberg kommen könnte.

Das geschah schneller als befürchtet.

Am 26. und 27. August 1944 griffen alliierte Flugzeuge die Stadt Königsberg an und luden ihre Bomben über der Stadt ab. Wir waren bei diesem ersten Angriff in unserer Königsberger Stadtwohnung, um den Geburtstag einer Freundin meiner Mutter zu feiern. Sie hatte ihre vier Töchter und zwei Söhne mitgebracht, und es waren auch noch neun andere

Leute da. Auf dem Nachhauseweg wurden wir von dem Bombenangriff überrascht. Es war furchtbar, was ich als 13jähriges Mädchen miterleben und sehen mußte, wie auf der Straße Menschen und Pferde auseinandergerissen wurden, und Teile davon, Arme und Beine, in den Bäumen hingen und ein Mensch ohne Kopf noch drei Schritte lief, und dann umfiel. Doch wir kamen mit dem Leben davon. Aber unsere Bekannten, mit denen wir zusammengewesen waren, fanden alle den Tod. In 24 Stunden hatten wir 23 Verwandte und Freunde bei diesem Angriff verloren, wie mein Vater später feststellen mußte.

Doch unsere Stadtwohnung war unbeschädigt geblieben, und ich hatte für den 30. August 1944, meinen 13. Geburtstag, Cousins und Cousinen und einige Schulfreunde aus Oberhaberberg, Taunusstraße und Börsenstraße zu Kaffee und Kuchen in unsere Stadtwohnung eingeladen. Meine Eltern wollten mich von zu Hause nicht weglassen, und sie konnten auch nicht mit, da wir viele Soldaten als Einquartierung auf unserem Hof hatten. Schweren Herzens ließen sie mir den Willen. Mit der Kleinbahn fuhr ich von Neudamm bis zum Königstor und meine Tante empfing mich schon in unserer Wohnung, und nach und nach kamen auch die eingeladenen Freunde und Verwandten.

Meine Eltern hatten mir auch die Erlaubnis gegeben, in der Stadtwohnung zu übernachten. Niemand, auch meine Eltern nicht, rechnete damit, daß Königsberg in so kurzer Zeit noch einmal bombardiert würde. Doch plötzlich, gegen sieben Uhr abends, wir waren noch mit Spielen beschäftigt, standen meine Eltern vor der Tür, um mich nach Neudamm abzuholen. So mußten wir alle auseinandergehen. Weder meine Eltern noch ich ahnten, daß wir in diesem Augenblick viele unserer Verwandten und ich meine Schulfreunde zum letzten Mal sahen. Gegen neun Uhr abends kamen wir wieder in Neudamm an und legten uns schlafen.

Es war kurz vor Mitternacht, als plötzlich die Sirenen zu heulen begannen. Draußen wurde es plötzlich taghell. Der ganze Himmel war voller „Christbäume“, die die Flugzeuge gesetzt hatten, um ihre Bombenziele in der klaren Augustnacht noch besser erkennen zu können.

„Jetzt bombardieren sie die Innenstadt“ sagte mein Vater, und meine Mutter begann zu weinen. Sie stellte sich vor, was wir jetzt würden erleben müssen, wären wir – oder ich – in unserer Stadtwohnung in Königsberg geblieben. Mein Vater konnte sie überhaupt nicht beruhigen.

Wir fanden auch nach dem Angriff, der nur einige Minuten dauerte, aber ein Flammenmeer hinterließ, keine Ruhe. Mein Vater ließ den Knecht die Pferde anspannen, und zu viert fuhren wir von Neudamm nach Königsberg. Gegen vier Uhr waren wir am Königstor, und wir

brauchten noch fast zwei Stunden von da ab bis zur Börsen- und Taunusstraße.

Was wir sahen war grauenhaft: Überall Feuer, brennende, zusammenstürzende Häuser, überall Geschrei und Hilferufe von Verletzten, dazwischen Rettungsfahrzeuge vom Roten Kreuz, Krankenwagen, Feuerwehrautos.

Auf den Straßen lagen Tote, die man noch nicht hatte wegschaffen können, Leute, die mit ihren Füßen im aufgeweichten Teer steckengeblieben waren und um ihre Befreiung schrien, und herumirrende, weinende Kinder, die nach ihren Müttern riefen.

Mein Vater wollte einer Frau helfen, die bewegungslos an einem Mauerrest lag, doch seine Hilfe kam zu spät, ihre ganze Haut war mit der Gasmaske, die sie trug, geschmolzen; sie war tot.

Dann kamen wir zum Haus der Schwester meines Vaters. Bis auf den Keller war es nur noch ein schwelender Trümmerhaufen. Vier Stunden lang räumten wir vier den Schutt weg, um den Kellerausgang oder die Kellerfenster freizubekommen. Von den heißen Steinen, die wir wegräumen mußten, hing uns bald die Haut an den Händen, und das tat furchtbar weh. Doch war unsere Arbeit nicht umsonst gewesen. Meine Tante mit ihrer Tochter, zwei weitere Kinder und Hausbewohner konnten wir lebend bergen, da die Kellerdecke des mehrstöckigen Hauses gehalten hatte. Die anderen Hausbewohner, es sollen 35 gewesen sein, waren in dem brennenden Haus umgekommen.

Anfang September 1944 verließ meine Cousine mit ihren zwei kleinen Kindern, gemeinsam mit zwei anderen Frauen, heimlich Königsberg in Richtung Westen. Sie hatten Angst vor weiteren Fliegerangriffen und noch mehr vor den Russen. Denn die Gefahr bestand, wenn nicht ein Wunder geschah, daß Ostpreußen Frontgebiet würde. Diese Vermutung bestätigte sich, als im Oktober russische Panzerspitzen bis in den Kreis Gumbinnen-Goldap vorstießen und nach der Rückeroberung deutsche Soldaten ermordete Frauen, Kinder und alte Leute in Nemmersdorf und anderswo fanden. Auch meine Eltern erfuhren davon, doch viele Leute glaubten nicht daran und sprachen von Greuelpropaganda.

Doch die zunehmende Gefahr, daß in einigen Wochen russische Soldaten auch Königsberg bedrohen könnten, bestärkte viele unserer Verwandten in der Absicht, noch vor dem Wintereinbruch die Wagen zu packen und nach Westen zu fliehen. Doch das war strengstens verboten.

Als im Dezember 1944 und im Januar 1945 der kalte und stürmische Winter hereinbrach, war die Fluchtwelle nicht mehr aufzuhalten.

Auch mein Großvater und meine Großmutter machten sich mit zwei vollbepackten Treckwagen mit Schwiegertochter, Angestellten und neun

Kindern, deren ältestes 13 Jahre alt war, auf die Flucht. Da die Nehrungsstraße völlig verstopft war, wagte mein Großvater die Fahrt über das zugefrorene Haff. Doch die Russen bombardierten das Eis, das brüchig wurde. Für die Treckwagen, die von Tieffliegern mit Bordwaffen beschossen wurden, gab es kein Entrinnen mehr, sie versanken mit allen Menschen, die darauf waren, im Haff und verschwanden spurlos unter dem Eis. Nur eine Angestellte meines Großvaters konnte sich auf eine Eisscholle retten und überlebte die Flucht nach dem Westen; sie berichtete später meinem Vater vom Schicksal seiner Eltern.

Doch für uns, die wir noch in Neudamm und Königsberg waren, sollte es noch viel schlimmer kommen.

In den nächsten Wochen, als die Russen Königsberg eingeschlossen hatten, hörten wir jeden Tag stärker das Heulen der Stalinorgeln, die Bomben und Granaten, die einschlugen, den Kriegslärm und das sich immer stärker ausdehnende Feuer in der brennenden Festungsstadt.

Immer mehr deutsche Soldaten, die sich auf dem Rückzug befanden, kamen in unser Dorf und auf unseren Hof. Die Soldaten wunderten sich, daß wir noch nicht geflohen waren und warnten uns vor den Russen. Doch mein Vater winkte ab, er kannte die Russen aus dem Ersten Weltkrieg und meinte: „So schlimm wird es schon nicht werden!"

Es war am 9. April 1945, als die ersten Russen auf unserem Hof erschienen. Unser Kriegsgefangener, der seit langem bei uns arbeitete, ging ihnen entgegen. Danach sahen sie sich unseren Hof, die Stallungen und das Vieh an und erklärten meinem Vater, daß er noch fünf Arbeitskräfte zugewiesen bekommen würde, um den Betrieb aufrechtzuerhalten, denn die meisten Leute waren weg. Dafür mußte mein Vater ab dem 12. April jeden Tag zehn bis 15 Kannen Milch und weitere landwirtschaftliche Erzeugnisse, wie Kartoffeln usw. mit Pferd und Wagen nach Königsberg in die Krankenhäuser bringen. Mein Vater tat wie ihm befohlen; es blieb ihm auch keine andere Wahl, und er war damit zufrieden, daß uns die Russen in Ruhe auf unserem Hof arbeiten ließen.

Von zwei Russen begleitet, fuhren wir am 12. April zum ersten Mal nach der Kapitulation Königsbergs, die am 8. April erfolgt war, in die Stadt. Aus Neugier, wie es jetzt dort aussehen würde, fuhr ich mit. Ich hätte es vielleicht doch nicht tun sollen, denn was ich sah und hörte, als wir beim Krankenhaus der Barmherzigkeit ankamen, das konnte der Verstand einer 13jährigen kaum fassen und begreifen, und es hat sich unauslöschlich für alle Zeiten in mein Bewußtsein eingeprägt:

Da liefen zwei blutende Frauen, die gerade entbunden hatten, aus dem Krankenhaus, verfolgt von Russen, die sich auf der Straße über sie stürzten und sie vergewaltigten.

Im Krankenhaus hatte man den Schwestern und Ärzten die Schuhe und Stiefel von den Füßen gerissen, sie mußten barfuß oder auf Strümpfen herumlaufen und ihre Arbeit machen.

Und überall im Krankenhaus lagen tote Menschen, um Hilfe schreiende Kranke und kleine Kinder herum.

Es war ein grauenhaftes Bild des Schreckens, und wir waren froh, als wir wieder zu Hause waren.

Erst einige Tage später fuhr ich wieder mit nach Königsberg. Diesmal belieferten wir das Elisabeth-Krankenhaus. Wie mein Vater hörte, hatte man dort in den ersten Tagen nach der Kapitulation Königsbergs auch die Nonnen und Ordensschwestern vergewaltigt.

Mein letztes schreckliches Erlebnis hatte ich einige Tage später, als wir wieder ein Krankenhaus mit Milch belieferten und ich mit eigenen Augen sah, wie die Russen nicht nur tote Frauen vergewaltigten, sondern auch ein Mädchen, das sicher nicht älter als fünf Jahre war und danach blutend vor dem Krankenhauseingang liegenblieb. Jetzt bekam ich wirklich Angst, denn ich war auch ein Mädchen und 13 Jahre alt.

Von diesem Tage an fuhr ich nicht mehr mit nach Königsberg; zu Hause in Neudamm fühlte ich mich sicherer.

Wenige Tage später kam mein Vater mit einer neuen Trauerbotschaft aus Königsberg zurück.

Eine meiner Cousinen, 19 Jahre alt, war dort in die Kopernikus-Klinik zur Entbindung gegangen. Sie war seit einem Jahr verheiratet, ihr Mann war Soldat an der Front. Sie hatte eine Zangengeburt und gebar ein totes Kind. Plötzlich, unmittelbar nach der Geburt, stürzte ein Russe herein und vergewaltigte die noch blutende Frau, die wenige Zeit später starb – sie verblutete. Weder der Arzt noch die Schwestern konnten das verhindern oder ihr helfen. Mein Vater war zutiefst erschüttert, als er die tote Frau fand und von dem Vorgang erfuhr. Wie er hörte, soll sich der deutsche Arzt zwei Tage später selbst erschossen haben.

Während wir auf unserem Hof noch zu essen hatten, wurden die Zustände in Königsberg von Tag zu Tag schlimmer.

Mein Vater erzählte nach einer weiteren Fahrt, daß man in Königsberg einen Mann festgenommen hatte, der gemeinsam mit seiner Tochter auf dem Markt Frikadellen verkauft hätte mit Fleisch von toten Pferden und Menschen. Hunger tat weh und die Menschen kauften oder tauschten alles Eßbare.

Dadurch, daß die Verpflegungslage in der Stadt immer schlechter wurde, wurden auch wir auf dem Lande immer stärker kontrolliert. Wir mußten nachts alle Tiere in den Ställen unterbringen, keines durfte draußenbleiben, und jeden Abend wurden die Tiere von den Russen ge-

zählt. Junge Ferkel, die geboren wurden, mußten wir sofort der Kommandantur melden. So wurden eines Nachts zehn Ferkel geboren, doch mein Vater meldete nur neun an. Zwei Tage später kamen zwei Russen von der Kommandantur, um dies nachzuprüfen. Als mein Vater die Russen kommen sah, wurde ich rasch ins Bett geschickt, mit dem drei Tage alten Ferkelchen unter der Bettdecke. Gott sei Dank quiekte das kleine Tierchen nicht, denn den Russen sahen auch in die Wohn- und Schlafzimmer.

Wochen und Monate vergingen. In und um Königsberg wurden die Zustände noch schlimmer, was die Ernährung der in diesem Gebiet noch lebenden Deutschen betraf.

Noch bedrohlicher wurde die Situation, als die Russen ihre Frauen und Kinder nachkommen ließen und immer stärker von unserem Land Besitz ergriffen. Und was hatten die Kinder dieser Russen für einen Hunger, die aßen die Kartoffeln roh, als sie ankamen.

1946 entwickelte sich der Tauschhandel immer mehr. So kam eine Russenfrau mit zehn Pfund Zucker im Rucksack auf unseren Hof und wollte dafür Mehl, Fett und Kartoffeln. Doch wer nichts zu tauschen hatte, so wie die meisten Deutschen, mußte hungern oder gar verhungern, vor allem alte Leute und elternlose Kinder, deren Mütter gestorben waren und die in Königsberg allein und hilflos umherirrten.

Ein Tauschobjekt waren auch Tabletten und Medikamente gegen Geschlechtskrankheiten; davor hatten die Russenfrauen die meiste Angst. Doch solche Medikamente gab es kaum noch; sie waren in den ersten zwölf Monaten der Besetzung fast völlig verbraucht worden, und Nachschub gab es nicht.

Als das Jahr 1948 anbrach, kam auch für uns der Abschied aus der Heimat. Wir mußten alles zurücklassen. Mit 20 Pfund Gepäck traten wir am 12. April 1948 die Reise nach Deutschland an, die über Leipzig nach Hannover führte, wo wir am 26. Mai 1948 eintrafen. Meine Mutter und auch mein Vater haben den Verlust der Heimat nicht überwunden; sie starben kurz nacheinander und ließen mich allein zurück, ich war das einzige Kind. Von meinen Verwandten aus Ostpreußen und Westpreußen habe ich niemanden mehr gefunden. Der Krieg ließ mich allein zurück mit meinem Schicksal.

Gekürzter Originalbericht 7 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 2

**Renate Pribbenow**

Jahrgang 1933, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945: | Königsberg / Großheidekrug / Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | November 1945 nach Frankfurt (Oder) |

## „Keine Hölle kann schlimmer sein"

In Königsberg aufgewachsen und zur Schule gegangen, erlebten und überlebten wir in den letzten Augusttagen 1944 die Terrorangriffe alliierter Bomber auf unsere Stadt. Wenige Tage später fuhr meine Mutter mit meiner Schwester und mir zu unseren Großeltern nach Stargard in Pommern; mein Vater, seit 1935 als Schlosser beim Heereszeugamt in Königsberg-Rothenstein angestellt, mußte dort bleiben. Kurz vor Weihnachten 1944 entschloß sich meine Mutter, mit uns Kindern nach Königsberg zurückzukehren, zum Unwillen meines Vaters, der uns, zu Recht, in Pommern sicherer glaubte.

Auch die Schreckensnachrichten, die Radio und Zeitungen über die russischen Greueltaten in Nemmersdorf verbreiteten, konnten unsere Mutter nicht am Verbleiben in Königsberg hindern.

„Die Russen sind auch Menschen!" sagte sie. „Und wenn wir schon sterben müssen, dann wollen wir doch wenigstens alle gemeinsam sterben!"

Auch der ab Mitte Januar 1945 immer näher kommende Gefechtslärm schien meine Mutter nicht zu beunruhigen. Doch dann stellte sie am 30. Januar 1945 plötzlich fest, daß fast alle unsere Nachbarn bereits fort waren.

Was also tun? Allein zurückbleiben war sicher auch nicht gut, dachte sie. Als sie wenig später sieht, daß unsere Nachbarin, Frau May, ihre Lotte anschirrt, fragt sie: „Wohin, Frau May?"

„Na, nach Pillau, zum nächsten Schiff!"
„Können Sie uns mitnehmen?"
„Ja, dann aber schnell!"
Einige Sachen von uns werden auf den großen Pferdeschlitten geworfen und unsere Rodelschlitten hinten drangehängt.

Da kommt noch eine andere Nachbarfamilie angelaufen: „Bitte, Frau May, nehmen Sie uns auch mit!"

„Ja – aber schnell, schnell, die Russen können jeden Moment hier sein!"

Noch ein Rodelschlitten wird drangehängt, dann steigt das Rentnerehepaar Hoemke mit seiner neunjährigen Enkeltochter auf. Auch die junge Kriegerwitwe Hildegard Jung mit ihrem vierjährigen Sohn Dieter und einem halbjährigen Säugling kommt noch dazu.

Der Pferdeschlitten ist jetzt brechend voll. Als er anfährt, fällt meine Schwester erstmal kopfüber nach hinten runter! Keine Zeit zum Heulen. Nur schnell weg, die Ringchaussee entlang in Richtung Großheidekrug! Nach einiger Zeit werden die kleinen Kinder quengelig. Der Säugling bekommt Hunger und muß gewickelt werden. Wir haben in Großheidekrug Verwandte wohnen, machen also kurz Pause und wollen dann weiter.

Frau May lädt uns bei den Verwandten ab, doch sie hat keine Ruhe. „Ich spüre es, daß uns die Russen auf den Fersen sind!" Sie fährt weiter in Richtung Pillau. Wir packen unsere Sachen auf die Rodelschlitten und wollen etwas später nachkommen.

Doch die junge Mutter mit den beiden kleinen Kindern wird und wird nicht fertig. Diesmal vermutet meine Mutter richtig: „Wenn die Russen kommen, dann beim Einbruch der Dunkelheit!" Also fahren wir mit unseren hochbepackten Schlitten schon mal ein Stück vor. Aus einer kleinen Nebenstraße biegen wir auf die vereiste Hauptstraße ab. Sie ist menschenleer. Inzwischen ist es fast dunkel geworden, doch der Schnee erhellt die Gegend. Die Großheidekruger Kirche liegt auf der linken Straßenseite. Als wir in ihrer Höhe sind, sehen wir plötzlich dunkle Gestalten über einen Platz huschen, im Schatten der Kirche suchen sie Deckung.

„Die Russen!"

Kaum hat meine Mutter das gesagt, da peitscht eine Maschinengewehrsalve zu uns herüber. „Schnell hinlegen und in den Graben rollen!" Doch der Graben ist fast bis obenhin mit Schnee gefüllt.

Die Schießerei wollte gar kein Ende nehmen, und als ich einmal hochblinzelte, sah es aus, als ob wenige Zentimeter über unseren Schlitten eine Feuerdecke wäre. Die Geschosse schlugen kurz hinter uns in den

Schnee. Dann mußte der Schütze wohl nachladen, und wir nahmen die Gelegenheit wahr und liefen in das nächste Bauernhaus.

Die Tür des Bauernhauses war offen; ob man auf uns gewartet hatte? Beim traulichen Schein der Wohnzimmerlampe sitzt ein altes Ehepaar und hört Radio. Ja, sie haben die Schüsse gehört und meinen: es ist wohl besser, in den Keller zu gehen, dort warten schon andere Leute. Alle sind sich plötzlich sehr vertraut. Was soll jetzt werden?

Offensichtlich ist von deutscher Seite kein Schuß gefallen. Eine Weile geschah nichts, dann hörten wir schwere Soldatenstiefel. Die Kellertür wurde geöffnet, ein Soldat leuchtete in die Runde: „Zivilist – Partisan?"

Es waren nur Frauen und Kinder.

Die Tür wurde wieder geschlossen, und der Soldat schien davor auf und ab zu gehen. Niemand wagte sich zu rühren. So gingen die ersten Nachtstunden dahin. Wir hörten auch nur noch einige Schüsse. In ganz Großheidekrug schien es keinen einzigen deutschen Soldaten zu geben.

Am nächsten Morgen kam dann die russische Nachhut und mit dem „Frieden" war es schlagartig vorbei. Es wurde geplündert, vergewaltigt und mutwillig zerstört. Überall hörte man plötzlich die Rufe „Uri, Uri" und „Frau komm!" Viele russische Soldaten hatten ihre Arme vom Handgelenk bis zum Ellenbogen voller Armbanduhren. Konnte eine Frau nicht schnell genug ihren Ring abziehen, wurde ihr der Finger abgehackt.

Mit Vorliebe wurden Federbetten und Polstermöbel aufgeschlitzt, Geschirr in die Fensterscheiben geworfen und in die Kochtöpfe gekackt. Man kann es gar nicht alles beschreiben, was geschah.

Zunächst gab es noch genug Lebensmittel. Die ostpreußischen Hausfrauen hatten immer reichlich eingekocht, und die Keller waren voll. Doch durch mutwillige Zerstörung änderte sich auch dies. Jeder Deutsche versuchte sich ruhig zu verhalten oder sich zu verstecken. Wir hofften, daß uns in Kürze deutsche Soldaten wieder befreien würden. So gingen einige Tage dahin.

Dann hieß es: „In der nächsten Nacht kommen die deutschen Soldaten zurück!" Und in der Tat: Überall ringsum wurde geschossen. Wo aber sollten wir hin, damit wir diesen Angriff überlebten?

Vor Großheidekrug führt der Königsberger Seekanal entlang. Damit er genügend Tiefe hat, muß ständig Sand ausgebaggert werden. Dieser Sand lag nun als Sandbank mitten im zugefrorenen Haff. Dort wollten wir hin. Das Eis trug auch, es hatte aber große Bomben- und Granatlöcher. Mit uns waren etwa fünfzig Leute auf den Sandstreifen gelangt. In dieser Nacht gab es in Großheidekrug ein gewaltiges Gefecht. Voller

Erwartung zogen wir am nächsten Morgen über das Eis zurück. Dann kam die bittere Enttäuschung: Die Russen waren noch da.

Einige Tage danach wurden alle Zivilisten – Frauen, Kinder und Alte – auf die Straße getrieben. Wir mußten den Ort geschlossen verlassen. Erst danach kamen deutsche Soldaten nach Großheidekrug zurück. Sie fanden Opfer bestialischer Verbrechen, unter anderem in der Kirche ein vergewaltigtes und gekreuzigtes junges Mädchen.

Wir wurden weiter ins Samland getrieben. Bei 20 Grad Kälte wurden uns Mäntel und Schuhe weggenommen. Die Frauen wurden vergewaltigt; die ersten Säuglinge starben, weil sie keine Milch bekamen.

Aus der Entfernung sahen wir das brennende Königsberg und hörten die Bomben- und Granateinschläge. Unser Vater war jetzt Soldat in dieser Stadt. Ich dachte: Keine Hölle kann schlimmer sein!

Eines Tages schrien die Russen: „Königsberg kaputt – Königsberg kaputt!" Alle Frauen versuchten nun, sich so schnell wie möglich mit ihren kleinen Töchtern zu verstecken, denn sie wußten, jetzt würde Wodka ausgeteilt.

Tagelang zogen wir in kleinen, nicht bewachten Gruppen durch das Samland, immer auf der Suche nach etwas Eßbarem und Brennmaterial. Dieses Martyrium der Flucht dauerte fast drei Monate. Was mußte ich als Elfjährige alles miterleben und sehen, seit dem Tage unserer Gefangennahme in Großheidekrug am Frischen Haff? Es war ein unvorstellbarer, kaum beschreibbarer Leidensweg, begleitet von Raub, Mord und Vergewaltigungen. Ich war noch ein Kind, ich hatte noch keine Menstruation, war nicht aufgeklärt und wußte auch nicht, was Vergewaltigung ist. Ich sah zunächst nur die verzweifelt weinenden Frauen, die versuchten, ihren Peinigern zu entkommen. Doch es hatte nicht lange gedauert, bis auch mich ein russischer Soldat an der Schulter packte und „Frau komm" schrie. Ich konnte mich noch losreißen und davonlaufen, denn ich war flink und wendig und meine Angst war grenzenlos, vor allem, als ich vor heilloser Furcht in ein vermintes Waldstück lief, um einem russischen Soldaten zu entkommen.

Doch dann kam jene verhängnisvolle Nacht, in der ich ihnen nicht mehr entkommen konnte.

Es war inzwischen Ende April 1945 geworden, und Königsberg war gefallen. Mit zwei anderen Familien waren wir nach Charlottenburg zurückgekehrt. Im Haus meines Onkels fanden wir noch dessen Eltern, beide über 80 Jahre alt. Hier hatten wir zunächst einen Unterschlupf. Unsere Gruppe bestand aus drei Müttern und elf Kindern. Im ehemaligen Schlafzimmer drängten wir uns zusammen und versuchten, uns möglichst unauffällig zu verhalten. Doch das ging nicht lange gut. Die russi-

schen Soldaten hatten uns bald entdeckt. Kurz darauf holten die Offiziere die drei Mütter weg. Berlin war gefallen. Dafür bekamen die Soldaten zusätzlich Lebensmittel und vor allem Wodka. Unsere Mütter wurden nicht nur vergewaltigt, sie mußten daneben auch noch für die Offiziere kochen und waschen.

Die alte Oma Neufang, die ebenfalls bereits mehrfach vergewaltigt worden war, ahnte in dieser Nacht Schlimmes für uns Kinder, denn unsere Mütter waren nicht zurückgekommen. Sie legte sich auf ihrer Matratze außen vor unsere Schlafzimmertür. Neben ihr lag ihr schwerkranker Mann. Auf Knien flehte sie die in der Nacht anrückenden Soldaten an, von uns Kindern abzulassen. Sie schaffte es nicht. Die Tür wurde aufgerissen. Mit Taschenlampen leuchteten die Soldaten uns Kindern in die Gesichter.

Mich haben sie als erstes rausgeholt und in den Keller gesperrt. Diesmal gab es für mich kein Entkommen. Doch ich hatte „Glück" im Unglück. Einer der Soldaten hatte mir angekündigt, daß er mir nach der Vergewaltigung den Bauch aufschlitzen würde. Ein dafür geeignetes Messer trug er griffbereit am Koppel. Dazu kam es aber nicht, weil er wie ein Felsbrocken über mir einschlief. Ich bin mit der Geschlechtskrankheit „Tripper" angesteckt worden. Im Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg konnte ich von den deutschen Ärzten geheilt werden.

Nach Rückkehr unserer Mutter verließen wir Charlottenburg, das uns zu gefährlich erschien, um einen anderen Unterschlupf in der Innenstadt zu suchen. Doch das war schwer. Die Russen hatten nach der Kapitulation Königsbergs die meisten der noch intakten Häuser angezündet, wie wir später hörten, weil sie glaubten, Königsberg würde an die Deutschen zurückgegeben. Sie wollten dann nur noch Trümmer und eine tote Stadt zurücklassen.

Deshalb war es schwer für uns, in dieser Trümmerstadt noch ein Quartier zu finden. Wir fanden es schließlich in der Schleiermacherstraße 12, in einem dreistöckigen Haus, von dem das Dach und die obere Etage abgebrannt waren. Wir dachten, hier werden die Russen nicht wohnen wollen. Deshalb zogen wir in die erste Etage. Unsere Vermutung war richtig. Allerdings konnte die dünne Zimmerdecke den Regen nicht abhalten. So standen wir während des ganzen Sommers immer wieder unter Wasser. Doch waren dies die ersten Nächte, die wir ohne Vergewaltiger durchschlafen konnten.

In den kommenden Monaten hielt der Tod reiche Ernte unter den deutschen Zivilisten. Es gab so gut wie nichts in dieser total zerstörten Stadt. Für das Trinkwasser mußten wir zu einem Brunnen gehen und dann Schlange stehen. Kam ein russischer Wassertank, so mußte dieser

zuerst vollgepumpt werden. Es kam auch vor, daß bei diesem Brunnen Lastwagen vorfuhren. Alle dort zufällig Wartenden wurden gezwungen aufzusteigen. Dann wurden sie irgendwohin aufs Land zum Arbeitseinsatz gefahren. „Zu Hause" warteten die Kinder vergeblich auf ihre Mütter – und auf Wasser. Viele lebten nicht mehr, als die Mütter nach Tagen oder Wochen zurückkamen.

Meine Mutter wurden von den Russen als „Sanitäter" angestellt. Sie mußte in einem Teil der Luisenallee die dort noch lebenden deutschen Kranken besuchen und der russischen Sanitätsstelle dann jeden Abend einen Bericht über die Krankheits- und Todesfälle abliefern. Zu dieser Zeit traten die ersten Typhusfälle auf. In den Königsberger Krankenhäusern gab es noch einige wenige deutsche Ärzte. Sie hatten zunächst noch deutsche Medikamente. Diesen Ärzten gebührt höchstes Lob. Sie hätten sich zum Beispiel Medikamente gegen Geschlechtskrankheiten bei den Russen gegen Lebensmittel eintauschen können; doch sie gaben sie den deutschen Frauen und Mädchen umsonst.

Für ihren „Sanitätsdienst" bekam meine Mutter täglich 400 Gramm nasses Brot. Es wurde in Formen gebacken und schmeckte stark nach Terpentin. Wir aßen es trotzdem, denn sonst hatten wir zu dieser Zeit nur jenes Obst und Gemüse, das wir aus unseren ehemaligen Gärten „stehlen" konnten. Wer erwischt wurde, bekam harte Strafen; die schwerste war die Verschleppung nach Sibirien.

Wir konnten uns in Königsberg frei bewegen, waren also in keinem Lager. Andererseits waren wir aber auch völlig vogelfrei und rechtlos. Jeder Russe konnte mit uns machen, was er wollte. Und das konnte bis zum Mord gehen. Die meiste Angst hatten wir vor den Mongolen.

In den folgenden Monaten gab es immer mehr Typhusfälle und Hungertote. Über Selbstmorde von Deutschen sprach man kaum noch. Nur wer Arbeit hatte, konnte sein Leben verlängern. Und die Hoffnung, daß sich für uns Deutsche das Leben in Königsberg bessern könnte, war gleich Null; es konnte nur noch schlimmer werden.

Der Herbst 1945 kam, und meiner Mutter war klar: Den nächsten Winter können wir in Königsberg nicht überleben.

Ihr Plan: Ein paar Lebensmittel sammeln, Brot trocknen und uns dann zu Fuß auf den Weg machen, durch Ostpreußen und Polen nach Deutschland. Weder meine Mutter noch sonst jemand wußte, wie es dort aussah, denn wir Deutsche waren in Königsberg von der Welt abgeschnitten, ohne Zeitungen, Radio oder sonstige Informationen. Doch eines wußten wir: Noch schlimmer als in Königsberg konnte es nirgendwo sein.

Da meine Mutter die Flucht aus Königsberg nach Deutschland nicht

allein antreten wollte, verabredete sie sich mit Frau Quasseck, die zwei Kinder von sechs und acht Jahren hatte und mit unserem Fleischermeister aus Charlottenburg, Herrn Jantzen. Jeder wollte sich einen „fahrbaren Untersatz" besorgen, einen Handwagen oder Kinderwagen, und dann sollte es am 16. November 1945 losgehen. Wir konnten nur einen kleinen Kinderwagen auftreiben, die anderen hatten kleine Handwagen.

Also zottelten wir los, vom Hafen zunächst in Richtung Innenstadt. Unser Kinderwagen verlor hin und wieder mal ein Rad, doch das wurde geduldig wieder draufgesteckt, und dann ging es weiter.

Am Nachmittag waren wir erst in Ponarth. Unsere Mitwanderer waren schon ein weites Stück voraus; da brach an unserem Kinderwagen auch noch die Achse. Aus und vorbei!

Unsere Mutter versuchte, für unsere gesammelten Lebensmittel irgendwo einen anderen Wagen einzutauschen. Doch vergeblich. Jetzt war auch sie verzweifelt.

Während wir neben unserem Gepäck am Straßenrand stehen, kommt eine andere Frau an uns vorbeigehastet: „Wollen Sie auch heute abend mit dem Kriegsgefangenenzug nach Frankfurt mitfahren?"

Meine Mutter horcht auf: „Welcher Zug? Wo? Wann?"

„Hier vom Güterbahnhof Ponarth – die Kriegsgefangenen werden von der russischen Breitspurbahn auf die deutsche Normalspurbahn umgeladen. Es sind doch auch Deutsche. Die werden uns doch sicher verstecken und mitnehmen?!"

Meine Mutter fast sprachlos: „Oh Gott, oh Gott, eine Strickleiter, mitten aus der Hölle in den Himmel – was machen wir jetzt, unsere Begleiter sind sicher schon weit weg!"

Da kommt Herr Jantzen zurück. Er sucht uns, da wir nicht nachkamen. Schnell wird alles erzählt, und dann rennt er hinter Frau Quasseck und ihren Kindern her und holt auch sie zurück.

Der Kriegsgefangenenzug auf dem Ponarther Güterbahnhof ist schnell gefunden. Die Soldaten sind bereits in alte deutsche Viehwagen umgeladen worden. Keine Bewachung weit und breit. Bereitwillig öffnen sie uns die Schiebetüren und nehmen uns auf. Wir legen uns ganz hinten in die Waggonecke, dann werfen die Soldaten Decken über uns. Wenn die russischen Soldaten kommen, sind wir dann nur ihre Kopfkissen.

Doch die Russen kennen solche Verstecke. Bevor der Zug abfährt, werden wir alle rausgeholt. Unser Gepäck bleibt zurück.

Nur Herr Jantzen hatte Glück. Die Soldaten hatten ihm Soldatenkluft gegeben, so wurde er nicht als Zivilist erkannt.

Nun stehen wir alle, die aus dem Zug geholt wurden, etwa 50 Frauen und Kinder, vor dem langen Zug. Den deutschen Kriegsgefangenen wird gesagt: Jeder Waggon, in dem noch ein Zivilist gefunden wird, wird geschlossen nach Rußland zurückgeschickt. Jetzt bekommen auch unsere mutigen Helfer Angst. Nach Rußland zurück? Das wäre das Todesurteil für sie.

Inzwischen ist es dunkel geworden, und auf dem Güterbahnhof gibt es keine öffentliche Beleuchtung mehr. Der Zug setzt sich langsam, fast im Schrittempo, in Bewegung. Die Mütter und Kinder laufen rufend und weinend mit. Die russischen Bewacher schreien und fluchen, bleiben aber zurück.

Da fährt der Zug, noch langsamer werdend, in eine Rechtskurve. Einige Schiebetüren werden vorsichtig von innen geöffnet. Die Soldaten ziehen gerade Vorbeilaufende mit vereinten Kräften an den Armen in die Waggons.

In diesem Moment fährt auch an uns ein Waggon vorbei, an dessen Frontseite sich ein Bremshäuschen befindet. Unsere Mutter schubst meine Schwester und mich nacheinander auf die steile Leiter, die nach oben führt, und springt dann selber auf. Wir haben Glück, das kleine Bremshäuschen ist leer, doch es ist vorher als Toilette benutzt worden. Uns ist alles egal, nur rein und die Tür von innen zugemacht. Kaum geschehen, hat der Zug schon wieder Fahrt aufgenommen. Zunächst sind wir in Sicherheit – und unterwegs in einem fahrenden Zug.

„Die nächste Gefahr droht uns an der russisch-polnischen Grenze, doch wenn wir erst bei den Polen sind, dann haben wir das schlimmste überstanden!" klärt uns unsere Mutter auf. Wie unbedarft wir damals doch waren. Wir wußten nicht, daß uns die Polen, wenn wir ihnen in die Hände fielen, genauso sadistisch behandeln würden wie die Russen.

Als wir an der Grenze ankamen, ermahnte uns die Mutter: „Duckt Euch, damit man uns nicht durch die Fenster des Bremshäuschens sehen kann, und helft mir, den Türdrücker waagerecht zu halten, damit man die Tür von außen nicht öffnen kann!"

Wir stemmten uns mit aller Kraft gemeinsam gegen den Türdrücker – und tatsächlich, es kam ein Posten die Leiter hoch und riß wie irre an dem Drücker. Als dieser jedoch nicht nachgab, sprang er nach einiger Zeit wieder ab.

Dann fuhr der Zug weiter. Wir waren in Polen.

Am nächsten Morgen hielt der Zug dann irgendwo auf freier Strecke. Die Leute stiegen aus und begrüßten sich. Wer hat es geschafft und wer nicht? Sowohl Herr Jantzen war dabei, als auch Frau Quasseck mit ihren beiden Kindern. Dann fanden wir auch unseren alten Waggon wieder, in

dem noch unser Gepäck war, und wir durften in diesen Waggon wieder einsteigen. Was für eine Freude.

Der Zug fuhr immer nur kurze Strecken, dann hielt er wieder. Manchmal nur für einige Minuten, manchmal für einige Stunden oder einen ganzen Tag. Wir wußten es nie. Doch was machte das schon. Man konnte austreten gehen, man konnte auf den Feldern nach vergessenen Kartoffeln oder Rüben suchen, man konnte ab und zu sogar ein Feuer machen, um sie zu rösten. Denn offizielle Verpflegung gab es während der ganzen Reise nicht, auch nicht für die Kriegsgefangenen.

Da der Zug jeweils ohne Voranmeldung weiterfuhr, gab es auch jedesmal „Rettungsaktionen". Die Waggoninsassen zogen die Zurückbleibenden an den Armen hoch. Auf diese Weise mußten wir auch einmal meine Schwester retten.

Zehn Tage dauerte die Fahrt von Königsberg/Ostpreußen nach Frankfurt/Oder. An der Grenze zwischen Polen und Deutschland gab es keine Schwierigkeiten.

Am 27. November 1945 lief unser Zug in den Frankfurter Hauptbahnhof ein. Auch hier sahen wir Trümmer. Dennoch, die Freude war groß. Endlich daheim. Wenn auch nicht in der Heimat, so doch wieder unter deutschen Menschen. Es gab unter den Frankfurtern eine große Hilfsbereitschaft. Eine uns fremde Frau nahm uns vom Bahnhof mit nach Hause, gab uns zu essen und ließ uns in ihrer Wohnung übernachten.

Danach fuhren wir zu unseren Verwandten nach Berlin und von dort nach Crivits/Mecklenburg. Hierher waren unsere ostpreußischen Großeltern geflüchtet. Sie hatten nicht daran geglaubt, uns jemals wiederzusehen. Nach kurzer Erholungszeit in Crivits ging es weiter. Meine Mutter ließ keine Ruhe. Nur weg von den Russen aus der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands. Wir gingen wieder auf die Flucht, schwarz über die Grenze bei Ellerich-Walkenried nach Westdeutschland.

Originalbericht 13 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 3

**Else Bendig, geb. Luschnat**

Jahrgang 1917, geboren in Königgrätz, Kreis Labiau

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Ludendorff, Kreis Labiau |
| Aufenthaltsorte 1945–1946: | Labiau / Treptow a.d. Rega / Sternin / Roman |
| Ausweisung/Vertreibung: | März 1946 nach Geesthacht |

## „Am liebsten hätte ich mich umgebracht"

Bis zum Herbst 1944 hatten wir in unserem kleinen Dorf im Kreis Labiau in Ostpreußen in Ruhe und fast wie im Frieden gelebt. Vom Kriegsgeschehen hatten wir bis dahin kaum etwas gespürt. Meine Eltern besaßen eine kleine Landwirtschaft, etwas abgelegen, in der Nähe eines größeren Waldgebietes. Ich wohnte mit meinen zwei Kindern bei meinen Eltern, mein Mann war Soldat an der Front.

Unruhig wurde es erst, als Partisanen im nahen Waldgebiet ihre versteckten Quartiere aufschlugen, nachts in unser Dorf kamen, Häuser, Wohnungen und Stallungen aufbrachen, raubten was sie brauchten und danach wieder spurlos im Wald verschwanden. Niemand schützte uns davor. Von dieser Zeit an fanden wir, besonders nachts, keine Ruhe und kaum noch Schlaf und lebten in ständiger Angst.

Mitte Januar 1945 rückte die Front näher, und die Russen begannen den Sturm auf Ostpreußen. Wir ahnten, daß wir eines Tages unser Dorf würden verlassen müssen. Und dies kam schneller als erwartet.

Am 29. Januar 1945 bekam unser Dorf den Räumungsbefehl. Innerhalb weniger Stunden mußten wir Abschied nehmen von Haus und Hof, Hab und Gut, von unserem Vieh, das in den Ställen blieb, von den Fischen im großen Friedrichsgraben und von Kindheits- und Jugenderinnerungen. Daß es ein Abschied für immer werden würde, daran dachte niemand von uns.

Und dann kam die Trennung von meinen Eltern.

Mein Vater beauftragte den Polen, der bei uns arbeitete, einen Wagen anzuspannen, um mich und meine beiden Söhne, den fünfjährigen Dieter und den zweijährigen Hans-Jürgen, zur Bahn nach Labiau zu bringen. Wir sollten versuchen, mit einem Eisenbahnzug nach Westen zu gelangen, um nicht dem stürmischen Winterwetter, der Eiseskälte von über 20 Grad Minus, dem Schnee und den Gefahren auf der Straße ausgeliefert zu sein. Mein Vater hatte Pferd und Wagen angespannt, um mit meiner Mutter über Land zu fliehen. Er wollte zunächst die Flucht über das Haffeis wagen, um dann zu versuchen, über die Nehrung weiterzukommen, möglichst bis nach Pommern.

Meine Kinder weinten und schrien, als wir uns trennten, und auch ich konnte meine Tränen nicht aufhalten. „Doch lieber diese Flucht, als den Russen in die Hände fallen – wir haben keine andere Wahl!" sagte mein Vater.

Obwohl es nach Labiau nicht allzuweit war, dauerte die Fahrt einige Stunden. Die Straße war völlig verstopft, ein Wagen fuhr hinter dem anderen, einige waren durch Schnee und Eis abgerutscht und lagen im Chausseegraben. Uns entgegen kamen Militärfahrzeuge. Es war ein unbeschreibliches Chaos.

Als wir endlich in Labiau auf dem Bahnhof ankamen, sahen wir nur noch das Ende eines abfahrenden Personenzuges. Da standen wir nun und warteten. Vergeblich. An diesem Abend kam kein Zug mehr. Erst am nächsten Mittag lief ein Viehtransportzug ein, an den man noch einige Güterwagen anhängte. In einem dieser Waggons fand ich mit meinen Kindern Platz, zusammengedrängt mit anderen. Wir konnten es kaum erwarten, bis der Zug abfuhr. Und immer wieder hielt er, stand einige Minuten oder Stunden auf freier Strecke. In dem Waggon war es bitter kalt, trotz der vielen Menschen, die sich darin befanden – nur Frauen, Kinder und alte Leute. Besonders nachts spürten wir die Kälte.

Wir waren tagelang unterwegs, ohne zu wissen, welche Strecke wir fuhren und welche Bahnhöfe der Zug durchlief. Doch wir wußten: je länger der Zug fährt, je weiter kommen wir nach Westen und weiter weg von den Russen.

Endlich, am 2. Februar 1945, hielt der Transportzug in einem Bahnhof, und es hieß für alle: „Aussteigen!" Wir befanden uns in Treptow an der Rega in Pommern.

Hier wurden wir in einer Schule untergebracht. Ganz überraschend traf ich hier meine Schwiegermutter, die ebenfalls geflohen war. Sie war hilflos und allein. Die Freude über das unerwartete Zusammentreffen war groß, und die Kinder waren glücklich, ihre Oma bei sich zu haben. Wir bekamen am nächsten Tag eine Unterkunft bei zwei alten Leutchen

in Treptow zugewiesen. Aber ich bin kein Stadtmensch. Nur eine Nacht blieben wir da in einem sehr kleinen Zimmer mit vier Personen, das war sehr eng.

Am anderen Tag ging ich los zur Schule. Da kamen Bauern mit Pferdeschlitten und holten Flüchtlinge aufs Land ab. Als ich das sah, beeilte ich mich, meine Kinder, meine Schwiegermutter und das wenige Gepäck, das wir hatten, zu holen. Wir fuhren mit einer Bauerntochter mit und wurden liebevoll in ihrer Familie aufgenommen. Da war ich zufrieden, und wir vier fühlten uns sehr wohl. Die Kinder bekamen Milch, und essen durften wir am Tisch der Bauersleute. Es war ein kleines Dorf, in dem wir uns befanden, Gumin. Die Bäuerin hieß Else Wangerin und ihre Tochter Annemarie. Der Mann und der Sohn waren im Krieg an der Front.

Es schien alles gut – doch das Schicksal holte uns ein, anders als wir erwarteten.

Anfang März wollten wir weiter nach Braunschweig zu Verwandten. Ich ging zum Bürgermeister, um Papiere zu besorgen. Da stand eine lange Schlange Leute an. Da gab es Kleider und Schuhe für Flüchtlinge. Ich stellte mich dann auch an, denn auch wir hatten nicht viel Kleidung mitgenommen.

Ich war fast schon an der Reihe, da zog es mich zu der Tür hin, als ob mir einer sagte, guck doch mal zu den Trecks, die auf der Straße draußen vorbeiziehen. Ich traute meinen Augen nicht. Hinter einem der Wagen ging meine Schwester. Ich lief zu ihr, wir umarmten uns und weinten vor Freude. Sie war aus Tilsit-Ragnit geflüchtet und schon über zwei Monate unterwegs auf der Flucht und hatte viel mitgemacht. Ich begleitete sie noch eine Strecke weit, dann hieß es Abschied nehmen, denn meine Kinder und meine Schwiegermutter warteten auf mich; ich mußte zurück zu meinen Lieben.

Am nächsten Tag machten wir uns reisefertig nach Braunschweig. In Ruhe packten wir unsere wenigen Sachen. Draußen wurde es plötzlich unruhig. Kolonnen deutscher Soldaten zogen vorbei. Auf einmal ein Schreckensruf: „Die Russen kommen!"

Mir stockte das Blut in den Adern, als ich das hörte.

Nur weg hier, waren meine Gedanken. Die Bauerntochter fuhr uns zur Bahn. Da stand ein Lazarettzug mit Verwundeten. Ein anderer Zug fuhr überhaupt nicht mehr. Händeringend bat ich einen Offizier, uns mitzunehmen. Er hatte Mitleid mit uns; wir durften einsteigen. Doch der Zug konnte noch nicht abfahren. Er hatte keine Lok. Wir mußten warten, bis sie kam. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Wir waren so froh, nun wieder unterwegs zu sein. Doch unsere Freude darüber war ver-

früht. Kurz vor Treptow, nahe dem Fluß, hielt der Zug. Wir hörten Panzer rollen. Es waren russische Panzer. Sie beschossen die Lokomotive. Es war aus mit der Weiterfahrt.

Was dann kam, war der rote Schrecken.

Russische Soldaten stürmten den Zug. „Uri, Uri" waren die ersten Worte, die ich von ihnen hörte. Mich wollten sie gleich mitnehmen, doch die Kinder klammerten sich an mich. Ich gab ihnen meine Uhr, und sie ließen mich los.

Die verwundeten deutschen Soldaten, die noch laufen konnten, sprangen aus dem Zug in die Rega, die Russen schossen auf sie, viele Verwundete blieben regungslos liegen.

Auch wir sprangen aus dem Zug und liefen weg auf eine nahe Straße. Hier lagen Pferdewagen, zerschossen. Die Häuser am Straßenrand brannten. Überall wurde geschossen. Und wir mittendrin, mitten im Krieg, mitten unter den Russen, denen wir in Ostpreußen hatten entkommen wollen. Jetzt waren sie schon in Pommern.

Wir liefen, was wir laufen konnten. Das nächste Dorf war nicht weit. Doch alles voll, jedes Haus voller Flüchtlinge. Verängstigte Frauen, Kinder und alte Leute überall. Endlich fanden wir einen Stall, der noch voller Kühe stand. Da war es schön warm. Heu war auch da, in dem wir schlafen konnten. Nachts hörten wir die Panzer fahren.

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Hoffnung kam auf, doch nur für einen kurzen Augenblick.

Wir gingen dann zum Hof, denn wir wußten nicht wohin. Doch das wußten die meisten nicht. Überall Menschen, alles Fremde, im Schicksal der Flucht verbunden.

Wortlos, hoffnungslos standen wir da. Ich sah mich um. Wer konnte uns hier noch helfen?

Ich traute meinen Augen nicht, als eine Frau auf mich zukam: es war meine Mutter. War es Traum, war es Wirklichkeit? Es war meine Mutter. Es war ein Wunder. Erst meine Schwiegermutter, die ich traf, dann meine Schwester, dann meine Mutter, und das Hunderte Kilometer weit von unserer Heimat entfernt in der Fremde. Es dauerte einige Zeit, bis wir alle das begreifen konnten.

Danach gingen wir zum Wagen, auf dem mein Vater war. Nun waren wir wieder alle zusammen und wollten uns nicht mehr trennen. Wir setzten uns auf den Wagen und überlegten, was wir nun tun sollten. Da kamen Russen und sagten: „Dawaj, dawaj – nach Hause!"

Mein Vater tat wie befohlen. Und ab ging es in Richtung Heimat. Wo sollten wir auch sonst hin? Wir waren hinter der Front. Nach Westen ging es nicht mehr weiter, nur nach Osten.

Doch unsere „Heimreise" endete schon kurz nach Beginn. Kaum waren wir unterwegs, hielten uns Russen an. Auf einem der Russenwagen waren Flintenweiber. Sie durchsuchten unseren Wagen und nahmen mit, was ihnen gefiel. Meine Mutter hatte ein Brotmesser, und eines der Flintenweiber – es war betrunken – setzte es ihr an die Brust, um sie zu erstechen. Das sah ein Offizier, riß sie zurück, nahm ihr das Messer weg. Wir zitterten vor Angst.

Im nächsten Dorf, in Sternin, war unsere Fahrt zu Ende.

Wir schliefen im Wagen. Nirgendwo war mehr Platz. Der Wagen bot uns einige Tage Unterkunft, bis man ihn uns wegnahm.

Eines Morgens trieben uns die Russen auf die Straße. Alles, was gehen konnte, mußte raus. Eine kilometerlange, unübersehbare Menschenschlange bildete sich. Wir sollten gehen, aber es ging immer nur einige Schritte vorwärts. Neben uns ritten Russen auf kleinen Pferden. „Dawaj, dawaj" schrien sie und knallten mit der Peitsche. Sie trieben uns an wie Vieh. Wenn sie vorbei waren, blieben wir wieder stehen. Durch die Reihen der Menschen verbreitete sich das Gerücht: „Wir kommen alle nach Rußland!" Doch diesem Schicksal sollten wir entgehen.

Abends erreichten wir das nächste Dorf. Wir kamen zu einem Bauern. In einer großen Scheune fanden wir Unterkunft. Vorn legten wir die Kinder zum Schlafen, dahinter die alten Leute. Wir jungen Frauen und Mütter legten uns ganz oben hin. Nachts kamen die Russen. Sie wollten Frauen haben. Doch uns haben sie nicht gefunden.

Das Schicksal der Vergewaltigung war noch einmal an uns vorbeigegangen. Aber am nächsten Morgen kamen die Russen wieder.

„Frau komm!" Das war wohl das einzige, was sie auf Deutsch sagen konnten. Wer nicht freiwillig mitging, wurde mit Gewalt genommen, auch in Gegenwart von kleinen Kindern. Gott sei Dank waren die Kinder noch so klein und wußten nicht, was mit den Müttern geschah. Die Russen waren meist betrunken und stanken fürchterlich. Da kam einem der Ekel hoch und man mußte sich übergeben. Auch eine 80jährige Frau vergewaltigten sie, sie kannten keine Gnade.

So ging es tagaus, tagein.

Dann holten uns die Russen zur Arbeit auf ein großes Gut in Roman. In einem großen Raum im Haus wurden wir untergebracht. Doch auch da blieben wir Frauen nicht verschont. Immer wieder kamen sie.

Dann waren die Russen eines Tages fort. Bevor andere kamen, kamen die Polen. Da ging das Elend erst richtig los, sie schikanierten uns, wo sie nur konnten. Überall standen Posten mit Gewehren. Dann mußten wir unsere Unterkunft räumen und kamen in ein Nebengebäude.

Immer wieder tauchten auch Russen auf, die nach Frauen suchten.

Keine Nacht kamen wir zur Ruhe. Wir versuchten immer wieder, uns vor Vergewaltigungen zu schützen. Ich schlief dann mit meinen Kindern in einem Bett in der Mitte. Wenn die Russen kamen, zog ich den Kopf ein. So blieb ich verschont. Ich war seelisch so fertig, daß ich mich am liebsten umgebracht hätte. Doch ich dachte an meine Kinder. Wenn die nicht gewesen wären, ich hätte mir das Leben genommen. Denn was uns Frauen geschah, war nicht mehr zu ertragen.

Die Polen ließen uns damit in Ruhe. Meine Mutter haben sie einmal geschlagen. Warum, wußte sie selbst nicht. Vater haben sie blutig geschlagen. Ohne Grund. Mein ältester Sohn stand einmal in der Tür, da schossen die Polen auf ihn, trafen aber Gott sei Dank nicht. So wurden wir jeden Tag in ständiger Angst gehalten. Irgendetwas Unvorhergesehenes und Entsetzliches geschah immer. Eines Tages trieben sie alle alten Männer auf die Straße und führten sie ab. Was mit ihnen geschah und wo sie geblieben sind, haben wir nie erfahren. Dann trieben sie eines Tages uns Frauen auf die Straße. Wir ahnten Schlimmes, hatten furchtbare Angst. Doch dann ließen sie uns wieder laufen. Alles Schikane, alles aus dem Haß auf uns Deutsche geboren.

Dann waren plötzlich wieder Russen im Ort. Ich war gerade mit meinen Söhnen im Gutspark, als ein Russe, ein guter, kam und zu mir sagte: „Sind das Deine? – Dann versteck Dich!" Wir versteckten uns alle drei, während die Russen alle Frauen in die Schule trieben und dann über sie herfielen, die ganze Nacht. Erst am anderen Morgen kamen sie zurück.

Wir lebten in Angst und Schrecken.

An Nahrung hatten wir zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Die Kinder bekamen keine Milch, kein Obst, nur ein Stückchen trockenes Brot. Mittags kochten die Frauen Wassersuppe. Jeden Tag. Manchmal waren ein paar Bohnen drin, manchmal Fleisch von maul- und klauenverseuchten Kühen. Bei dieser Ernährung sollten wir auch noch schwere Arbeit leisten.

Dann wurden eines Tages Kühe angetrieben, die ganze Straße war voll. Sie blieben über Nacht in der Scheune. Wir mußten sie melken. Doch für unsere Kinder war kein Tropfen Milch übrig. Wir Frauen hatten eine solche Wut in uns, daß wir den Polen die Milch am liebsten vor die Füße gekippt hätten.

„Deutsche können Scheiße fressen!" gaben uns die Polen zur Antwort.

Als man die Kühe weitergetrieben hatte, kamen Pferde auf den Hof. Wir mußten sie ständig sauberhalten; nicht ein Pferdeapfel durfte liegen bleiben. Die Polen standen dabei und grinsten, als wir sie wegräumen mußten.

Dann kam die Ernte. Wir mußten sie einfahren. Anschließend wurde gedroschen. Wir mußten Getreide umschaufeln. So verging jeder Tag mit schwerer und schwerster Arbeit: Männerarbeit, die wir Frauen verrichten mußten.

Den ganzen Winter ging das so.

Wir hatten kein Salz, kein Stück Seife, kein Waschpulver, nichts. Waschpulver stellten wir selbst her. Holzasche wurde mit kochendem Wasser übergossen, über Nacht stehengelassen und abgegossen. Damit wuschen wir unsere Wäsche.

Jetzt waren die Polen die Herren und wir die Knechte und Mägde. Wir mußten gehorchen. Sie ließen uns das auch immer wieder deutlich spüren. Jeden Tag. Am liebsten wären wir alle fortgegangen. Doch wohin? Aus unserer alten Heimat in Ostpreußen hatte man uns vertrieben, und eine neue Heimat gab es für uns noch nicht.

Ab und zu fuhren auch noch Russen durch unseren Ort. Ihre Lkws waren mit Möbeln und Federbetten beladen. Ob sie diese mit nach Rußland nehmen wollten? Manche Russen hielten auch an und versuchten uns noch etwas wegzunehmen. Doch sie kamen zu spät. Wir hatten nichts mehr. Russen und Polen hatten uns schon ausgeplündert. Wir hatten nur noch das, was wir auf dem Leibe trugen. Einmal nahmen die Russen einen 13jährigen Jungen mit zum Viehtreiben. Wo er abgeblieben ist, haben wir nie erfahren; er kam nicht zurück.

Wir waren abgeschnitten von aller Welt, wußten nicht einmal, wann der Krieg sein Ende fand. Es gab keine Zeitung, kein Radio, keine Nachrichten. Nichts!

Dann brach Typhus aus. Viele Menschen, vor allem junge Leute, starben. Meine Schwiegermutter erkrankte; ich pflegte sie. Kein Arzt weit und breit. Es dauerte nicht lange, da erkrankte ich auch. Mein Vater brachte uns in ein etwa 20 Kilometer entfernt liegendes Krankenhaus.

Erst am Heiligabend konnte er uns wieder abholen. Wir waren beide noch so schwach, daß wir weder gehen noch stehen konnten.

Kaum war Weihnachten vorbei, kamen die Polen, um uns zur Arbeit zu holen. Ich mußte mich umziehen, obwohl ich mich nicht einmal auf den Beinen halten konnte. Wenn ich auch nichts tun konnte, ich mußte da sein. Wenn die Glocke läutete, mußten wir alle zur Arbeit kommen. Kranksein gab es nicht.

Wann endlich kam die Stunde, die uns von diesen Peinigern erlöste?

Sie kam im März 1946.

Endlich konnten wir einen Zug besteigen und die „polnische Herrschaft" verlassen. In Geesthacht, unweit von Hamburg, endete unsere Reise, und ganz in der Nähe fanden wir eine neue Bleibe, die unser neu-

es Zuhause wurde. Nicht lange danach kam mein Mann zu uns. Er stand eines Tages, aus der Gefangenschaft entlassen, vor mir, und meine Kinder sahen den „fremden Mann" erst einmal mit großen Augen an.

Mein Mann und ich haben unsere ostpreußische Heimat nie wiedergesehen, doch vergessen können wir sie nie.

Gekürzter Originalbericht 7 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 4

**Margarete Kaesler**

Jahrgang 1920, geboren in Freimarkt, Kreis Heilsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Regitten bei Braunsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1946: | Regitten / Frisches Haff / Frische Nehrung / Stutthof / Dirschau / Regitten / Elbing |
| Ausweisung/Vertreibung: | Dezember 1946 nach Frankfurt (Oder) |

## „Frauen – zur Vergewaltigung freigegeben"

Am 15. Februar 1945 mußten wir auf Befehl unserer Wehrmacht unseren Hof, ca. 15 Hektar, in Regitten bei Braunsberg in Ostpreußen verlassen, weil russische Truppen im Anmarsch waren. Nur das Wichtigste wurde auf den Wagen geladen, so auch Futter für die Pferde.

Auf unserem Wagen waren meine Mutter, mein kleiner Bruder von sechs Jahren und ich. Mit dabei war auch der bei uns tätige französische Kriegsgefangene.

Auf einem zweiten Wagen befand sich die Flüchtlingsfamilie aus Tilsit/Ragnit, Mutter, Tochter und Sohn, die wir seit September 1944 auf unserem Hof untergebracht hatten.

Wegen des Gedränges auf der Fluchtstraße haben wir uns aber auf der Strecke Hammersdorf–Rossen–Frisches Haff aus den Augen verloren. Auf der Straße fuhr ein Treckwagen hinter dem anderen. Es mögen Tausende von Menschen gewesen sein, die mit uns unterwegs waren, um ihr Leben zu retten. Jeder hatte Angst, den Russen in die Hände zu fallen.

Über uns flogen immer wieder russische Bomber und Tiefflieger, die uns beschossen, vor uns lag das Frische Haff. Wir alle hatten Sorge, ob uns das Eis des zugefrorenen Haffs, über das wir fahren mußten, um weiterzukommen, tragen würde, denn die vollbepackten Wagen waren schwer. Wir mußten zwei Nächte im Wald zubringen, bis wir endlich am 15. Februar auf das Eis durften.

Es war ein schöner kalter Wintertag. Die Sonne schien. Es ging nur schrittweise vorwärts.

Dann kamen plötzlich die russischen Flugzeuge. Sie überflogen den Treck mehrmals und beschossen die Wagen und die Menschen, die darauf waren, mit Bordwaffen.

Ein entsetzliches Geschrei von Verängstigten und Verwundeten setzte ein. Es gab viele Tote. Auch tote Pferde lagen auf dem Eis. Die Wagen mußten stehenbleiben.

Auch wir hatten Durchschüsse an unserem Wagen, aber Gott sei Dank wurde niemand von uns verletzt.

So näherten wir uns in der Dunkelheit der Frischen Nehrung. Wir durften mit unserem Wagen aber nur dann auf die Nehrung, wenn wir verwundete Soldaten mitnahmen, was wir auch taten.

Am nächsten Tag durften wir über die Nehrung zur Ostseeseite fahren. Auch hier ein Chaos. In der vergangenen Nacht waren bei dem russischen Bombenangriff auf das Haffeis und die Trecks viele Menschen mit Pferd und Wagen eingebrochen und ertrunken. Wer auf den Treckwagen noch lebte, wurde mit Bordwaffen beschossen. Auf dem Eis gab es keinen Schutz, jeder war den russischen Angreifern bedingungslos ausgeliefert.

Wir zogen dann über Stutthof weiter, immer weiter, immer weiter, jeden Tag ein Stück, von der Angst getrieben. So kamen wir bis nach Pommern. Hier blieben wir stecken. Es war kein Weiterkommen mehr, weil die Russen bei Kolberg schon bis an die Ostsee vorgedrungen waren. Wir befanden uns also zwischen den Fronten. Hinter uns die Russen, vor uns die Russen und keine Hoffnung, aus dieser Umklammerung noch befreit zu werden.

Am Abend des 10. März 1945 wurden wir von russischen Panzern buchstäblich überrollt. Wir suchten Schutz in einem nahen Wald. Versteckten uns dort. Die Pferde hatten uns die Russen sofort abgenommen, und auch unseren Wagen mußten wir stehenlassen, mitten auf einem Feld. Meiner Mutter entriß ein Russe die Handtasche, so daß wir nur noch das besaßen, was wir auf dem Leib trugen.

Nach dieser schrecklichen Nacht ging es zu Fuß weiter. Gegen Abend kamen wir zu einem Bauerngehöft, dessen Eigentümer noch dort war. Hier konnten wir vorerst bleiben. Doch Ruhe fanden wir nicht. Tag und Nacht drohten uns Frauen und Mädchen Vergewaltigungen, vor denen wir uns nicht schützen konnten. Anfangs hatte mich meine Mutter im Ziegenstall versteckt, doch auch dies nützte mir schließlich nichts mehr.

Dann kam Ostern 1945. Die Russen gaben den Befehl aus, alle Ostpreußen sollten wieder nach Hause.

Der Weg nach Hause war genauso schlimm, wie unsere Flucht es gewesen war. Wieviele Jungen, 13- bis 15jährige, und wieviele Mädchen und Frauen die Russen aus unserem Treck, der zu Fuß von Pommern zurück nach Ostpreußen zog, herausholten und nach Rußland verschleppten, weiß niemand. Keine Mutter konnte sich dagegen wehren, wenn ihre Mädchen oder Jungen von ihr fortgerissen wurden. Die Russen kannten kein Erbarmen.

In Dirschau wurden wir mit Kähnen über die Weichsel gesetzt, und Pfingsten kamen wir wieder in Regitten bei Braunsberg, unserem Heimatdorf, an. Unsere Strapazen auf der Flucht waren umsonst gewesen.

Was wir vorfanden, war ein fast zerstörter Ort. Doch unser Hof stand noch. Die Russen, die ihn besetzt hatten, nahmen uns gleich in Empfang, und wir konnten hier auch wohnen bleiben. Auf unserem Hof war gar nichts mehr vorhanden, selbst Kartoffeln und Runkeln waren ausgeräumt.

Ich mußte auf einer Kolchose arbeiten, die die Russen in Regitten betrieben. Für eine Schüssel Wassersuppe und ein Stück klebriges, kaum genießbares Brot am Tag mußte ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang arbeiten.

Und nachts kamen die Russen. Die Vergewaltigungen wurden immer häufiger, brutaler und schlimmer. Tagsüber wurde geplündert, alles Brauchbare wurde ausgeräumt.

Im Laufe des Sommers brach Typhus aus, woran viele starben. Davor hatten auch die Russen Angst, sie ließen die Kranken spritzen – und alle starben. Es waren mehr als 30, die dann in einem Massengrab verscharrt wurden.

Auch uns quälte der Hunger, aber unsere Mutter fand immer noch etwas Eßbares für uns; wenn wir sie nicht gehabt hätten, wären wir sicher verhungert.

Im September, Anfang Oktober 1945 mußten die Russen Braunsberg verlassen und damit auch unser Dorf. Dieser südliche Teil Ostpreußens wurden den Polen zugeeignet.

Doch bevor die Russen abzogen, wurden durch öffentliche Bekanntmachungen und Anschläge noch einmal alle deutschen Frauen zur Vergewaltigung freigegeben. Es folgten Wochen, die mit Worten nicht zu beschreiben sind, wir Frauen und Mädchen waren Freiwild für die Vergewaltiger. Einige Russen nahmen auch Frauen mit.

Als sie endlich abgezogen waren, hoffen wir auf ruhigere Zeiten. Doch wir täuschten uns.

Der Haß der Polen auf uns Deutsche war noch größer. Es wurde weiter geplündert und vergewaltigt.

Im November/Dezember 1945 begann die Vertreibung der Deutschen.

Nur diejenigen Deutschen, die bereit waren, ihren Namen zu ändern, d.h. die Endbuchstaben des Namens, und für Polen zu unterschreiben, durften bleiben. Meine Mutter tat das nicht.

So wurden wir ausgewiesen, aus der Heimat vertrieben.

Mit Lkws brachte man uns nach Elbing in ein Gebäude. In einem großen Raum stand ein Klavier, sonst nichts. In dem danebenliegenden Raum wurden wir bis auf die Unterwäsche ausgezogen, auch die Kinder – niemand wußte warum, wir besaßen doch alle nichts mehr. Ein fürchterliches Geschrei setzte ein. Dann spielte jemand auf dem Klavier, um das Schreien zu übertönen. Danach konnten wir uns wieder anziehen.

Nun brachte man uns zum Bahnhof. Man steckte uns in einen Güterzug, und ab ging es nach Posen und weiter nach Frankfurt/Oder. Von dort wurden wir mit offenen Wagen bis nach Berlin transportiert und dort in ein Lager eingewiesen. Hier waren die Amerikaner, und wir wurden das erste Mal richtig verpflegt.

Nach einigen Tagen hieß es, wir kämen in den Westen. Doch man brachte uns nach Malchow in Mecklenburg, wieder in ein Lager, wo wir auf Stroh kampierten.

Ich wurde sofort von den Russen zur Arbeit geholt und beim Bau eines Industriewerkes eingesetzt. Hier gab es keine Vergewaltigungen mehr, dafür für jede Kleinigkeit Schläge.

Bis Weihnachten 1945 waren wir in diesem Lager, dann erst wurde uns ein Zimmer zugewiesen, in dem meine Mutter, mein Bruder und ich wohnten. Als sich im Mai 1946 meine Schwester, die aus dem Arbeitsdienst nach Finnentrop im Sauerland entlassen worden war, meldete, durften meine Mutter und mein Bruder dorthin ausreisen. Ich bekam keine Erlaubnis.

Im Januar 1947 wagte ich bei Nacht und Nebel die Flucht zu meiner Familie über die Grenze. Unser Vater blieb vermißt, ein Bruder ist aus Rußland nicht zurückgekehrt, doch mein weiterer Bruder kam aus englischer Gefangenschaft zu uns. So waren wir wieder zusammen. Doch der Krieg hat uns vieles genommen, was uns niemand mehr zurückgeben kann: Vater, Bruder, Heimat.

Originalbericht 5 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 5

**Margot Strahl**

Jahrgang 1926, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1947: | Königsberg / Metgethen / Wargen / Oberalkehnen / Tapiau / Pillkallen (Schloßberg) / Löbegallen / Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | Oktober 1947 nach Dessau |

## „In Metgethen überfielen uns die Russen"

Am 27. Januar 1945 verließen wir unsere Heimatstadt Königsberg, in der ich geboren wurde, zur Schule gegangen bin und wo ich den Beruf der Kinderpflegerin erlernte. Wir, das waren meine Mutter, 43 Jahre alt, meine Schwester Lieselotte, 22 Jahre alt, mein Bruder Walter, elf Jahre, meine Schwester Charlotte, sechs Jahre, meine Tante, meine zwölfjährige Cousine und ich, 19 Jahre alt.

Am 30. Januar 1945 saßen wir in einem Eisenbahnzug, mit dem wir Königsberg verlassen hatten.

Kurz vor Metgethen hielt der Zug die ganze Nacht über auf freier Strecke. Hinter uns unsere Wehrmacht, vor uns die Russen. Es wurde ständig geschossen. Klirrende Kälte, der Schnee wadenhoch. Es war ein sehr langer, überfüllter Zug.

Es gab einige Treffer. Wir lagen am Boden. In unserem Abteil drei verwundete deutsche Soldaten. Sie stiegen aus und versuchten, in Richtung Königsberg zu laufen. Wir sahen zwei von ihnen in den Schnee fallen. Einer lief in ein nahe gelegenes Wäldchen.

Am frühen Vormittag trat plötzlich Stille ein. Aber dann entsetzliche Schreie, Türenschlagen und Schüsse.

Die Russen holten uns aus den Abteilen.

Es flog alles übereinander: Menschen, Koffer, Kinder.

Buchstäblich übers Feld geprügelt, kamen wir in den Ort Metgethen. Es war eine Siedlung. Die kleinen Zweifamilienhäuser waren überfüllt.

Rundherum lagen schon viele Menschen im Schnee. Tot oder verletzt durch Geschosse oder durch die unvorstellbare Grausamkeit der Russen.

Wir, meine Mutter, meine Geschwister, ich, sowie meine Tante und meine Cousine bekamen noch Platz in einem kleinen Zimmer. Etwa zwanzig Personen, dicht an dicht. Ein deutscher Soldat in Uniform, das Eiserne Kreuz im Knopfloch, auf zwei Gehhilfen stehend, war mit seinen Eltern, seiner Schwester und deren ca. drei Jahre altem Sohn ebenfalls im Raum. Ich bat meine Mutter, etwas zu tun, um aus dem beengten Raum heraus- und woanders unterzukommen. Denn die Russen, die ständig Frauen und Mädchen herausholten, könnten mit zusätzlichen Grausamkeiten reagieren, wenn sie einen Soldaten in unserem Zimmer vorfänden. Die Angehörigen des Soldaten saßen an einer Wand in einer Reihe.

Zwei russische Soldaten kamen herein. Wir wurden gefragt, ob wir Waffen bei uns hätten: Wir verneinten alle. Dann wollten sie den Soldaten mitnehmen. Wir saßen dicht gedrängt. Wieder Schüsse, Schreien. Die Eltern des Soldaten und die Schwester, auch er, lagen plötzlich auf dem Boden. Der kleine Junge lief schreiend aus der offenen Tür. Die beiden russischen Soldaten waren Hals über Kopf nach draußen gelaufen. Was war geschehen? Unser Soldat hatte auf seine Angehörigen und sich geschossen. Er wußte, was seiner Familie bevorstand. Wir konnten es nur mehr ahnen.

Schreckliches Schweigen. Die Russen kamen zurück! Sie suchten die Waffe. Sie blieb unauffindbar. Wir mußten uns alle draußen an der Hauswand aufstellen und sollten erschossen werden. Meine zwölfjährige Cousine weinte fürchterlich. Ein hochdekorierter russischer Offizier kam die Straße entlanggeritten. Meine Cousine riß sich los und stürmte auf ihn zu. Sie hängte sich an sein Pferd. Natürlich war keine Verständigung möglich. Aber er wurde auf uns aufmerksam und kam den Weg hoch.

Nach einem Disput mit den beiden Russen ging er mit diesen in das Zimmer, um die Waffe zu suchen. Der deutsche Soldat war tot, und als man ihn umdrehte, fand man die Waffe. Wir waren noch einmal gerettet. Die Schwester war auch tot. Die betagten Eltern hatten Steckschüsse und blieben ohne jegliche Hilfe liegen. Sie blieben auch ihrem Schicksal überlassen, als wir nach einer Woche weiter mußten. Den kleinen Jungen nahm eine junge Frau mit sich.

An einem Tag in dieser Woche sahen wir durchs Fenster eine Kette von Menschen. Sie hielten sich alle an einem Seil fest. Hintereinander gingen sie im Gänsemarsch. Es waren die Bewohner eines Blindenheims. Sie suchten verzweifelt Unterkunft. Plötzlich fielen sie, wie hingemäht, auf

die eisige Straße. Ein Geschoß hatte eingeschlagen. Daherkommende Russen stießen die daliegenden Toten oder Verletzten mit den Stiefeln in den Straßengraben.

Nach einiger Zeit sprang meine Schwester Lieselotte plötzlich auf und rannte nach draußen. Sie hatte gesehen, wie sich ein Arm aus dem Graben reckte. Es war die Frau des Blindenlehrers, der sich in ein Haus hatte retten können. Unter Lebensgefahr half meine Schwester, die junge Frau in ein Haus zu bringen. Sie hatte einen Granatsplitter im Nacken stecken. Ein Stück des Wollschals war in die Wunde gerutscht. Lieselotte half, soweit es ihr möglich war. Sie hatte bei einem Orthopäden gearbeitet. Wir hörten, daß die betroffene Frau, noch bevor wir wieder weiter mußten, qualvoll gestorben ist.

Sowie es dunkel wurde, wurden wir wahllos herausgeholt und vergewaltigt. Umgebracht, liegengelassen, manchmal auch zurückgebracht. Es gab keine Möglichkeit, sich zu reinigen. Oft wurde die Kleidung beschmutzt und zerrissen. Ein Inferno ohnegleichen.

Am 5. Februar 1945 hieß es: Alles raus auf die Landstraße. Es war schon dunkel. Ein endloser Zug. Nach ca. einer halben Stunde ein Stückchen vor uns – Halt! Ein Dolmetscher – rote Armbinde, weißes „P" darauf – und ein russischer Soldat stellten Frauen und Mädchen aus dem Treck heraus. Die anderen mußten weiter. Auch ich wurde ergriffen. Meine Mutter wollte ohne mich nicht weitergehen. Der Russe legte sein Gewehr an – entweder – oder! Da waren meine Geschwister. Ich habe Mutti angefleht, weiterzugehen. Ein paar Orte weiter wurde auch meine große Schwester fortgeholt. Sie wurde in ein russisches Lager gebracht.

Nun war ich allein.

Ob ich Eltern und Geschwister je wiedersehen würde?

Der Ort der Trennung hieß Wargen, Kreis Fischhausen. Es war am 5. Februar 1945.

Bis April – Ostern – bewegten wir uns träge von früh bis spät auf der Landstraße. Wen die Kräfte verließen, der blieb liegen, bis er erfror oder eingeschneit wurde.

Neben dem Treck hielten oft Lkws oder Pkws, auch Motorräder. Es waren Frauen- und Mädchenfänger. Sie griffen Mütter von Kleinkindern und Säuglingen, sogar von Kindern in Rollstühlen, und brachten sie fort. Wenn sich jemand der zurückgebliebenen Kinder und Säuglinge annahm, war es ein Glück. Die Szenen, die sich bei diesen gewaltsamen Trennungen abspielten, verfolgen mich noch heute.

Dann befanden wir uns in Oberalkehnen im Kreis Fischhausen. Wir lagen in einer Scheune. Ein Russe drehte uns so, daß er uns mit einer Stall-

laterne ins Gesicht sehen konnte. Es war Totenstille. Jeder hoffte für sich. Ich wurde rausgezerrt, über den holprigen Gutshof geschleift. Runter in einen Keller. Im Kellergang kamen uns zwei Soldaten entgegen. Der Russe brachte mich in einen Kellerraum. Die Tür machte er mit Draht dicht. Er zog seine Steppjacke aus, nahm seinen Dolch zwischen die Zähne und befahl mir, still zu sein. Ich hatte mit meinem Leben abgeschlossen, wünschte mir nur, daß es schnell gehen möge. Es war ein Mann mit mongolischem Einschlag. Diese waren als besonders roh und grausam bekannt. Es erklangen Rufe im Kellergang. Er horchte auf, war sehr wütend. Er zog seine Jacke wieder an, drohte mir nochmals nachhaltig mit dem Dolch, band die Tür von außen wieder mit dem Draht zu und ging. Ich saß im Dunkeln.

Nach einiger Zeit Schritte und ein Lichtschein. Ich war keines Gedankens mehr fähig. Die Tür ging auf, und ein anderes Gesicht erschien. Auf dem Ärmel ein „P" (Dolmetscher). Er fragte: „Willst Du hierbleiben?" Ich schrie ihm „nein!" entgegen. Er brachte mich in die Scheune zurück. Dann sagte er mit lauter Stimme: „Wenn der Soldat wiederkommt, alle laut schreien!" Er komme dann zu Hilfe. Ich war nur noch ein hilfloses Bündel.

Der Soldat kam wieder. Er kam angestürmt. Ich ging keinen Schritt. Er schleppte mich am Mantelkragen bis zur Tür. Kein Laut. Dann als erstes eine Männerstimme und Gott sei Dank ein großes Schreien. Er ließ mich los und lief davon.

Am nächsten Morgen kam der Dolmetscher mit einem halben Eimer Erbsensuppe und einem großen Stück Fleisch drin. Ich sollte essen. Ich konnte nicht. Das Fleisch hat eine beherzte Fluchtgenossin in ein Stück Stoff gewickelt und mitgenommen. Ja, das gab es auch. Ich glaube, ich hatte einen Schutzengel.

Dann ging der Marsch weiter. Plötzlich ein Halt. Eine riesige Kolonne Treckwagen war auf der Strecke geblieben. Sichtlich unter schweren Beschuß geraten. Ungezählte Tote, schlimm zugerichtet. Wie abgeschlachtet. Auf vielen Wagen hatten die Russen Hakenkreuzfahnen groß ausgebreitet. Es muß ein Inferno gewesen sein. Nirgendwo mehr Leben.

Wieder weiter. Unterwegs konnte ein junges Mädchen nicht weitergehen. Sichtlich hochfiebernd. Der Posten ging mit ihr in eine sehr nahe gelegene Scheune. Es knallte. Er kam allein zurück. Ich sage, das war ein kranker Mensch. Hilfe wäre nicht gewesen. Die Qual war zu Ende. Wie weit muß man sein, um so denken zu können?

Dann kamen wir nach Tapiau. Dort lagen wir etwa vierzehn Tage in Schweinebuchten, ohne Stroh, auf dem Gut Hasenberg.

Seit Wochen und Monaten hatte uns jeden Tag der Hunger geplagt, und nicht wenige waren bereits daran gestorben. Hier nun gelang es uns, et-

was aus den Ruinen und Gehöften, z.B. Kartoffeln oder sonstige noch eßbare Lebensmittel, zu organisieren. Es lag viel verendetes und gefrorenes Viehzeug, Kühe und Pferde, herum. Viele Menschen versuchten, da ein Stück abzuhacken oder abzusägen. Aufgetauter Schnee ersetzte das Wasser. Textilien aller Art, Schuhe usw. fanden wir anfangs in Gräben unter umgestürzten Möbeln. Aber sehr bald war nichts mehr zu finden.

Eines Tages hielt ein großes Militärauto vor unserem Stall. Die Tür flog auf, und wir Mädchen und Frauen wurden auf einen Wagen getrieben. Etwa 20 bis 30 Minuten fuhren wir. Dann ein Halt. Wieder runter vom Wagen. Es ging eine sehr steile Bodentreppe hoch auf einen Speicher. Ein riesiger Raum, dicht voll von Machorka-Qualm. Ein Grammophon spielte „Armer Gigolo, kleiner Gigolo". Eine Art Teppich war zusammengeschoben. Es roch nach Gebratenem und Wodka. Ringsherum standen Feldbetten. Eine Menge betrunkener Soldaten grölte und tanzte.

Uns war klar, was auf uns wartete. Auch ich wurde gezwungen, zu essen. Vor Fett triefende Kartoffeln. Wir waren so ausgehungert. Doch bei vielen wehrte sich der Magen.

Dann griff sich jeder Soldat ein Opfer. Es wurde die Stallaterne ausgemacht. Die ganze Nacht gequälte Laute. Klatschende Geräusche. Mir gegenüber hatte sich ein junges Mädchen heftig zur Wehr gesetzt. Sie flog die ganze Bodentreppe runter und blieb bis zum Morgengrauen liegen. Sie starb später. Als mich ein Kerl packte, wurde mir – nicht zuletzt vom Essen – speiübel; ich mußte erbrechen und spuckte ihm die ganzen Stiefel voll. Er lachte und trug es mit Fassung. Ein anderer hätte mich dafür erschlagen.

Am nächsten Morgen wurden wir mit Militärfahrzeugen nach Tilsit gefahren. Dort lagen wir drei Wochen in einem Haus auf blanken Dielen. Unsere Posten, zwei Ukrainer. Sie behandelten uns human. Wir mußten täglich in noch stehenden Häusern Geschirr und andere brauchbare Gegenstände sammeln. Sie wurden verladen und weggefahren. Wir fanden dabei auch für uns noch brauchbare Gegenstände. Nähzeug, Seife, Streichhölzer usw. Lauter Kostbarkeiten. In diesen drei Wochen hatten wir Ruhe vor nächtlichen Übergriffen.

Dann begann wieder der Fußmarsch.

Wir kamen in den Kreis Pillkallen. Es war Ende März, Anfang April 1945 und schon recht warm. Auf Wiesen, Feldern, in Gehöften Leichen ohne Ende. Im Oktober 1944 waren die Russen schon einmal durchgebrochen, und aus dieser Zeit lagen noch viele Menschen, auch Wehrmachtsangehörige, unbestattet herum.

Jetzt waren wir Bestatter. Gruben ausheben und die Leichen ranholen. Wenn wir Posten hatten, die einigermaßen Mitleid mit uns hatten, mach-

ten wir uns aus Wellblech eine Unterlage. Mit einem Stein ein Loch eingeklopft, Band oder Draht durch die sterblichen Überreste, raufgerollt und zur Gruft geschleift. Soweit noch Splittergräben frei waren, mußten wir die Toten da hineinlegen, zuschütten und „festtreten". Papiere oder Erkennungsmarken wurden auch von den begleitenden Posten nicht abgenommen. Unzählige dieser Toten gelten heute sicher noch als „vermißt".

Ostern 1945 erreichten wir Pillkallen (Schloßberg). Wir standen bei strömendem Regen die ganze Nacht vor der Kommandantur. Im Morgengrauen kamen wir in das drei Kilometer entfernte Kiesdorf, früher Uschpiaunen. Dort waren noch einige Häuser bewohnbar.

Es begann eine Leidenszeit ohne Ende.

Täglich antreten. Feldarbeit. Uns wurde ein Stück Land zugeteilt, das wir umzugraben hatten. Total verkrautet. Kaputte Spaten. Wer es nicht schaffte, blieb draußen liegen. Niemand durfte helfen. Einige von uns ließen dabei ihr Leben.

Dann kam die Miliz ins Dorf und holte uns nachts zu Verhören. Es war die Hölle. Wer starb, wurde verscharrt. Die Personalien der Toten wurden nicht registriert. Nur was in unseren Köpfen erhalten war, blieb in Erinnerung.

Wir fanden noch immer etwas Eßbares. Menschen, die in den Städten lebten, verhungerten früher. Hunde, Katzen, Mäuse, Vögel, geröstete Lindenknospen wurden gegessen. Letztere enthielten ein Gift, das enorme Ödeme verursachte, die vielen Menschen das Leben kosteten. Ein Wunder, daß überhaupt noch Überlebende blieben.

Im Spätherbst 1945 ging es weiter nach Löbegallen, immer noch im Kreis Schloßberg.

Dort ging das große Sterben weiter.

Wir waren vier junge Mädchen, die sich zusammengeschlossen hatten. Zwei von ihnen habe ich wiedergefunden. Sie waren in Königsberg gewesen und erzählten, daß meine Schwester Lieselotte dort sei. Ich ging zur Kommandantur und bat, dorthin zu dürfen. Die Genehmigung bekam ich unter der Bedingung, daß ich sie zur Arbeit zurückbrächte.

Doch es war nicht meine Schwester, die ich in Königsberg fand!

Einmal in Königsberg, wollte ich nach Hause. Quer durch die zerstörte Stadt. Die Brücke zu unserer Straße war gesprengt. Ich mußte quer durch Königsberg, um auf die andere Seite zu gelangen. Jeder konnte mich wegfangen, doch ich schaffte es.

Vor unserem Haus, von Russen bewohnt, erkannte ich die Handschrift meiner Mutter. Mit weißer Kreide rechts an der Mauer, noch gut lesbar: „Charlotte Strahl, mit Kindern Walter und Charlotte, in Eythienen bei Schaaksvitte."

Ein Russe kam aus dem Haus, packte mich und brachte mich zur Kommandantur, die sich im Haus befand. Vorher wischte er das Geschriebene von der Mauer. Mir geschah nichts, man ließ mich laufen.

Auf der anderen Seite hatte unsere Nachbarin mit blauer Kreide ihren Aufenthalt vermerkt. Nur ein paar Straßen weiter. So ging ich zur Nachbarin. Traf sie Gott sei Dank an. Wo wäre ich sonst geblieben? Mutter war, wenn überhaupt, 30 bis 40 Kilometer entfernt. Unsere Nachbarin wußte zu erzählen, daß Mutter noch vor einer Woche in Königsberg gewesen war. In unserer Straße wohnte eine Familie Berg. Ihr etwa zehnjähriger Junge lief täglich die Strecke bis zum Haff, um dort Fische zu fangen. Dieser Junge wußte, wo meine Mutter war. Nach zwei Tagen ging er mit mir die Straße zu Fuß am Haff entlang, und so fand ich meine Mutter und die kleinen Geschwister wieder.

Das Schicksal war uns noch einmal gnädig gewesen...

Im Dezember 1946 wurde meine Tochter geboren.

Im Juni 1947 holte man meine Mutter von uns fort. Sie hatte bei der Feldarbeit ein paar Zwiebeln und Kartoffeln an sich genommen. Sie und noch einige Frauen wurden zu zwei Jahren verurteilt; sie überlebte und kam Ende 1949 wieder.

Ich war mit meinen kleinen Geschwistern und meinem Baby alleine. Eine russische Ärztin, Ludmilla Matwerge aus Moskau, hat mir geholfen zu überleben. Für uns alle war es eine sehr harte Zeit. Mein Bruder war voller Ödeme, die kleine Schwester fast verhungert mit einem Lungenschaden. Meine kleine Tochter wog mit fast einem Jahr nur acht Pfund und kam sofort in ein Dessauer Kinderkrankenhaus. Als ich sie das erste Mal besuchen wollte, hing an der Tür ein großes Schild: „Bauchtyphus!"

Die Ärztin, eine Frau Dr. Kummer, hat mit ihrem Stab ein Wunder vollbracht. Sie sagte mir, wir wollten wissen, ob dieses kleine zerquälte Menschenkind noch zu retten ist. Hatte ich doch wie eine Löwin um das Leben meines Kindes gekämpft.

Im Februar durfte ich sie zu mir holen. Sie ist jetzt verheiratet, hat einen lieben Mann und zwei Kinder. Auch habe ich eine Enkelin, Kathrin. Der Sohn hat gerade sein Medizinstudium in Göttingen abgeschlossen. Der Kampf hat sich gelohnt.

Originalbericht 10 Seiten (maschinenschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 6

**Erna Link**

Jahrgang 1906, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Ostseebad Cranz bei Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1947: | Cranz / Steinort / Postnicken / Perwissau / Labiau / Tapiau / Preußisch-Eylau / Königsberg |
| Ausweisung / Vertreibung: | Ende November 1947 nach Rotenburg |

## „Mit Schlägen wurden Geständnisse erpreßt"

Freitag, den 26. Januar 1945, morgens sieben Uhr. Das Heulen der sowjetischen Geschütze kommt näher. Königsberg wird zur Festung erklärt. Eine Parole löst die andere ab; die neueste: „Sobald die Sirenen heulen, bedeutet das: jeder soll versuchen, auf der Straße Juditten–Metgethen die Stadt zu verlassen."

Ich beschloß, meine Schwiegermutter aus der Gefahrenzone herauszubringen und fuhr mit ihr und meiner Schwester am 26. Januar 1945 morgens acht Uhr nach dem Ostseebad Cranz. Wir sagten uns, daß der Kampf um einen solch kleinen Ort wie Cranz nicht so groß und schwer sein würde wie um die Festung Königsberg. Damit schien unser Schicksal besiegelt, denn bereits am nächsten Tag war jegliche Verbindung Königsberg–Cranz unterbrochen; die Russen hatten den größten Teil der Bahnstrecke besetzt. Mein Schwiegervater befand sich in Königsberg im Krankenhaus der Barmherzigkeit; er hatte also keine Möglichkeit mehr, zu uns nach Cranz zu kommen. So blieb jeder seinem Schicksal überlassen.

In Cranz fiel die Versorgung mit Gas und Strom bereits aus. Da wir das Pech hatten, in einer Wohnung ohne Kochherd zu wohnen, so mußte ich mich unter den schwierigsten Umständen zu der Feldküche der deutschen Wehrmacht durchschlagen, um zweimal am Tag das Essen zu holen. Oft wurde ich dabei von Tieffliegern beschossen.

Am Sonntag, den 3. Februar 1945, verließ die deutsche Wehrmacht

Cranz, um sich nach Neukuhren abzusetzen. Viele Zivilisten fuhren mit der Wehrmacht mit. Wir zogen es vor, dort zu bleiben.

Unser Haus erhielt eine Einquartierung von Volkssturmmännern, die mich aber mehr erschreckte als beruhigte. Wenn ich diese alten Männer sah, deren Gesichter eine Trostlosigkeit ohnegleichen ausdrückten, dann wußte ich genug. Ich habe es erlebt, wie diese armen Menschen zu Hunderten in die Ostsee liefen, um den Russen nicht in die Hände zu fallen.

Wir hausten nur schon seit Tagen im Keller. Die Stalinorgel war Tag und Nacht ohne Unterlaß zu hören. Am 3. Februar 1945 hörten wir, die Russen wären bereits kurz vor Cranz. Es war mir klar, jetzt würde es nicht mehr lange dauern. Eine stumpfe Gleichgültigkeit hatte mich erfaßt.

Am Sonntagmorgen, den 4. Februar 1945, war es soweit. Die ersten Russen stürzten in unseren Keller, um nach Männern und Waffen zu suchen, fanden aber nur einen Haufen verängstigter Frauen und Kinder. Die im Nebenkeller untergebrachten Franzosen und Polinnen, die in Cranz gearbeitet hatten, umjubelten ihre „Befreier" und fuhren auf Lastwagen davon.

Da der Beschuß aufhörte, wagten wir uns wieder in die Wohnung hinauf. Das erste, was ich von den Russen hörte, war: „Uhr, Uhr!", dann: „Frau komm!" Zuerst nahmen sie uns die Schmucksachen ab, Uhren, Ringe usw. Meine Armbanduhr opferte ich einem Lorbas von etwa 18 Jahren, der mich vergewaltigen wollte, jedoch auf mein Bitten davon abließ, vor allem, als ich ihm die Uhr zu geben versprach. Trotz aller Bitternis mußte ich innerlich noch lachen, als dieser dreckige und speckige Kerl sich abmühte, die zierliche goldene Armbanduhr umzubinden.

Nun begann eine furchtbare Zeit für uns, tags wie nachts.

Ein Trupp von fünf bis sechs Mann ging, ein neuer kam. Wir wurden dauernd untersucht und ausgeplündert. Niemand schützte uns. Wir waren einfach Freiwild für die besoffenen Horden. Einer Vergewaltigung entging ich dadurch, daß ich mein Gesicht mit Zigarettenasche beschmierte, das Haar unordentlich hielt, eine Brille trug und durch Verkleidung wie eine alte Oma aussah. Später stellte sich heraus, daß das alles nichts nützte, es wurden alte Frauen sogar bevorzugt. Ich habe es erlebt, daß nicht nur hochschwangere Frauen und Jugendliche von zwölf bis 14 Jahren, sondern alte Mütterchen in den siebziger Jahren vergewaltigt worden sind. Oft hörte ich die Russen sagen: „Alt gut, jung krank!" Sich gegen diese Vergewaltigungen zu wehren, war einfach sinnlos. Ich habe es in Cranz erlebt, daß ein Vater, der sich schützend vor seine Tochter stellte, erschossen wurde. Von überall hörte man Hilferufe, und niemand konnte diesen Unglücklichen helfen.

Zu all diesen unerhörten seelischen Belastungen kam eine neue Plage: Kleiderläuse! Wir waren kaum einige Stunden mit den Russen zusammen, und schon saßen diese scheußlichen Dinger in den Kleider- und Wäschenähten. Es war schwer, diesen kleinen Plagegeistern zu Leibe zu rücken. Ich bewunderte die stoische Ruhe der Russen, die sich an ihre lieben kleinen Haustierchen schon so gewöhnt hatten, daß sie sich weder wuschen noch kratzten. Ihre ganze Wäsche bestand darin, daß sie eine Tasse voll Wasser in die geöffneten Handflächen gossen und sich damit ins Gesicht fuhren. Damit war die Morgentoilette beendet. Zahnpasta kannten sie keine; sie wurde restlos als „Konfekt“ vertilgt.

Was kannten die Russen überhaupt? Mit einer Fahrradklingel liefen sie klingelnd den ganzen Tag herum. Daß das Licht „aus der Wand sprang“ wie sie meinten, machte sie sprachlos. Die Kartoffeln wuschen sie im Klosettbecken und waren entsetzt, daß diese, nachdem sie das Wasser gezogen hatten, spurlos verschwanden. Mit Vorliebe wuschen sie sich ihre Füße im Klosettbecken. Mein Versuch, einem Russen klarzumachen, welchen Zwecken so ein Becken dient, mißlang kläglich, da er sich nun mit den Füßen auf die Brille stellte und der ganze Segen hintenüber ging. Da war es schon einfacher, die Badewanne zu benutzen, und es gab später keine einzige Badewanne mehr, die nicht bis obenhin voll Kot war.

Auf die Straße wagten wir Deutsche uns kaum mehr. An allen Ecken und Enden wurde geschossen, und überall brannte es. Das schöne Hotel „Schloß am See“, in dem wir früher so oft gesessen und auf das Meer geschaut hatten, war total zerstört. Ebenso die Hotels und Cafés am Corso. In der Königsberger Straße sah es wüst aus. Die Post war ganz ausgebrannt und die übrigen Häuser nur noch Ruinen. Ein russisch sprechender Deutscher wurde als Bürgermeister eingesetzt, und wir wurden registriert. Zu kaufen gab es natürlich nichts. Die Läden waren entweder ausgebrannt oder ausgeplündert. Wir hatten jedoch reichlich Geflügel zu essen, da die Russen sämtliches Federvieh schlachteten und haufenweise auf den Höfen herumliegen ließen.

Vierzehn Tage ging das so. Nichts hörten wir von der Außenwelt. Von den Russen hörten wir, daß Königsberg noch nicht gefallen wäre.

Am Sonntag, den 18. Februar 1945, mußten sich sämtliche Zivilpersonen um sechs Uhr morgens an der Post einfinden. Cranz sollte vollkommen geräumt werden. Wir mußten alle antreten, und um neun Uhr war es dann soweit. Etwa 3.000 bis 4.000 Menschen, ein endloser Elendszug, bewegte sich von Cranz am Haff entlang nach Steinort. Als Endziel war Labiau vorgesehen.

Am ersten Tag gingen wir 35 Kilometer bei einer Kälte von 25 Grad

Minus. Wer nicht mehr weiterkonnte, blieb unterwegs liegen. Wagen waren keine vorhanden. Viele Alte, Kranke und Lahme schafften diese Strapazen nicht und mußten elend im Straßengraben umkommen, da die Angehörigen mit Kolbenschlägen weitergetrieben wurden und sich um die Zurückbleibenden nicht kümmern durften. Es war ein unbeschreibliches Elend. Schuld- und schutzlos standen wir einer Willkür gegenüber, die an Gemeinheit und Gewissenlosigkeit durch nichts mehr überboten werden konnte.

In Steinort wurde für eine Nacht in kalten Räumen Rast gemacht. Trotz grenzenloser Müdigkeit mußte eine Suppe gekocht werden. Etwa zehn Parteien in einem Raum. Wer kocht zuerst? Hier mußte Rat geschaffen werden. Zuerst mußten die kleinen Kinder etwas haben. Also erbot ich mich, das Kochen zu übernehmen. Ich schlug vor, alles zusammenzutun und immer einen Topf nach dem anderen zu kochen. Ich kam so wohl um meinen wohlverdienten Schlaf, hatte aber die Genugtuung, daß bei uns alles reibungslos vonstatten ging und nach und nach einer nach dem anderen satt wurde und schlief, während in anderen Räumen chaosähnliche Zustände herrschten.

Am nächsten Morgen begann das Martyrium von neuem. Am Nachmittag des 19. Februar 1945 erreichten wir das Fischerdorf Postnicken, und hier mußten wir bleiben, da meine Schwiegermutter vor Erschöpfung nicht mehr weiterkonnte. Die Füße voller Blasen und keine Kraft mehr, das Gepäck zu tragen. Es gelang uns, uns abzusondern, und ich bat eine Landfrau, uns aufzunehmen, damit wir von der Landstraße wegkamen. Die hatte jedoch Furcht, das zu tun. Erst nachdem ich ihr mein Tafelsilber schenkte, war sie hierzu bereit.

Bereits am nächsten Tag wurden wir von russischen Soldaten überfallen und ausgeplündert. Sie nahmen uns unser sämtliches Gepäck, auch die Handtaschen mit unseren Sparkassenbüchern, Geld und Papieren fort. So war alle Quälerei umsonst.

Am 21. Februar erschienen zwei russische Posten, die meine Schwester und mich abführten. Ich durfte mich nicht einmal von meiner Schwiegermutter verabschieden. Da ich nicht wußte, warum wir verhaftet wurden, konnte ich mir auch nicht denken, daß wir uns nie wiedersehen würden. Sie ist seit dieser Zeit spurlos verschwunden, auch alle späteren Nachforschungen blieben erfolglos. Meine Schwester und ich wurden zur Chaussee geführt. Dort warteten bereits etwa 30 Personen, Männer, Jungen im Alter von 14 bis 17 Jahren, vorwiegend jedoch Frauen, die das gleiche Schicksal mit uns teilen sollten. Zu Fuß ging es weiter nach Perwissau. Dort angekommen, wurden wir in einen dunklen Schweinestall gesperrt und einzeln zur Vernehmung herausgeholt, die sich bis spät in die Nacht hinzog.

Ausgerechnet meine Schwester und ich waren zuletzt an der Reihe. Der Anblick, der sich mir bot, als ich das „Vernehmungszimmer" betrat, ließ mich vor Angst und Schreck erstarren. Waren das noch Menschen, die dort am Tisch saßen? Ich konnte nur noch denken: „Lieber Gott – hilf uns!" Mit Hallo und dreckigen Zoten wurden wir von sechs total betrunkenen Kerlen empfangen; ihres Zeichens waren es wohl Offiziere. Auf dem Tisch leere und volle Wodka-Flaschen, Wassergläser, das Einheitsglas der Russen für Wodka, Akten, Aschenbecher und Spielkarten. Grinsende Fratzen, die nur noch lallen konnten, vielleicht war es auch Russisch. Da wir keine Papiere mehr hatten und man uns keinen Glauben schenkte, wurden wir als „Spione" bezeichnet und dementsprechend behandelt. Endlich durften wir in den Schweinestall zu den anderen zurückkehren.

Am nächsten Tag brachte man uns zu Fuß nach Karmitten (Samland). Hier befand sich die Hauptstelle der GPU. Wir wurden zuerst im Kuhstall ohne Fenster mit kaputtem Dach, später in einem Haus untergebracht, und zwar befanden sich in einem etwa 25 Quadratmeter großen Raum 69 Personen jeglichen Alters. Die Fenster waren mit Stacheldraht versehen, ebenso das ganze Gelände rundherum, und außerdem standen vor jeder Tür bis an die Zähne bewaffnete russische Posten. Wir armen Menschen konnten uns vor Schwäche kaum vom Fußboden erheben und wurden wie Schwerverbrecher bewacht.

Fortan spielte sich unser Leben nur noch auf der Erde ab, sie diente als Tisch und Bett gleichzeitig. Einmal am Tag wurden wir herausgeführt, um unter den Augen der Posten unsere Notdurft zu verrichten. Männlein und Weiblein in bester Eintracht beieinander. Schnell wurde mit Schnee das Gesicht abgewaschen, denn Wasser zum Waschen gab es nicht. Zu essen gab es fast nichts, einmal am Tag eine dünne Wassersuppe, in der ein paar verfaulte Kohlblätter und Kartoffelschalen herumschwammen. Zehn Tage lang erhielten wir kein Stück Brot. Wir waren schon so schwach, daß wir taumelten, wenn wir durch die Stube gingen und sind zuletzt nur noch gekrochen.

Am zehnten Tag kam eine Kommission zur „Besichtigung", die aus sechs russischen Offizieren bestand. Auf die Frage, wie es uns geht, herrschte eisiges Schweigen. Niemand hatte den Mut, etwas zu sagen, die meisten waren auch schon so stumpf, daß ihnen alles egal war. Ich faßte mir ein Herz und bat um Brot. Damals konnte ich noch nicht russisch, aber soviel ich feststellen konnte, malte sich Erstaunen auf ihren Gesichtern. Ich hatte den Eindruck, hier stimmte etwas nicht. Bereits nach einer Stunde erhielt unsere Stube Brot und von da ab alle Stuben täglich etwa 200 Gramm pro Person. Die Freude der Frauen war unbe-

schreiblich. Ich wurde direkt gefeiert und war von der Zeit ab immer Stubenälteste. Die Frauen wußten, daß ich für sie sorgte und das Essen gerecht verteilte.

Denn soviel Elend gab es hier, und wieviele Frauen brauchten Trost und Zuspruch! Einige unter uns waren von ihren kleinen Kindern angeblich „zur Arbeit hinweggeholt" und hierher verschleppt worden; sie durften zu ihren Kindern nicht mehr zurück. Diese Frauen waren dem Wahnsinn nahe.

Das Allerschlimmste waren jedoch die Vernehmungen, die ausschließlich nachts vorgenommen wurden. Wir lagen in einem dunklen Raum wie die gepökelten Heringe auf der Erde. Plötzlich erschien ein Posten. Ein Name wurde aufgerufen, und raus ging es in der lausigen Kälte bis zum Gutshaus, in dem die Vernehmungen stattfanden.

Nach acht Tagen etwa war auch ich an der Reihe. Und wieviel Angst und Sorge ging dieser Nacht voraus! Zitternd vor Kälte vergrub ich meine Hände in den Manteltaschen. Plötzlich erhielt ich einen Schlag mit dem Gewehrkolben ins Kreuz, außerdem rief der Russe mir etwas zu, was ich jedoch nicht verstand. Ich setzte mich also wieder in Bewegung. Diesmal erhielt ich einen Schlag, daß ich auf den spiegelglatt gefrorenen Boden lang hinschlug. Der Posten bedeutete mir, daß ich die Hände auf dem Rücken zu halten hätte. Im Gutshaus wurde ich zwei Treppen hoch in ein Zimmer geführt, dessen Fenster groß offenstanden. Ein russischer Offizier führte die Verhandlung, und ein Zivilpole fungierte als Dolmetscher. Nach Feststellung der Personalien ging es los. Es folgten die üblichen Fragen: Mitgliedschaft in der NSDAP, Frauenschaft, NSW usw. Wieviel ich für die Winterhilfe gespendet hätte. Wer ist Rosenberg? Ob ich das Buch „Mein Kampf" gelesen habe und hundert Fragen, wie im Examen...

Geglaubt wurde mir natürlich nichts, aufgeschrieben alles. Später mußte ich das Protokoll unterschreiben; was drin stand, weiß ich nicht. Der Pole hielt mir einen Gummiknüppel unter die Nase mit den Worten: „Riech mal, das ist Bonbon, kriegst Du nachher. Ich werde Dich schlagen, auf die Erde werfen, betrampeln und durchs Fenster werfen." Diese Aussichten waren nicht gerade dazu angetan, meinen Mut zu heben, denn wir befanden uns im zweiten Stock. Hier half nur Beten! Dem Polen sagte ich folgendes: „Vielleicht haben Sie eine Mutter und könnten sich vorstellen, wie ihr zumute wäre, würde sie so gequält, wie Sie das jetzt mit mir tun!" Wie durch ein Wunder ließ er plötzlich von mir ab und brachte mich nach unten.

Es ist einfach unglaublich und läßt sich mit Worten kaum schildern, was wir Frauen hier ausgehalten haben. Es war die Hölle.

Fast jeder der zu Vernehmenden wurde verprügelt, und zwar mußten sie die Hosen runterziehen, sich über einen Schemel legen, und 25 Schläge mit einem Gummiknüppel waren ihnen sicher. Damit wir das Schreien der armen Opfer hörten, wurden die Fenster ganz groß geöffnet. Unheimlich und grauenvoll hallten die Schläge und Schreie durch die Nacht. Hier wurden Geständnisse erpreßt, wie Zugehörigkeit zur NSDAP, auch wenn eine solche nie bestanden hatte. Wenn die Frauen, oft auf allen Vieren, zu uns zurückkehrten, wußte ich genug. Das Gesäß zeigte nicht nur blutunterlaufene Striemen, sondern klaffende Platzwunden, und es ist vorgekommen, daß diese Frauen bei ihrer zweiten Vernehmung trotz dieser Wunden wieder geschlagen wurden.

Ein junges Mädchen von 22 Jahren, die frühere Köchin vom Bahnhofshotel in Cranz, wurde unmenschlich mißhandelt. Sie war sehr stark, mußte sich nackt ausziehen und wurde dann durch den Raum getrieben. Man verlangte von ihr, daß sie auf den Kleiderschrank und auf den Ofen klettere, was ihr natürlich nicht gelang. Dafür erhielt sie ungeheure Schläge, so daß sie weder gehen, noch sitzen, noch liegen konnte. Es war furchtbar anzusehen. Das wiederholte sich die nächste Nacht wieder. Sie kam danach nicht mehr zu uns zurück. Wir wußten nur, daß sie in einen der so gefürchteten GPU-Keller gesperrt wurde, wir haben seitdem nichts mehr von ihr gehört. Viele Frauen waren so verzweifelt, daß sie sich die Pulsadern öffneten; eine Frau hängte sich auf.

Ich selbst war durch die Trennung von meiner Schwiegermutter und über die Ungewißheit ihres Schicksals, sowie auch durch die Sorge um meinen 16jährigen Sohn, den ich bei der Flak in Goldschmiede zurücklassen mußte, und durch die Vermißtenanzeigen meines Mannes und meines ältesten Sohnes so verzweifelt und mit den Nerven herunter, daß ich das Leben kaum noch ertragen konnte. Woher nur die Kraft nehmen, diese Unglücklichen zu trösten? Was geschah hier, und wer trug die Verantwortung? Würden wir dieser Hölle jemals entrinnen? War ich erst drei Wochen hier, oder waren es schon Monate?

Einer nochmaligen Vernehmung ging ich insofern aus dem Wege, als ich nach einigen Tagen mit ca. 200 anderen Frauen auf Lastkraftwagen verladen und nach Tapiau ins Frauenzuchthaus gebracht wurde.

Hier spielte sich unser Leben in Gefängniszellen ab. In jeder Zelle, je nach Größe, waren 30, 40 oder gar 50 Personen untergebracht. Wir schliefen auf kahlen Holzstellagen, ohne Unterlagen, ohne Decken. Das Essen wurde unter freiem Himmel bei jedem Wetter eingenommen. Es gab zweimal täglich Suppe, dazu 200 Gramm Brot. Später dann noch einen Löffel Zucker. Die Suppe bestand aus Wasser und Rübenschnitzeln. Hier begannen sich die ersten Fälle von Typhus zu zeigen, der aber allmäh-

lich so um sich griff, daß die Menschen zu Hunderten und später zu Tausenden starben.

Täglich wurden wir unzähligen Schikanen ausgesetzt, um uns mürbe zu machen. Wir erhielten keinen Tropfen Wasser, weder zum Trinken noch zum Waschen. Wer Glück hatte, etwas Regenwasser aus der Traufe zu erhaschen oder etwas Schnee beim Antreten zum Essenempfang, der war gut dran. Jedoch waren wir schon vollkommen verlaust, da wir ja nie die Kleider ausziehen und auch die Wäsche nicht waschen konnten. Was dieses Leben für uns, die wir doch an Sauberkeit und Kultur gewohnt waren, bedeutete, läßt sich nicht beschreiben.

Schmuggelten wir heimlich ein kleines Wäschestück, und dies wurde entdeckt, so gab es Schläge oder wir wanderten in den Keller. Das Einsperren in den Keller ist bei den Russen überhaupt sehr beliebt und wurde täglich in mehreren Fällen durchgeführt. Man bedenke, daß diese Keller sehr verschmutzt und vollkommen dunkel waren, außerdem gab es täglich nur ein Stück Brot und Wasser.

Hier in Tapiau begannen auch nachts wieder die Vernehmungen, ausschließlich von Königsbergern, da Königsberg noch nicht gefallen war. Was die Russen alles wissen wollten: Ich wurde z.B. gefragt, wo sich das Heereszeugamt befindet und ob die Karschauer Straße in Ponarth gepflastert oder asphaltiert ist. Da ich die letzte Frage nicht beantworten konnte, erhielt ich einen solchen Schlag ins Gesicht, daß mir die Zähne kaputtgingen.

Da ich Stubenälteste war, durfte ich außerhalb nicht arbeiten, sondern mußte dafür sorgen, daß die Zelle sauber war und daß unter den Frauen Ruhe und Ordnung herrschte. Dieses Leben, das sich bis auf den Essenempfang und das Baden ausschließlich in den Gefängniszellen abspielte, war unerträglich. So bat ich um Erlaubnis, draußen arbeiten zu dürfen. Für einige Tage durfte ich aufs Feld zum Kartoffelsetzen und an die Deime zum Säckewaschen, allerdings stets unter Bewachung einiger Posten. Das Schlimmste sollte aber noch kommen.

Bereits seit einigen Tagen wurden viele Frauen zum Tapiauer Bahnhof gebracht. Dort mußten sie Waggons scheuern. Was ging hier vor? Eine große Unruhe hatte sich der Frauen bemächtigt, hieß es doch, diese Waggons dienten zu Transporten nach Rußland. Wollte man uns in das Innere Rußlands verschleppen? Warum nur, was hatten wir verbrochen? Waren wir Ostpreußen die einzigen, die den Krieg verloren hatten? Mußten wir für ganz Deutschland büßen? Gab es denn nichts und niemanden, der diesem Treiben Einhalt gebot? Die Hoffnung, an die wir uns klammerten, bald zu unseren zurückgelassenen Kindern und Angehörigen zurückzukehren, wurde für viele mit einem Schlage zunichte gemacht.

Eines Tages, im April 1945, hieß es dann: „Alles mit Gepäck auf dem Gefängnishof antreten!“ Kamen wir nun alle nach Rußland, oder wen würde es treffen und wer blieb zurück? Wieder bedeutete dies eine harte Nervenprobe für uns. Die alte Taktik der Russen: stundenlang antreten und warten! Drei Transporte mit Frauen gingen im April 1945 von Tapiau ab. Der erste nach Sibirien, der zweite nach der Ukraine, der dritte nach dem Ural. Für den letzten Transport war auch ich vorgesehen. Geschah denn kein Wunder? Half denn auch das Beten nichts mehr? Ja, gab es denn überhaupt noch einen lieben Gott? Das Leid hatte die Frauen stumpf gemacht, so daß man oft bittere Worte hören mußte.

Wer wollte dies den moralisch und seelisch mißhandelten Frauen verdenken?

Es war einige Tage vor dem Abgang des letzten Transportes, als ich den Russen mein erstes Bravourstück lieferte. Den Auftakt hierzu bildete eine Vernehmung durch einen russischen Offizier und einen Zivilpolen als Dolmetscher. Ich wurde gefragt, ob ich wüßte, daß in den nächsten Tagen wieder ein Transport nach Rußland geht und ob ich gern in Deutschland bleiben möchte. Die erste Frage überhörte ich, die zweite bejahte ich mit dem Hinweis, daß ich meinen 16jährigen Sohn in Königsberg zurückgelassen hätte und darum gern hierbleiben möchte. Darauf sagte der Dolmetscher folgendes zu mir: „Du kluge Frau. Wenn Du für uns arbeitest, dann Du hierbleiben. Leutnant Dir das versprechen!“

Ich erschrak sehr, wußte ich doch, was dieses „arbeiten“ hieß: Als Spitzel für die GPU. Außerdem, was bedeutete schon das Versprechen eines russischen Offiziers? Gar nichts! Ich ließ mir nichts anmerken, fieberhaft arbeiteten meine Gedanken. Zunächst stelle ich mich dumm. Ja, ich würde gern arbeiten, das Leben in der Zelle wäre für die Dauer nicht auszuhalten, gern würde ich jede Arbeit verrichten. Nachdem sich der Dolmetscher mit dem Offizier einige Zeit auf russisch unterhalten hatte, antwortete er mir: „Frau, Du nicht verstehen. Du Stubenälteste und mit vielen Frauen zusammen. Du viel hören, was Frauen sprechen und erzählen!“

Hätten die beiden in diesem Augenblick meine Gedanken erraten, sie hätten mich gleich eingesperrt. So war das also. Ich sollte für eine Stück Brot diese armen, unglücklichen Menschen der GPU ausliefern. Es stand bei mir fest, daß das nie geschehen würde. Lieber ginge ich mit den anderen nach dem Ural.

Vorerst hieß es, erst einmal Zeit gewinnen. Also war ich froh, daß ich wieder in meine Zelle zurückgehen könnte. Stundenlang lag ich auf meiner Pritsche und überlegte, wie ich mich der gefährlichen Affäre entzie-

hen könnte. Am nächsten Tag, bei der zweiten Vernehmung, nahmen die beiden schon eine drohendere Haltung mir gegenüber ein, denn am nächsten Tag sollte der Transport abgehen. Was tue ich nur? Nun kam mir ein Zufall zu Hilfe. In meiner Zelle befand sich eine Verkäuferin aus Königsberg, Gerda Gelhaar, die bei der Firma Wiesenberg & Gehrmann in der Vorst-Langgasse beschäftigt gewesen war. Sie hatte Königsberg bereits in den letzten Januartagen 1945 verlassen und war in Metgethen den Russen in die Hände gefallen. Gesprächsweise erzählte sie uns einmal, daß sie ein gut getarntes Warenlager ihrer Firma wüßte, und wir sollten uns wegen unserer derangierten Garderobe keine Sorgen machen; sobald wir nach Königsberg kämen, kleidete sie uns alle ein. Daß das lauter Hirngespinste waren, kam uns damals gar nicht zu Bewußtsein. Hieran mußte ich nun denken, und der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Was lag denn schon an solch einem armseligen Warenlager, es war ja sowieso kaputt und verloren. Nun hieß es handeln. Hatte der Dolmetscher nicht gesagt, ich wäre eine kluge Frau. Nun wollte ich es ihnen beweisen, aber anders, als sie es sich gedacht hatten. Heimlich wollte ich das aber nicht tun, also mußte ich Gerda Gelhaar ins Vertrauen ziehen. Würde sie mitmachen, ohne mich zu verraten? Ich versuchte also, ungestört mit ihr zu sprechen, habe ihr alles erzählt und sie genau instruiert, wie sie sich zu verhalten hätte. Ich muß sagen, sie hat die Rolle, die ich ihr zudiktierte, tadellos bis zu Ende gespielt und weder sich noch mich verraten. Wahrscheinlich hat die Angst, nach Rußland zu müssen, das ihre dazu beigetragen.

Sofort ließ ich mich bei dem Vernehmungsoffizier melden, wurde vernommen und habe das Protokoll unterschrieben. Dann wurde ich von den anderen abgesondert und in eine Einzelzelle gesperrt, Gerda Gelhaar ging es ebenso. Vorerst waren wir auf „Nummer sicher".

Der Transport lief bereits auf vollen Touren.

Da meine Zelle sich auf ebener Erde befand, konnte ich alles genau beobachten. Jeder Transport bestand aus 800 bis 1.000 Personen, der letzte nach dem Ural umfaßte 900 Personen. Sobald etwa 40 Frauen auf dem Hof aufgerufen waren – das war ein Waggon voll –, marschierten sie zum Bahnhof. Ihr Weg führte an meinem Fenster vorbei. Frauen jeglichen Alters, einige bereits weißhaarig, Jugendliche von 13 bis 16 Jahren. Was würde aus ihnen werden? Würden sie Deutschland jemals wiedersehen – und wann? Einige würden schon den Transport nicht überstehen, da ihre Gesundheit angegriffen war.

Ich stand am Fenster meiner Zelle, habe um all diese unglücklichen Menschen bittere Tränen geweint und den lieben Gott gebeten, sie zu beschützen und ihnen zu helfen.

Es mußte wohl der 7. April 1945 gewesen sein, als ich am Abend dieses ereignisreichen Tages wieder nach oben gebracht wurde. Die wenigen Frauen, die außer mir zurückgeblieben waren, wurden auf zwei Zellen verteilt. Gerda Gelhaar blieb verschwunden. Ich sah sie erst nach einigen Tagen wieder, nachdem Königsberg bereits gefallen war. Es war alles abgelaufen wie in einem Film.

Am 10. April 1945 mußte Gerda Gelhaar mit russischen Offizieren in einem Pkw nach Königsberg fahren, um besagtes Warenlager aufzusuchen. Es befand sich in den Tresorräumen einer Bank in Vorst-Langgasse. Mit großer Mühe hatten sie sich durch die Trümmer bis zum Keller vorgearbeitet, um so größer war jedoch das Erstaunen, den Keller leer zu finden. Da Gerda Gelhaar bereits in den letzten Januartagen 1945 Königsberg verlassen hatte, konnte sie nicht wissen, daß ihre Firma die Waren inzwischen nach einem Ausweichlager geschafft hatte. Ich muß sagen, daß mir ein Stein vom Herzen fiel, als ich das hörte.

Wie vorauszusehen, wurde ich am gleichen Tag noch zu dem Vernehmungsoffizier beordert. Jetzt mußte ich meine Rolle zu Ende spielen und vor allen Dingen dafür sorgen, daß ich der GPU entwischte. Der Dolmetscher erzählte mir von dem Fiasko, welches sie betreffs des Warenlagers erlebt hatten, was ich mit gut gespieltem Erstaunen zur Kenntnis nahm, worauf der Dolmetscher folgendes zu mir sagte: „Der Offizier läßt Dir sagen, Du brauchst keine Angst zu haben, wir sind mit Dir sehr zufrieden!" Na also – was wollte ich mehr. Sofort knüpfte ich hieran die Bitte, mich in Zukunft in Ruhe zu lassen, ich fühle mich solch einer Tätigkeit nicht gewachsen. Da sie in Königsberg tüchtig geräubert hatten, befanden sie sich in einer solchen Hochstimmung, daß meine Bitte gewährt wurde. Ich war also frei!!! Wohl niemand kann ermessen, was das für mich bedeutete. Ja, ihr Wohlwollen ging sogar so weit, daß ich in Zukunft ihre Wäsche waschen und täglich ihr Quartier saubermachen durfte. Voller Dankbarkeit habe ich an diesem Tage meine Hände gefaltet und dem lieben Gott so recht von Herzen gedankt, denn wer weiß, ob ich aus dem Ural jemals wieder in die Heimat zurückgekehrt wäre.

Nachdem am 9. April 1945 Königsberg gefallen war, kamen viele neue Königsberger zu uns ins Zuchthaus. Es konnte kaum alle Insassen fassen. Die Männer waren gesondert untergebracht. Hier führte mir das Schicksal ein Mädchen von 13 Jahren in den Weg, das von der Mutter weggeschleppt wurde. Ich versuchte, ihr die Mutter zu ersetzen. Wir waren viele Monate zusammen, und unser Verhältnis war ein so herzliches, daß jeder uns für Mutter und Tochter hielt. Das Mädchen hieß Renate Blumenthal und war aus Königsberg-Maraunenhof. Ihr Vater war als Hauptmann im Polenfeldzug gefallen und die Mutter inzwischen von

den Russen durch unzählige Vergewaltigungen und Syphilis so zugerichtet, daß sie gestorben ist, wie sich später herausstellte.

Am 15. Mai 1945 wurden wir mit Lkws nach Preußisch-Eylau ins Lager gebracht. Es war die ehemalige Infanterie-Kaserne, bestehend aus acht großen Blocks. Hohe Wachtürme befanden sich an allen Ecken und Enden, außerdem ringsherum Stacheldraht. Im Block 4 und 5 waren die Männer untergebracht. Hier herrschten auf den Etagen Polen als Etagenälteste, die man nur mit großen Knüppeln bewaffnet sah, von denen sie sehr oft Gebrauch machten.

Hier in Preußisch-Eylau war ich von Juni bis September 1945 Etagenälteste. Ich hatte die Betreuung und die Essenausgabe für 475 Frauen zu übernehmen, außerdem gehörte dazu die Arbeitseinteilung und das Sauberhalten der Räumlichkeiten. Hier herrschte ein Russe, der lange in Deutschland gelebt hatte und von der Kultur beleckt war. Trotzdem wir auf dem Fußboden schliefen und auch aßen, herrschte überall peinliche Sauberkeit. Täglich waren über 100 Arbeitskräfte für die Feldarbeit zu stellen. Es gab einen festen Trupp, der dauernd in der Sauna arbeitete, und es gab einen anderen, der täglich im Offiziers-Casino zur Arbeit ging. Dieser hatte es verpflegungsmäßig am besten.

Wenn man bedenkt, daß weit über die Hälfte der Frauen an Stauungsödemen (Herzwassersucht) litt, so wird man die Schwierigkeiten verstehen, die die Gestellung von Arbeitskräften mit sich brachte. Was nützte es, daß später eine russische ärztliche Betreuung einsetzte und die Ärztin von Zimmer zu Zimmer ging. Sie schrieb die Frauen krank, und der Russe jagte später diese Frauen mit Schlägen und Fußtritten doch zur Arbeit. In dieser Beziehung war ich ziemlich machtlos. Sich offen dagegen aufzulehnen hätte geheißen, sein eigenes Grab zu graben, ich wäre ganz einfach verschwunden, denn es gab dort viele GPU-Keller, in denen so mancher verschwand, um niemals wieder zurückzukehren.

Meiner Arbeit wurde ein jähes Ende gesetzt, als ich am 16. September 1945 Typhus bekam und ins Lazarett eingeliefert wurde. Dieses hatte ich schon lange vorausgesehen, da täglich unzählige Frauen von dieser furchtbaren Krankheit erfaßt wurden, die ich selbst betreut und ins Lazarett gebracht hatte. Die hier bessere Verpflegung kam bei den meisten schon zu spät, da der Lebensnerv bereits angegriffen war. Männer und Frauen starben wie die Fliegen, und ich muß sagen, noch mehr Männer als Frauen. Denn es war tatsächlich so, daß die Frauen weit mehr Strapazen und Entbehrungen aushielten als die Männer. Als ich am 16. Mai 1945 nach Preußisch-Eylau kam, faßte das Lager etwa 14.000 Personen, und bereits Ende Juli 1945 waren wir nur noch etwa 6.000. Die übrigen 8.000 waren inzwischen verstorben, die meisten an Hungertyphus. Täg-

lich fuhren mehrere Hohl- und Rollwagen mit Leichen zu den in der Nähe befindlichen Splittergräben. Die nackten Leichen wurden in die Gräben geworfen, mit Chlor bedeckt und vergraben. Es ist kaum anzunehmen, daß die Russen diese Todesfälle registriert haben, daher auch die hohe Ziffer der Verschwundenen und Verschollenen, über deren Schicksal niemand etwas weiß.

Im Lazarett gab es dreimal täglich Suppe, eine Ration Brot und abends eine Tasse Milch. Während fast alle Typhuskranken ihr Gehör verloren, verlor ich mein Augenlicht. Eine unsinnige Angst befiel mich, wenn ich daran dachte, daß ich mutterseelenallein und blind diesen Horden ausgeliefert war. Der deutsche Arzt tröstete mich, so gut es ging, und ich hoffte, daß ich, sobald das Fieber nachließ, meine Sehkraft wiederfinden würde. Gott sei Dank war es auch so.

Am 9. Oktober 1945 wurde ich aus dem Lazarett ganz plötzlich mit der „Parole Heimat" entlassen – und das einen Tag, bevor auch mein Haar abgeschnitten werden sollte, wegen der Läuse. Es geht nach Hause, hieß es. Was hieß „Zuhause", was „Heimat"? Wir hatten weder das eine noch das andere.

Das einzige war die Freiheit! Aber diese Freiheit war wiederum sehr gefährlich, denn wir waren ja schutz- und rechtlos jeder Willkür ausgesetzt. Außerdem bestand ja wieder die Gefahr der Vergewaltigungen und Ausplünderungen. In dieser Beziehung gewährte uns das Lager in Preußisch-Eylau doch einen gewissen Schutz.

Zu Fuß versuchten wir, d.h. ein Mann, ein junges Mädchen und ich, die 38 Kilometer nach Königsberg zu wandern. Da wir drei Lazarettinsassen vom Typhus kaum genesen waren, sind wir elf Kilometer bis Weißenstein mehr geschlichen als gegangen und konnten nun nicht mehr weiter. Außerdem regnete es sehr stark, die Chaussee war lauter Morast und Schlamm, und an den Füßen trug ich nur Klappersandalen, die mir ein Gefangener in Preußisch-Eylau angefertigt hatte. Ich faßte also Mut und hielt einen Lkw an, der uns auch tatsächlich bis Schönfließ, einem Vorort von Königsberg, mitnahm.

Nun begann der Marsch durch unsere alte Heimatstadt Königsberg. Da wir im Lager mit niemandem aus der Außenwelt in Berührung kamen, auch keine Zeitung hatten, geschweige denn ein Radio, so konnten wir uns überhaupt keine Vorstellung darüber machen, wie es in Königsberg aussah. Trotz des Terrorangriffs Ende August 1944, durch den ein Großteil der Stadt zerstört wurde, ging das Leben doch weiter. Wie in einem Ameisenhaufen war alles in den Trümmern herumgekrochen. Was sich unseren Augen jetzt aber bot, war das Trostloseste, das man sich überhaupt vorstellen kann. Wir gingen drei Stunden lang durch eine to-

te Stadt. Überall machte sich ein scheußlicher Verwesungsgeruch bemerkbar, sicher von den vielen Leichen, die unter den Trümmern begraben sein mochten.

Drei Tage lang irrte ich in Königsberg umher und konnte nichts und niemanden finden. Wo waren meine Verwandten, wo meine Schwester, wo meine Freunde und Bekannten geblieben? Wo unsere letzte Wohnung gewesen war, in der Tiergartenstraße, ragten nur noch Schornsteine zum Himmel. Kein Obdach. Nichts zu essen. Ich glaubte mich nun am Ende. Es mußte aber etwas geschehen und zwar gleich, denn wie lange würde ich es noch aushalten, ohne etwas zu essen? Hatte der liebe Gott mich denn ganz und gar vergessen? Erschöpft setzte ich mich am Nordbahnhof auf einen Stein und habe gebetet wie nie zuvor in meinem Leben. Plötzlich stand, wie aus dem Erdboden gewachsen, der 14jährige Bruder meiner Freundin vor mir, der von einem Krankenhausbesuch bei seiner Schwester, die im York-Lazarett an einer schweren Typhuserkrankung darniederlag, kam und mich sofort zu seinen Eltern nach Kohlhof, einem Vorort von Königsberg, mitnahm.

In Kohlhof standen viele Ruinen, aber auch Häuser, die nur zum Teil oder gar nicht beschädigt waren. In den guten Häusern wohnten die russischen Offiziere, die Deutschen wohnten in den Ruinen, die teilweise ohne Dächer waren. Niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, unter welchen primitiven Verhältnissen wir dort drei Jahre vegetierten, denn von einem Leben kann überhaupt keine Rede sein. Die einzelnen Wohnungen waren in Quartiere eingeteilt und numeriert. In einem Raum wohnten oft vier bis acht Personen zusammen, Frauen und Männer, die sich vollkommen fremd waren. Ich selbst wohnte mit drei Frauen, einem Säugling und einem Mann zusammen.

Ich zog es vor, wieder auf der Erde zu schlafen, wie ich das acht Monate lang vom Lager her gewohnt war, denn in dem Liegestuhl, den man mir geschenkt hatte, hätten mich die Wanzen aufgefressen.

Wer die Russen kennt, weiß, daß nur derjenige Brot erhält, der arbeitet. Also mußte ich mir sofort Arbeit besorgen. Ich schloß mich einigen Frauen an, die in die Charlottenburger Kaserne zum Kartoffelauslesen gingen und durfte dort auch bleiben. Es gab zweimal Suppe am Tag und ein Stück Brot. Die Suppe bestand meistens aus Kohl mit Kartoffeln, in der Fische mit Gräten mitgekocht waren und stellte übrigens das Kasernenessen für die Soldaten dar. Schon nach einigen Tagen setzte eine regelrechte Hetzjagd auf mich ein. Kohlhof war einem Russen unterstellt, der blindwütig mit seinem Revolver in der Gegend herumschoß und der deswegen auch „Schießkommandant" genannt wurde. Er kam jeden Tag mit einigen Deutschen, damals noch „Edelkommunisten", um

mich zur Arbeit in einem Straßentrupp zu holen. Ich habe mich versteckt und bin wie um mein Leben gelaufen wegen dem bißchen Suppe, denn im Straßentrupp gab es nur 200 Gramm Brot täglich und sonst nichts.

Wer nicht arbeiten konnte, was besonders bei Kindern, alten und gebrechlichen Menschen der Fall war, der war unweigerlich dem Hungertod preisgegeben. Es gab weder Lebensmittel noch Lebensmittelkarten. Erst im Sommer 1946 gab es für die Arbeitenden sogenannte Produkten- und Brotkarten, und es erfolgte auch eine minimale Bezahlung in Rubeln. Diese Rubel reichten nicht aus, um die Lebensmittel abzukaufen, geschweige denn sich auf dem Schwarzmarkt etwas hinzuzukaufen. Im Durchschnitt verdiente eine Frau etwa 150 bis 200 Rubel im Monat. Ein Brot auf dem Schwarzmarkt kostete 120 Rubel, später 80 bis 100 Rubel, ein Roggenbrötchen fünf Rubel. Dagegen gab es 20 Papirossy für vier Rubel. Es war daher kein Wunder, daß fast alle Frauen rauchten, schon um den quälenden Hunger zu bekämpfen. Und was geschah mit den armen Menschen, die nicht arbeiten konnten? Sie sind, bis auf wenige Ausnahmen, alle verhungert.

Nachdem ich vierzehn Tage in Königsberg war, etwa Ende Oktober 1945, fand ich meine Schwester wieder. Sie war auf dem großen Platz vor dem Nordbahnhof mit Planierungsarbeiten beschäftigt. Infolge einer besonders schweren Herzwassersucht war sie bis zur Unkenntlichkeit angeschwollen. Auf dem Handwagen holte ich sie zu mir nach Kohlhof, um sie nach ein paar Tagen ins Krankenhaus der Barmherzigkeit zu bringen. Nach zwei Tagen starb sie. Der Totenschein trägt den Vermerk: „Unterernährung" (sprich „Verhungert")!

Anfang März 1946 war die Arbeit in der Kaserne beendet, und das drohende Gespenst des Hungers war mein täglicher Begleiter. Ich erhielt dann eine Arbeit als Kassiererin in der Entlausungsanstalt in Kohlhof, die unglaublich primitiv in einem Keller untergebracht war. Ich hatte den denkbar undankbarsten Posten erwischt. Der Kapitän, „Knochenkopf" genannt, da er wie ein Azteke aussah und ein ganz verkommenes Scheusal war, übertraf an Gemeinheit und Brutalität alle vorherigen Kommandanten. Da jeder Kommandant sein eigener König war, flossen die hier vereinnahmten Rubel in seine eigene Tasche. Es war daher allerdings kein Wunder, daß ihm die Rubel bei seinem ausschweifenden Lebenswandel nicht ausreichten. Die täglichen Schikanen und Drohungen führten so weit, daß ich entlassen und beschuldigt wurde, 1.000 Rubel unterschlagen zu haben, ein Ding der Unmöglichkeit, da sich die täglichen Einnahmen auf ca. 20 bis 40 Rubel beliefen. Er gab mir meinen Passierschein nicht heraus und wollte mich zwingen, auf der Straße Ziegel zu klopfen.

Die Arbeit an sich schreckte mich nicht, nur der Gedanke, täglich unter der Aufsicht dieses Kommandanten zu arbeiten. Also mußte ich wieder zu einer List greifen. Ich wollte den Versuch machen, Aufnahme im Krankenhaus zu finden, dann mußte er mir den Passierschein herausgeben. Nach einer Rücksprache mit Professor Fink im Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg, dem ich rückhaltlos meine Not und meine Angst vor diesem Kommandanten schilderte, wurde ich für sechs Wochen aufgenommen. Endlich war ich geborgen und in Sicherheit, und nie werde ich diese schöne Zeit vergessen, nie die Fürsorge dieses gütigen Mannes. Um so schmerzlicher traf mich die Nachricht, daß Professor Fink von den Russen zurückgehalten oder gar verschleppt worden ist. Seine Frau und seine Tochter wohnten in Schwerin und sollen eines Tages dort von den Russen abgeholt worden sein.

Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus im Juni 1946 war ich ärmer als je zuvor. Keine Arbeit, nichts zu essen, was sollte nun werden, fragte ich mich verzweifelt? Meine Nahrung bestand aus Brennesseln und Kartoffelschalen, die ich mir aus den Abfallkübeln der Russen suchte. Brot hatte ich schon lange nicht mehr gegessen. Zum zweiten Male erfuhr ich, wie Hunger weh tut.

Wenn ich die Frauen bei ihrer schweren Arbeit im Wasserwerk sah, so habe ich sie trotz allem glühend beneidet, und ich beschloß, es ihnen gleichzutun. Aber würden sie mich nehmen, so elend wie ich war? Und würde ich die Arbeit überhaupt schaffen? Ein früherer Geschäftsführer der Königsberger Hafengesellschaft, bei der ich elf Jahre als Buchhalterin tätig war, Karl Eberhardt, war der deutsche Leiter des Wasserwerks in Hardershof. An diesen wandte ich mich mit der Bitte, mich einzustellen. Er hatte wohl Bedenken, nahm mich aber an, um mir zu helfen. Ich wurde dem Maurertrupp zugeteilt und habe hier sehr schwere Arbeit verrichtet. Das gesamte Wassernetz war kaputt und mußte erneuert werden, dazu waren schwere Erdarbeiten erforderlich. Wie oft habe ich mich auf den Spaten gestützt und bitterlich geweint. Aber was half das alles? Wollte ich nicht verhungern, so mußte ich durchhalten. Ich hatte ja ein Ziel vor Augen: Mein Mann und meine Kinder! Erschwert wurde die Arbeit noch durch den weiten Anmarschweg zur Arbeit, von Kohlhof bis zur Pumpstation des Wasserwerkes Hardershof in der Vogelstraße. Nur wer Königsberg kennt, kann sich eine Vorstellung von den Strapazen machen, die dieser Weg für mich bedeutete. Viele Monate habe ich hier als Maurerhandlanger gearbeitet, Ziegel geklopft und auf Karren zur Baustelle gefahren, Sand gefahren und gesiebt, Mischungen gemacht und viele andere Arbeiten.

Dann trat ein Ereignis ein, das mir einen Auftrieb ohnegleichen gab

und mich für alle Unbill reichlich entschädigte: Im August 1946 erhielt ich aus Deutschland einen Brief meines jüngsten Sohnes, in dem er mir mitteilte, daß auch mein ältester Sohn lebt und sich in französischer Kriegsgefangenschaft befindet. Meine Kinder lebten! Gab es denn auf der weiten Welt einen Menschen, der glücklicher war als ich und reicher, trotz aller äußeren Armut? Die Arbeit war gar nicht mehr schwer, der Weg zur Arbeit nicht mehr weit, ich ging wie beflügelt. Was tat es, daß ich oft nichts zu essen hatte? Alles war leichter geworden, das große Glück überwog alles. Es schien, als würde mein Leben nun in ruhigere Bahnen gelenkt.

Am 17. September 1946 holte mich Herr Eberhardt von der Baustelle fort und schickte mich ins Büro des Wasserwerkes Hardershof, um den Posten einer Kontoristin zu übernehmen. Doch dieses Glück sollte nicht von langer Dauer sein, denn sobald ich unmittelbar mit Russen zusammenarbeitete, war alles aus. Möglich, daß sie meinen abgrundtiefen Haß spürten, möglich auch, daß ich unklug handelte, indem ich ihrer grenzenlosen Dummheit meinen ganzen Widerstand entgegensetzte. Unter anderem oblag mir die Aufstellung und Errechnung der Arbeitslöhne. Selbstverständlich hatte ich die vielen Überstunden, die geleistet werden mußten, mit berechnet. Ich wurde ins Hauptbüro beordert und mußte mir von dem russischen Direktor, Galperin, sagen lassen, daß ich eine Betrügerin sei und fortan nicht mehr im Büro arbeiten dürfte. Sechs Russen saßen über mich zu Gericht und die Worte „Miliz" und „Karzer" schwirrten um mich her. Äußerlich war ich ganz ruhig, innerlich zitterte ich vor Angst, denn ich kannte die Bedeutung dieser Drohungen. Ich habe in solchen Angstmomenten rein instinktiv immer das Richtige getan, so auch hier. Trotzdem ich für die von mir vorgenommene Errechnung Anweisung erhalten hatte, erklärte ich auf Befragen, daß ich dies allein gemacht hätte. Der Erfolg war verblüffend! Ich durfte gehen. Endlos erschien mir der Weg bis zur Tür. Ich hatte das Gefühl, daß mich sechs Augenpaare durchbohren. An der Tür rief mir der Direktor nach: „Link, Erna, 2 und 2 bleibt immer noch 4!" Das hätte er sich lieber selber sagen sollen, denn am nächsten Tag wurde er wegen umfangreicher Unterschlagungen verhaftet.

Meinen Arbeitsplatz im Büro vertauschte ich mit dem Posten einer „Produktenfrau", d.h. ich hatte mit noch zwei Frauen die Lebensmittel von den Magazinen für die Belegschaft des Wasserwerkes zu holen. Täglich waren wir mit dem Handwagen unterwegs, und stundenlang standen wir in den Magazinen. Daß ich die nächste Zeit überstand, verdanke ich dem Umstand, daß wir drei Frauen zusammen wirtschafteten. War eine krank, sprang die andere für sie ein, und es hatte sich so eine

wunderbare Kameradschaft gebildet. Wer allein war und krank wurde, war unweigerlich dem Verderben preisgegeben. Ich bekam einen so schweren Rheumatismus, daß ich mir nur mit zwei Stöcken fortbewegen konnte. Ärztliche Hilfe war vollkommen ausgeschlossen. Nur die Temperatur war entscheidend. Hatte man kein Fieber, so war man auch nicht krank.

Die Arbeit, die ich dann erhielt, war die letzte und schwerste. Ich hatte die Abwässer der Chloranlage fortzuschaffen, die arbeitsschichtweise in großen Tonnen gesammelt wurden. Das bedeutete 80 Eimer pro Tag etwa 150 Meter weit tragen, also 40mal am Tage mit zwei schweren Eimern diesen Weg gehen. Es war eine unbeschreibliche Quälerei. Aber der Gedanke an Deutschland und die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit meinen Kindern trieb mich immer wieder vorwärts. Ich habe es nicht nur an mir selbst, sondern auch an anderen erfahren, daß der Mensch schier Unmögliches vollbringen kann, wenn das eiserne „Muß" dahintersteht.

Es waren ja nicht nur die schwere Arbeit und die schlechte Ernährung, die das Leben so erschwerten. Fast noch schlimmer war die Angst um das nackte Leben. Keinen Abend konnte man sich in Ruhe hinlegen. Nacht für Nacht schreckte man hoch durch die vielen Hilferufe, die von überall herkamen. Unterwegs zur Arbeit, auf dem Nachhauseweg, ja sogar am hellichten Tage wurden die Frauen vergewaltigt und ausgeplündert. Die Wohn- und Haustüren wurden jeden Abend verbarrikadiert, und es war gräßlich anzuhören, wenn die Kolbenschläge durch die Nacht hallten. Wir saßen dann in einem Winkel zusammengekauert, hoffend und betend, daß die Tür halten möge. Wenn ich heute behaupte, daß das russische Militär, wenigstens das in Königsberg stationierte, aus lauter Banditen bestand, so wird man mir das glauben müssen. Denn es waren Soldaten aus der Charlottenburger Kaserne, die in Trupps von vier bis sechs Mann diese Überfälle systematisch durchführten.

Das grauenvollste Erlebnis dieser Art hatte ich im März 1947.

In Kohlhof, Straße 1064, Nr. 22, zwei Häuser neben mir, wohnte das Ehepaar Rockel, etwa 50 Jahre alt. Die erwachsenen Kinder waren im Reich und erwarteten dort ihre Eltern. Nachts drangen Banditen (Soldaten) in die Wohnung ein und plünderten alles aus. Frau Rockel hatte sich zur Wehr gesetzt und erhielt einen Messerstich in die Lunge. Der Mann lud seine schwerverletzte Frau auf den Handwagen – eine andere Fahrtmöglichkeit gab es nicht –, um sie ins Krankenhaus zu schaffen. Auf dem Wege dorthin ist sie in seinen Armen gestorben. Am nächsten Tage herrschte eine fürchterliche Aufregung in Kohlhof. Die Miliz lief hin und her, der Kommandant führte Vernehmungen durch. Rockel wurde be-

fragt, ob er die Soldaten bei einer Gegenüberstellung wiedererkennen würde, was er bejahte. In der folgenden Nacht erschienen die Banditen wieder, um das „Corpus delicti" zu beseitigen; sie haben Rockel mit einer Axt den Schädel vom Scheitel bis zum Körper gespalten wie einen Klafter Holz. Wie ich später hörte, sollen die Banditen zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden sein; ob das stimmt, weiß ich nicht.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich fast zur gleichen Zeit ein Haus weiter. Da wohnten in einem Haus mehrere Frauen und ein 13jähriges hüftlahmes Mädchen. Die Banditen nahmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest war, aßen den Frauen die Suppe mit den Händen aus dem Topf und vergewaltigten alle Frauen. Eine Arbeitskameradin von mir hatte am nächsten Tage erhebliche Würgemale am Hals. Nach ihrer Aussage hatte nicht viel gefehlt und sie hätten die Frauen ermordet. Das hüftlahme Mädchen schleppten die Banditen in den Wald, dort wurde es von allen vergewaltigt und dann laufengelassen.

Die schwerste Zeit in Königsberg war der starke Winter 1946/47. Die Deutschen starben zu Tausenden.

In jedem Haus lagen Typhuskranke und verhungerte Menschen. Es war ganz furchtbar anzusehen, wie die Menschen innerhalb von vierzehn Tagen bis drei Wochen dahinstarben. Früher hatte ich eine eigenartige Vorstellung vom Verhungern gehabt. Ich habe mir gedacht, daß diese Menschen dem Wahnsinn nahe sein müßten und in ihrer Tollheit alles mögliche anstellen würden. So ist das aber nicht. In den ersten Tagen schreien sie wohl, aber dann sind sie ganz still und erheben sich kaum noch von der Erde. Reicht man ihnen dann noch etwas zu essen, so berühren sie es kaum, bis sie eines Tages nicht mehr sind. In unserem einstöckigen Haus in Kohlhof starben innerhalb von drei Wochen 18 Menschen. Ganze Familien wurden ausgerottet.

Am schlimmsten waren die Kinder dran, deren Mütter zuerst wegstarben. Man sah sie dann noch einige Tage auf der Straße herumschleichen, bis sie tot im Rinnstein zusammenbrachen. In der ersten Zeit war ich krank vor Gram und Kummer über diese Kinder, allmählich gewöhnte man sich aber auch an diesen Anblick, wurde er doch eine tägliche Erscheinung. Und wie entstellt die meisten aussahen: Das Gesicht voller Haare, Hungerhaare genannt. Dazu waren das Gesicht und die Beine so unförmig angeschwollen, daß die meisten kaum noch etwas Menschenähnliches hatten.

In den Kellern lagen die Leichen haufenweise zusammen. Das Beerdigungs-Kommando konnte die Arbeit nicht mehr bewältigen, der Tod war schneller als sie. Die Leichenhalle auf dem Luisenfriedhof war bis obenhin mit Leichen vollgestopft, die Toten waren wie Holz übereinan-

dergestapelt. Da die Erde zu hart war, konnten sie nicht begraben werden.

Wer hat diese Todesfälle registriert? Niemand! Ist es daher ein Wunder, daß es heute so viele vermißte Deutsche gibt, über deren Schicksal nichts bekannt ist?

Im Frühjahr 1947 gingen die ersten Transporte nach Deutschland, und neue Hoffnung gab uns Mut und Kraft. Auch ich hatte meine Ausreise beantragt, und kurz vor dem Ziel führten die Russen eine Sperre durch. Wohl niemand kann sich vorstellen, was das für uns bedeutete! Alles, was irgendwie entbehrlich war, hatten wir auf dem Schwarzmarkt an die Russen verkauft, um uns von den Rubeln über Wasser zu halten. Niemand konnte ahnen, daß diese Sperre ein halbes Jahr dauern würde, sechs Monate, die unsere letzte Kraft verbrauchten. Jeder Tag war eine ungeheure Belastung, und es gab damals viele Deutsche, die ihrem Leben ein Ende machten.

Am 30. November 1947 wurde unser Transport auf dem Verschiebebahnhof in Königsberg verladen. Es ging nach Deutschland! Das traurigste Kapitel meines Lebens hatte damit seinen Abschluß gefunden.

Mein Bericht enthält die volle Wahrheit. Ich bin jederzeit bereit, meine Angaben zu beeiden.

Originalbericht wurde am 25. Mai 1951 in Rotenburg unterzeichnet und liegt der OST-DOKU vor.

Dokument 7

**Hildegard Rohmann**

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Königsberg / Juditten / Karmitten / Königsberg |
| Ausweisung / Vertreibung: | Frühjahr 1948 nach Friedland / Lager |

## „Fleisch nicht gut – Menschenfleisch"

Am 9. April 1945 ereilte uns in Königsberg das Schicksal, dem wir zu entrinnen geglaubt hatten, weil wir bis zu diesem Tag von Bombenangriffen, Artilleriebeschuß und Tieffliegern auf unsere Häuser zwischen Kunstakademie und Juditten verschont geblieben waren. Noch heute vermeine ich das unheimliche Geräusch der Stalinorgel zu hören, dem plötzlich eine unheimliche Stille folgte, als die Nahkämpfe in unseren Gärten begannen.

Apathisch und vorbereitet durch die lange Belagerungszeit ließ man alles über sich ergehen, hielt Schmuck, Stiefel und Getränke den die Kellertreppe hinunterstürzenden, wild um sich blickenden russischen Soldaten entgegen, um sie abzulenken von einer jungen Frau, die bei meinem Mann und mir im Luftschutzkeller saß. Nachdem keine „Uri" mehr zu finden waren, suchten sie nach versteckten Frauen, und viele Male wurde Frau T. in den Nebenraum geschleift, denn aufrecht gehen konnte sie nicht mehr.

Gegen Abend wurden die Bewohner unserer Leutweinstraße, es waren ca. 30 Menschen, in den größten Keller zusammengetrieben, jeder sein Luftschutzgepäck bei sich tragend. Niemand getraute sich einzuschlafen, denn, ob jung oder alt, immer neue Soldaten holten unter gellenden Schreien ihre Opfer aus dem Keller.

Am Morgen mußten wir uns auf der Straße aufstellen, nachdem man uns das Gepäck abgenommen hatte. Die meisten hatten nur eine Tasche

mit Lebensmitteln bei sich. Von einigen Straßen wurden die Menschen zusammengetrieben, und als eine junge Frau bei der Berührung durch einen russischen Soldaten unwillig auswich, erschoß er sie mit zwei Schüssen vor unseren Augen. Ein Mann, der sie beschützen wollte, wurde von dem Soldaten mit Tritten in den Rücken um die Straßenecke geführt. Nach einigen Wochen lag die Leiche der Frau entkleidet an unserem Gartenzaun mit einer Forke im Leib.

Ob alt, ob jung, alle wurden über noch nicht vollständig entminte Felder bei Juditten gejagt, bis zur Ausgangsstelle zurück. Nun wurden die Männer von uns Frauen getrennt und weggeführt. Die Übrigbleibenden trotteten abgestumpft und müde ihren gut deutsch sprechenden Führern nach. Es ging an der Fürstenschlucht vorbei nach dem Landgraben; der Weg mit Leichen deutscher Soldaten und zerschossenen Fahrzeugen bedeckt. Über uns flogen Verbände von Flugzeugen, von Metgethen kommend, nach der Innenstadt, die sich noch nicht ergeben hatte. Wir wußten nicht, wohin es ging, oft hörte man das Wort „Sibirien". So schlimm wird es schon nicht werden, denn ich glaubte fest daran, daß das Versprechen auf Menschlichkeit gehalten werden würde.

Es dunkelte. Vor uns lag die brennende Stadt. Wir wußten nicht, durch welche Straßen wir getrieben wurden. Meiner Schätzung nach war es Ecke Beeckstraße–General Litzmannstraße (Hufen). Der Feuerschein brennender Häuser geisterte über Maschinengewehrfeuer.

Da hieß es: „An die Mauer stellen!" Hin und wieder schrie jemand auf. Wir erwarteten irgendwann unser Ende. Nichts geschah. Dann wieder aufstellen, und in die Häuser gejagt und in Zimmer eingepfercht, bis der Rauch und die Hitze unerträglich wurden. Um Mitternacht ging es dann wieder nach der Außenstadt. In Gärten wurde Rast gemacht. Wir bogen die Zweige der Sträucher auseinander und legten uns todmüde darauf. Die kalte Aprilnacht ließ unsere Glieder erzittern, doch etwas Ruhe fanden wir.

Am Morgen des 10. April 1945 ging es weiter durchs Samland. Die folgende Nacht verbrachten wir in einer großen Scheune, alle stumm vor Angst und Leid und verzweifelt über das, was wir auf unserem Leidensweg gesehen hatten. An der Spitze des Zuges gingen ein paar Franzosen. Einer von ihnen trat auf eine Mine und wälzte sich in seinem Blut, bis er durch einen Schuß des Postens erlöst wurde. Mütter setzten sich mit ihren Kindern an den Wegrand und weigerten sich weiterzugehen. Der Posten riß sie hoch und stieß sie mit dem Kolben vorwärts. Handwagen mit kranken Menschen mußten stehengelassen werden. In jeder Männerleiche, die mit dem Gesicht auf dem Erdboden lag, sah ich meinen Mann.

Am Abend des 11. April kamen wir im Lager Karmitten bei Labiau an. Dort wurden wir den verschiedenen Stallgebäuden zugeteilt. In der Dunkelheit der Nacht wirkte alles so grauenvoll, ganz besonders, als die Hunde losgelassen wurden und die Frauen ansprangen.

Zuerst kam man in einen Raum, in dem man von einem russischen Soldaten gynäkologisch nach Schmuck untersucht wurde. Als ich es überstanden hatte, wurde ich in einen vollständig dunklen, überfüllten Raum hineingestoßen und trat auf Menschen, die aufschrien; ich landete zwischen zwei Frauen, die mir ein wenig Platz machten. Mit meinem Mantel bedeckt, sah und hörte ich nichts mehr. Beim Aufwachen fand ich mich im Viehstall des Gutes Karmitten.

Aufgeweckt war ich durch das chormäßige Rufen: „Abort, Abort." Dann strömten alle hinaus, und in Gegenwart der Posten verrichteten wir unsere Notdurft auf langen Brettern, die über eine Grube gelegt worden waren und ca. zehn Löcher hatten. Die Umgebung war mit unzähligem deutschen Papiergeld bedeckt. Im Stall wieder eingesperrt, wurde Knäckebrot aus deutschen Wehrmachtsbeständen verteilt. Einmal am Tag gab es eine warme Suppe aus grünen, eingesäuerten Rübenblättern. So blieb es nicht aus, daß viele an Ruhr erkrankten und den Stall durch Exkremente verunreinigten. Hier machte ich auch die erste Bekanntschaft mit Kleiderläusen. Täglich wurden einige zum Entlausen und Baden in ein provisorisch aufgebautes Saunabad gebracht, wo wir uns ausziehen mußten, ebenfalls im Beisein der Soldaten, vermutlich waren dies Angehörige der russischen Geheimpolizei.

Nur langsam ging es mit den Verhören, die nachts stattfanden, vorwärts. Wenn sich die Aufgerufenen nicht meldeten, weil sie vor Erschöpfung schliefen, kam der Posten mit seinen schweren Stiefeln und trat, wohin er traf. Niemand kam in den alten Stall zurück, und es spielten sich herzerschütternde Szenen ab, wenn Mütter von ihren großen Töchtern getrennt wurden. Das Gerücht tauchte auf, daß man nur auszusagen brauchte, daß man „Nazi" gewesen sei, dann bekäme man gutes Essen und es passierte einem nichts.

Nach 14 Tagen kam ich zum Verhör. Ein Posten brachte mich ins Gutshaus. Dort stellte sich ein junger Russe vor mich hin und schlug mit einer Reitpeitsche links und rechts im Wechsel an mir herunter und schrie: „Du lügst, Du lügst!", als ich meine Mitgliedschaft verneinte. Dann nahm er mir meine Handtasche mit Photographien und Geld weg und ließ mich in einen anderen Stall bringen. Es ist wohl eine Wagenremise gewesen. Hier war kein Fenster, so daß man auch tagsüber im Dunkeln saß. Dort war ein Bottich mit Exkrementen aufgestellt, der überschwappte und uns beschmutzte. Ich fand dort zwei Frauen, deren

Rücken blutig geschlagen worden waren. Wieviele Tage ich dort zugebracht habe, weiß ich nicht. Ich verschlief die Zeit, denn ich litt an ruhrähnlichen Durchfällen und fiel oft in Ohnmacht.

Ende April 1945 hieß es plötzlich: Alle aus unserem Stall aufstellen, es geht nach Königsberg zurück. Im großen Gutspark standen einige hundert Menschen, Männer und Frauen. Unter den Männern sollen viele Angehörige der Königsberger Intelligenz gewesen sein, auch Professoren der Universität. Ich sehe vor mir einen alten Herrn, der vor Schwäche auf der Erde lag und seine Arme gen Himmel hob und rief: „Ach, bitte, nehmt mich doch mit!" Doch jeder war so hinfällig, daß er sich selbst kaum schleppen konnte. Und doch kamen wir unter Aufbietung der letzten Kräfte am Abend in Königsberg-Rothenstein an, wo wir in ein anderes Lager sollten.

Doch eine Nachbarin und ich wagten es am nächsten Morgen, allein durch die schwelende Stadt nach den Hufen zu gehen. In der Hagenstraße sahen wir einen offenen Fleischerladen, in dem ein Stück Pferdefleisch hing, das wir gierig einpackten. Nur hin und wieder trafen wir einen Soldaten, der uns „Matkas" gehen ließ, weil er nichts in unseren Taschen fand. In unserer Straße Totenstille und kein Lebewesen. Wir legten uns in ein Gartenhaus und wurden dort von einer deutschen Frau aufgefunden, die uns zu sich in ihr Zimmer nahm und uns in unserer Krankheit beistand, bis sie als erste von uns verstarb. Meine Weggenossin verhungerte später ebenfalls. Beiden verdanke ich mein Leben.

Bald mußten wir in eine größere Gemeinschaft von Deutschen, denn Partisanen, die den russischen Soldaten folgten, setzten uns jetzt zu und nahmen uns wieder das weg, was wir in den Kellern wiedergefunden hatten. In den verlassenen Wohnungen sah es wüst aus. Die Betten waren aufgeschlitzt, Weckgläser geöffnet und verunreinigt, Polstermöbel durchstochen und der Bezug abgeschnitten. Wir lebten einige Wochen zu sieben in einem Raum. Nacht für Nacht kamen Soldaten und holten eine jüngere Frau heraus; es nützte uns kein „Kommandant – Kommandant" rufen.

Wir mußten nach Juditten umsiedeln, wo sich die meisten Deutschen zusammengefunden hatten und bis zu acht Personen in einem Zimmer hausten.

Da widerfuhr mir das Glück, daß ich meinen Mann wiederfand. Auch er war durch ein Lager gegangen, kam zu einem Kommando, das Pferde begraben mußte. Wir blieben bis zu seinem Hungertod am 1. März 1946 zusammen. Allmählich bekamen wir Deutschen eine Scheibe Brot, ca. 200 Gramm, und manche auch einmal Suppe am Tag. Ausgangs des Sommers 1945 kamen Zivilrussen, die Arbeitskräfte brauchten. Auch die

Zellulosefabrik stellte Arbeitskräfte für Brot ein. Mein Mann und ich arbeiteten dort getrennt. Er mußte ein Zementlager bewachen, und ich mußte mit anderen Frauen Eisenstangen stapeln und Balken und Bretter aus dem Sägewerk Friedrichsberg-Holsteiner Damm mit Pferdefuhrwerken holen.

Nun gab es nur Brot für Arbeitende. Alte und Kranke mußten schneller verhungern; doch auch die anderen konnten ohne Zucker und Fett bei schwerer Arbeit nicht lange durchhalten. Bald sah man deutsche Menschen dahinschleichen mit erdbraunen Gesichtern und aufgequollenen Beinen und Leibern. Sie fielen vor Schwäche auf der Straße um und verschieden. Eine Lehrerin aus Juditten griff in ihrem Hungerwahnsinn Mäuse und kochte sie. Sie starb auch.

Einmal noch sah ich meine Schwester wieder, die das schwere Schicksal einer Mutter durchmachen mußte, zwei Töchter, die jüngste 16 Jahre, durch Vergewaltigungen und deren Folgen hinsiechen zu sehen und sie selbst auch vor ihren Augen geschändet. Sie wurden auf die Kolchose Klein Roskitten bei Insterburg verschleppt und starben dort. Ihr Sohn, der als 12jähriger wie ein Mann und Vater durch Holzhacken und Betteln für sie gesorgt hatte, konnte sie jedoch nicht vor dem Hungertod retten. Er ist dreimal von Insterburg nach Königsberg zu Fuß gewandert, um die Brille und andere Kleinigkeiten für ein Stück Brot einzutauschen und nachzuforschen, ob ich noch am Leben sei.

Als sich im Herbst 1945 das Leben anfing zu normalisieren, war es für die meisten schon zu spät. Tuberkulose und Hungerdystrophie machten sie für schwere Arbeit unfähig. Meistens versuchten sie, sich noch etwas über Wasser zu halten, indem sie Holz verkauften, das sie sich in den Ruinen organisierten.

Anfang 1946 entspann sich auf dem Luisenmarkt – Ecke Luisenallee/Hagenstraße – ein lebhafter Tauschhandel. Litauer brachten ihre Erzeugnisse auf den Markt. Panjewagen fuhren durch die Straßen und gaben unserer schönen Stadt Königsberg das Aussehen einer Kleinstadt von vor 50 Jahren. Die Deutschen verkauften ihre letzten Habseligkeiten für ein paar Kartoffeln. Sie kosteten damals 20 Rubel für ein Kilogramm; bei einem Arbeitslohn von 300 Rubeln monatlich. In Wassergläsern wurden Mehl, Zucker und Graupen verkauft. Bald war der Platz zu klein, und man verlegte den Basar nach der Schrötterstraße – Taubstummenanstalt und 1947 nach dem Haus der Technik – Steindammerwall. Inzwischen fuhr auch die Elektrische von Juditten bis zur Stadt. Es war mit Lebensgefahr verbunden, mit ihr zu fahren. Die Russen mit ihren wattierten Jacken und Pelzmützen hingen wie die Trauben an ihr, und wagte man als Deutsche sich hineinzudrängen, entlud sich ihr Haß auf die

„Germanski“, und man bekam Fauststöße, so daß man lieber zu Fuß ging.

Nach dem bitteren Tod meines Mannes, der am 1. März 1946 in einem Massengrab auf dem Platz neben der Altroßgärtner Kirche begraben wurde, überkam mich die Angst, jetzt allein den Lebenskampf überstehen zu müssen. Es gab nur eins: die Hoffnung auf einen Transport nach Deutschland.

In dem früheren Schwesternheim gegenüber dem Juditter Gemeindehaus fand ich eine „Lebensstellung“ bei der russischen Oberärztin, die dort ein Krankenhaus für die Betriebsangehörigen der Fabrik einrichten mußte. Am Tag war ich Stationshilfe, Gartenfrau, Kohlenschipperin, Küchenhilfe und Kanalisationsarbeiterin. Abends war ich im Haushalt vom „Oberdoktor“, wie wir sie nennen mußten, Klavierspielerin und Gesellschafterin. Ich muß ihr das Lob spenden, daß sie nicht gehässig zu ihren 25 deutschen Arbeitskräften war. Wir haben ziemlich pünktlich unsere Rubel bekommen, und wenn man sich im „Magazin“ nach „Produkten“ anstellen mußte, kam es nicht so darauf an, wenn man es während des Dienstes tat. Ihre eigenen Leute hat sie strenger behandelt. Eine junge Ärztin, die einen Tag zu spät von ihrem Urlaub aus Moskau kam, erhielt sechs Wochen „Kellerstraße“. Eine russische Schwester, die ein paar Wäschestücke nach Hause genommen hatte, mußte sieben Monate dafür büßen.

Unter den Sinas, Varas, Schuras, Katjas und Nataschas war eine rothaarige Mascha, die mich von ganzem Herzen haßte. Sie trug fünf Orden, die sie für „Puck-puck-machen“ auf deutsche Frauen – wahrscheinlich Nachrichtenhelferinnen – erhalten hatte. Einmal mußte ich 50 Eimer Wasser aus einem 150 Meter weit gelegenen Brunnen aufziehen und in die Küche schleppen; ein anderes Mal goß sie schmutziges Wasser in die soeben gescheuerte Küche. Auf dem Hof mußte ich öfter die Bäume kalken, damit die „Kommission“ aus Moskau Freude daran hatte. Am schwersten fiel mir das Hineinschleppen von Kohlen in den Keller; einmal stand ich allein vor einem Berg von zwei großen Lastwagen voll. Nachdem ich zu müde war, legte ich mich einfach daneben, und keine russischen Schimpfwörter ließen mich aufstehen. Da errettete mich die Ärztin.

Die tägliche Begrüßung unter den Deutschen war: „Wann geht es los – wann fahren wir endlich?“ Und jeder wußte ein neues Datum.

Der Tod lauerte überall.

Sieben Menschen aus unserer nächsten Umgebung sind ermordet worden. Einmal habe ich alle alten Bekannten aus unserer Straße und Umgebung zusammengerechnet und bin auf 120 gekommen, von denen

nur 15 Deutschland wiedergesehen haben. Der Hammerweg und die Lawoker Allee waren gefährliche Gegenden. Bei wem eine Uhr oder Schmuck vermutet wurde, war seines Lebens nicht sicher. Banditen, wahrscheinlich ehemalige Partisanen, machten selbst der Miliz das Leben schwer. In der Nähe der Burgschule war eine Menschenfalle. Eine Frau, die noch rechtzeitig aus dem Kellerfenster gekrochen war, habe ich selbst gesehen. In der Junkerstraße sind ebenfalls Deutsche verschwunden.

Am Goldenen Sonntag 1946 ging ich in die Bachstraße, um mit einer Verwandten den Tag zu verbringen. Es gab für jeden sieben gebratene Spatzen und einen Pudding aus Körnern, da sie auf einem Getreidespeicher arbeitete.

Unvergessen: auf meinem Weg über den Hammerweg war ich einem kleinen Schlitten mit einer traurigen Last begegnet. Müde und teilnahmslos zog einer den zu kleinen Schlitten und brachte die Leiche in ein Massengrab auf dem neuen Luisenfriedhof.

Ich wagte mich einmal auf den alten Luisenfriedhof und fand auf dem Hauptweg einen verkommenen Mann über eine Leiche gebückt, um an ihr herumzuzerren. Ich ging entsetzt zurück. Man erzählte mir, daß es Leichenfledderer gäbe, die Leber- und Schenkelfleisch herausschneiden und dieses dann auf dem Basar als Bratklopse verkaufen. Bestätigt wurde es mir von einem höheren Milizbeamten und meiner Ärztin, die oft zu mir sagte: „Fleisch nicht gut – Menschenfleisch!"

Am Goldenen Sonntag war es auch, als mein guter Arbeitskamerad Heinrich Mehlfeld, früher Altroßgärtner Kirchenstraße, an der Luisenkirche ermordet wurde. Ich will ihm in meiner Erinnerung ein Denkmal setzen und ihm dafür danken, daß er öfter ein paar Kartoffeln und Fleisch von vergrabenen Pferden anbrachte und ein bißchen das Leben verlängerte.

Ich scheue mich nicht zu sagen, daß auch ich jede Gelegenheit benutzt habe, in dem harten Winter 1946/47 zusätzlich etwas Fett und Zucker in den Körper zu bekommen. Die Frau „Oberdoktor" stand so lange an dem Herd, bis das Fett in der Pfanne zergangen war; doch drehte sie den Rücken, so aß ich das Fett mit einem Löffel. Zucker hatte ich zitternd verstreut, so daß sie mir drohte „Frau, Du zap-zarapp". Der Selbsterhaltungstrieb war stärker als die Moral.

Anläßlich des Mordes an Heinrich Mehlfeld wurde ich in der Nacht zur Miliz gebracht und sollte sagen, ob ich Ansprüche an den Nachlaß stelle. Es handelte sich um eine kostbare goldene Sprungdeckeluhr. Ich stellte keine, denn niemals hätte es Segen gebracht; mir wäre dasselbe Schicksal wie Mehlfeld zuteil geworden. Vier Wochen später mußte ich

deshalb noch einmal zur Hauptmiliz in der Beethovenstraße. Ich blieb bei meiner Aussage. Im anderen Fall wäre ich kaum aus dem Gebäude herausgekommen. Eine Arbeitskollegin aus der Woermannstraße hatte einen Ring auf dem Basar verkaufen wollen; man fand ihre Leiche in der Fürstenschlucht.

Im Frühjahr 1948 schlug dann die Stunde der Erlösung.

Ende März wurden wir auf Lastautos nach dem Güterbahnhof gebracht, ein Häuflein in Lumpen und Kopftüchern, ein Bündel mit Decken und anderen Habseligkeiten. Dort mußte man noch einige Male durch Kontrollen. In der Halle gab es Verkaufsstände mit Zucker, Brot und anderen Eßwaren. Auch Textilien wurden angeboten und Zigaretten. Familien, in denen mehrere Arbeitskräfte waren, hatten dementsprechend auch Rubel verdient und diese konnten kaufen. Wir wurden immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß es solche Dinge in Deutschland nicht gäbe.

Ein letzter Schreck kam noch hinzu, als wir mitten in der Nacht, schon im Güterwagen schlafend, aufgeweckt wurden und sechs Überzählige, darunter auch ich, aussteigen mußten. Wir mußten auf einen neuen Transport warten.

Ein paar Tage später stiegen Dankgebete zum Himmel, als die Güterwagen sich in Fahrt setzten. Und waren die Strapazen auch groß, größer war die Freude, nach Deutschland zu kommen.

Originalbericht 15 Seiten vom 25. Mai 1951, OST-DOKU Nr. 173

Dokument 8

**Eva Bartel**

Jahrgang 1931, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Königsberg / Pillau / Laptau / Ekritten / Uderwangen / Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | April 1948 nach Wolfen-Bitterfeld |

## „Man nannte uns ‚Zivilgefangene'"

Nachdem meine Heimatstadt Königsberg in den letzten beiden Januarwochen 1945 immer mehr von russischen Truppen eingeschlossen und schließlich zur Festungsstadt erklärt wurde, haben wir immer wieder im Bunker gelebt. Am 25. Februar 1945 entschloß sich meine Mutter mit uns Kindern zur Flucht.

Mit einem Schleppkahn gelangten wir aus dem Königsberger Hafen durch den Seekanal nach Pillau. Wir hofften, dort auf ein Schiff zu gelangen, das uns über die Ostsee nach Westen rettet.

In Pillau gut angelangt, wurden wir mit der Bahn nach Großkuhren befördert. Dort waren Männer der Organisation Todt damit beschäftigt, einen Landungssteg zu bauen, an dem später kleinere Schiffe anlegen konnten, um die Flüchtlinge an Bord zu nehmen und über die Ostsee zu retten. Einen Tag vor der Fertigstellung kamen die Russen. Alle Angehörigen der Organisation Todt wurden in die Gefangenschaft abgeführt, alle Zivilisten, so auch wir, aus den Häusern und Unterkünften geholt, aller Habe beraubt und bei Kälte und Schnee ziellos durch die Gegend getrieben.

Mein Bruder Heinz, geboren 1932, meine Mutter, geboren 1903, meine Oma, 63 Jahre alt und meine 41jährige Tante gelangten nach einigen Tagen nach Laptau bei Cranz. Hier wiesen uns die Russen mit insgesamt zwölf Personen in ein kleines Küsterhaus ein.

Tage, Wochen und Monate vergingen.

Zunächst mußten wir für eine russische Militärkompanie alle anfallenden Arbeiten verrichten. Dafür bekamen wir einen Teller Suppe und ein Stück Brot pro Tag. Ab und zu fanden wir in verlassenen Kellern und Scheunen Kartoffeln und Restgetreide, soweit die Russen es nicht vernichtet hatten. Tagsüber wurden wir von den Russen bewacht, nachts mußten wir uns verbarrikadieren oder verstecken, um den herumfahrenden Russen aus anderen Orten, die nach Beute suchten, nicht in die Hände zu fallen.

Dann griff der Tod nach einigen von uns.

In unserem Häuschen starb ein einjähriges Mädchen, dann ihr Vater und danach die Großmutter. Wir, mein Bruder und ich, haben alle drei beerdigt, ohne Pfarrer, ohne Blumen, nur mit einem Gebet. Ein gütiger alter Mann hatte uns aus Brettern und einem alten Schrank Kisten angefertigt, in die wir die Toten hatten legen können. Meine Mutter war zu dieser Zeit an Typhus schwer erkrankt, lag acht Wochen fest. Doch ein Wunder geschah, ohne einen Arzt und ohne Medikamente überstand sie die Krankheit und wurde wieder gesund.

Nachdem das Jahr 1946 angebrochen war, wurde unsere russische Militärkompanie versetzt, sie sollte einen Gutshof mit Pferdestall wieder herrichten und Ackerbau betreiben. Alle arbeitsfähigen Deutschen wurden mitgenommen. So kamen wir nach Ekritten.

Doch nach einem halben Jahr mußten wir wieder weiter und gelangten nach Uderwangen im Kreis Preußisch Eylau. Dort wurden wir als Arbeitskräfte auf einer Kolchose eingesetzt und mußten die Äcker bearbeiten.

Wir wurden dabei weiter bewacht. Alle Papiere hatte man uns abgenommen. Im Ort konnten wir uns frei bewegen. Man nannte uns „Zivilgefangene". Eggen, Pflügen, Walzen, das Ernten von Heu und Getreide, Ställe ausmisten, Holz schlagen, das war unsere Arbeit, die wir zu verrichten hatten. Doch das alles war erträglich, weil wir so viel zu essen bekamen, daß wir nicht verhungerten.

Im Sommer 1947 verunglückte ich bei der Arbeit, weil mein Pferdegespann durch Hitze und Bremsenstiche unruhig wurde und durchging. Die Deichsel der Tellerwalze war gebrochen, und das Gerät fuhr über mich hinweg. Ich kam nach Königsberg in das Krankenhaus der Barmherzigkeit und verdanke dem dort noch tätigen deutschen Arzt, Medizinalrat Dr. Rauch, daß er mich wieder so hergerichtet hat, daß außer Narben nichts zurückgeblieben ist.

Am 7. April 1948 erlebten wir eine freudige Überraschung.

Wir mußten uns innerhalb einer halben Stunde reisefertig machen, um auf bereitstehenden Lastwagen nach Königsberg abtransportiert zu wer-

den. Es hieß: „Von dort ab geht es ab nach Westen!" Zunächst glaubten wir diese Worte nicht: „Ab nach Westen!"

Aber: In Königsberg wurden wir in einen Güterzug verladen, der kurz darauf tatsächlich nach Westen abfuhr.

Am 11. April 1948 erreichte unser Zug Wolfen/Bitterfeld. Hier wurden wir entlaust, geimpft und mehrere Wochen unter Quarantäne gestellt. Inzwischen bemühte sich das Rote Kreuz um Anschriften von Angehörigen und Verwandten.

Wenig später, kurz vor Pfingsten 1948, wurde unsere Familie in ein kleines Dorf bei Zerbst in Sachsen-Anhalt entlassen. Dort verbrachten wir aber nur ein Jahr, um 1949 „nach Westen" zu gehen.

Originalbericht 4 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 9

**Christel Buchholz**

Jahrgang 1930, geboren in Kobbelbude, Kreis Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Lichtenhagen, Kreis Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Lichtenhagen / Ottenhagen / Schloßberg / Kraupischken / Lichtenhagen / Insterburg |
| Ausweisung / Vertreibung: | April 1948 nach Zittau (Sachsen) |

## „Ich schlief, als mich die Ratten bissen"

Bis zum 28. Januar 1945 wohnte ich mit meinen Eltern und meinem Bruder in Lichtenhagen im Kreis Königsberg. Wie an den Tagen zuvor, wurden wir auch am Morgen dieses Tages von russischen Tieffliegern beschossen. Es war höchste Zeit, unser Dorf zu verlassen, bevor die Russen kamen; sie konnten nicht mehr weit weg sein.

Von unserem Bauern hatten wir Pferd und Wagen bekommen, damit wir das Nötigste mitnehmen konnten. Bei uns, meinem Vater (44), meiner Mutter (41) und meinem Bruder (12) war noch ein Melker von unserem Bauern dabei, der auch mit auf die Flucht gehen wollte.

Als wir am späten Nachmittag mit allem fertig waren, fuhren wir zur anderen Dorfseite. Dort war noch eine Familie, die mit uns das Dorf verlassen wollte. Unser Bauer, der auch Bürgermeister des Dorfes war und der uns den Wagen überlassen hatte, erklärte uns, daß die Zügel noch nicht in Ordnung seien. So warteten wir in der Wohnung.

Das wurde uns zum Verhängnis.

Etwa um 20 Uhr überfielen uns russische Soldaten. Sie standen plötzlich vor uns. Einer von ihnen setzte meiner Mutter den Karabiner an die Brust und schrie „Uri". So wurden wir erst einmal alle unsere Uhren los.

Am Morgen darauf, dem 29. Januar, mußten wir alle das Dorf verlassen. In langer Reihe fuhren wir in Richtung Mahnsfeld, wo wir ins volle Feuer gerieten. Hier kämpften deutsche gegen russische Soldaten. Von oben schossen Tieflieger auf uns, wir hörten Panzer fahren und schießen

und vor allem das Heulen der Stalinorgeln. Wir befanden uns mitten zwischen den Fronten. Niemand sagte uns, wie wir uns zu verhalten hatten und wie es weitergehen sollte.

Schließlich setzten wir uns in Richtung Fuchsberg in Bewegung. Dort befahlen uns Russen, unseren Wagen auf eine Wiese an einem Wäldchen zu fahren. Hier sagten zwei russische Soldaten zu uns, entweder wir lassen den Wagen stehen, oder sie erschießen uns. Um unser Leben zu retten, blieb uns nichts anderes übrig, als den Wagen stehen zu lassen.

Binnen weniger Minuten waren wir also das bißchen Hab und Gut, welches wir mitgenommen hatten, los.

Wir besaßen jetzt nur noch das, was wir auf dem Leibe trugen und eine Decke. Unseren Hund durften wir auch nicht mitnehmen, obwohl er uns nachbellte.

Wir blieben die ganze Nacht in dem Wäldchen, weil wir nicht wußten wohin. Als wir am nächsten Morgen nach Fuchsberg gingen, kam ein junger Russe, kaum älter als 16 Jahre, und nahm unseren Vater mit.

Nun waren wir unseren Vater los und standen nur noch mit unserer Mutter allein da.

Gott sei Dank kamen einige deutsche Flüchtlinge an uns vorbei, die uns auf den Wagen aufsteigen ließen. Die Russen hatten den Leuten die Pferde weggenommen und Fohlen vorgespannt, welche nicht zogen. Da auch vor und hinter uns weitere Wagen fuhren, holten die Russen die Frauen von unserem Wagen, um den Wagen zu schieben. Auch unsere Mutter war dabei. Sie mußte dann zurückbleiben und durfte nicht mehr aufsteigen.

Jetzt waren wir auch unsere Mutter los, und ich hatte nur noch meinen zwölfjährigen Bruder Heinz bei mir.

Wir hatten Hunger und nichts zu essen und zu trinken. Wenn wir den Russen sagten, daß wir Hunger haben, antworteten diese, daß wir Wasser trinken sollten. Vor Hunger und Durst haben wir den schmutzigen Schnee geleckt.

Nachts mußten wir anhalten und wurden in ein Gebäude getrieben, in dem ein paar Betten standen, aber nur die Stahlmatratzen waren vorhanden. Wir konnten uns nun wenigstens hinlegen und schlafen, denn wir waren todmüde.

Neben uns lag die Frau des Melkers, der bei unserem Bauern Beck tätig gewesen war. Da die Russen die Frau vergewaltigt und ihren Mann, der sie davor schützen wollte, erschossen hatten, hatte sie sich die Pulsadern durchschnitten. Sie war sehr geschwächt und dem Tode geweiht, als wir am nächsten Morgen aufbrechen und sie zurücklassen mußten.

Mein Bruder und ich hatten an diesem Tag beim Weitermarschieren

nur noch einen Gedanken: Wo war unsere Mutti? Abends nach einem endlos scheinenden Marsch wurden wir in einen Holzstall getrieben. Nebenan waren die Russen. Man hörte Geschirr klirren, welches zerschlagen wurde. Wo wir uns befanden, wußten und erfuhren wir nicht. Es interessierte uns auch nicht. Wir waren zu müde und erschöpft. Dann kamen die Russen und holten sich junge Frauen. Laufend dachten wir, die noch verschont geblieben waren, wer wird die nächste sein.

Dann kamen sie wieder. „Frau komm ...!" Wir schrien um Hilfe, was jedoch völlig sinnlos war. Auch mich nahmen sie mit. Ich wurde in einen Stall geschleppt, rechts und links sowie hinter mir standen Russen mit ihren Karabinern. Dann wurde ich vergewaltigt. Damit ich nicht schreien konnte, steckten sie mir ein Taschentuch in den Mund. Ich flehte immer, daß ich lieber sterben möchte.

Am nächsten Tag ging es wieder weiter. Wir wurden nach Groß Lindenau getrieben. Dort hatten sich bereits mehrere Trecks mit Flüchtlingen eingefunden. Einige waren weitergezogen, einige waren geblieben.

Was für eine Freude für mich und meinen Bruder, als am Straßenrand unsere Mutter stand. Sie hatte alle Trecks abgewartet, in der Hoffnung uns wiederzufinden. Wir drei waren überglücklich.

Nachts lagen wir in einem Bauernhaus auf dem Fußboden, eng aneinandergeschmiegt wie die Heringe. Es waren viele Frauen in diesem Haus. Es gab keine Schlüssel oder dergleichen zu den Türen, daß wir hätten abschließen können. Nachts kamen die Soldaten und wollten Frauen haben. Als wir gemeinsam laut um Hilfe schrien, rannten sie flüchtend über uns hinweg.

Den folgenden Tag wurde ich zu einem Offizier gerufen. Ich sollte essen, hatte aber große Angst, daß sie dafür wieder etwas anderes von mir wollten. Er fragte mich, ob mein Vater und meine Mutter in der Partei und wir Kinder in der Hitlerjugend gewesen seien. Danach ließ mich der Offizier wieder gehen.

Dann fragten die Russen, wer melken kann. Da meldete sich meine Mutter. Das war unser Glück, denn so kamen wir nach Ottenhagen, wo meine Mutter arbeiten konnte, so daß wir etwas zu essen bekamen.

Uns befiel, wie andere, eine große Plage: Kleider- und Kopfläuse. Zweimal in der Woche mußten wir in die Sauna zur Entlausung. Meine Mutter hat mir mit Autobenzin den Kopf eingerieben, das sollte helfen. Es half auch, aber damit war meine Kopfhaut verbrannt.

Bis zur Kapitulation blieben wir in Ottenhagen. Von den hier stationierten Russen – es waren Tataren – erfuhren wir am 8. Mai 1945, daß der Krieg vorbei ist. „Hitler kaputt!" sagte uns ein Russe.

Was würde jetzt mit uns geschehen?

Tage danach begann die nächste Menschenjagd. Wir wurden täglich bis zu 40 Kilometer weiter getrieben. Es war ein Todesmarsch. In den Gräben am Rande der Straße lagen tote Soldaten, aber auch Kinder und alte Leute, die die Strapazen nicht mehr ausgehalten hatten.

Nach Tagen landeten wir in Schloßberg.

Hier hieß es, daß wir nach Rußland abtransportiert würden, und das versetzte uns alle in panische Angst. Doch es kam anders. Die Hetzjagd ging weiter. Wie Vieh wurden wir erneut mit leeren Mägen zurückgetrieben, bis wir in Kraupischken ankamen.

Hier wurden wir zur Landarbeit eingesetzt. Wir mußten Kartoffeln ausbuddeln. Wenn wir eine Kartoffel stahlen und erwischt wurden, mußten wir diese wieder abgeben. Wir blieben dort einige Wochen.

Dann entschlossen wir uns, mit noch einer Familie bei Nacht und Nebel zu verschwinden und nach Hause zu flüchten. Bei einem Bauern, welcher auch ausgeraubt worden war, versteckten wir uns in der Scheune. Am nächsten Morgen sagte er uns, daß ein Soldat mit Karabiner zu Pferd nach uns gesucht habe. Der Bauer gab uns noch zu essen. Dann brachen wir auf. Jedesmal, wenn Russen in Sicht kamen, mußten wir uns verstecken. In Lauth konnten wir bei einer Frau übernachten, und endlich waren wir am Ziel unserer Flucht, in unserem Dorf Lichtenhagen, das wir am 29. Januar 1945, als die Russen kamen, hatten verlassen müssen.

Wir sammelten alles, was in unserem Dorf noch zu finden war. Was zum Anziehen unbrauchbar war, zerschnitten wir und stellten Läufer daraus her, um uns häuslich einzurichten. Es ging auf den Winter zu, und wir hatten nicht viel zu essen. Ein totes Pferd war noch da, doch das Fleisch war bald verbraucht.

Eine Frau aus unserem Dorf versuchte, einem Pferd mit der Schafschere die Gurgel durchzuschneiden, damit wir wieder frisches Fleisch hatten, doch sie wäre dabei fast erwischt worden. Beim Verhör sollten wir sagen, wer es war, aber keiner verriet es. Als Strafe dafür wurden wir alle beim Bauern Beck drei Tage in den Keller gesperrt. Dort mußten wir auch unsere Bedürfnisse verrichten. Zu weiteren Verhören mußten wir die Treppe hoch, wo jeder von den Soldaten den Gewehrkolben ins Kreuz gestoßen bekam. Als meine Mutter zu einem Soldaten gesagt hatte: „Wenn Du meine Tochter schlägst, sage ich das dem Offizier", taten sie mir nichts. Das Wort „Offizier" flößte ihnen Angst ein. Die einfachen Soldaten waren die Schlimmsten.

Bis zum Frühjahr 1946 waren wir zu Hause in Lichtenhagen. Danach wurden wir mit einem Lkw nach Pregelau gebracht.

Hier mußten wir wieder von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang

schwer arbeiten. Einmal am Tag bekamen wir Suppe und eine Scheibe Brot. Dieses war so glitschig, daß wir es nicht essen konnten. Wir trockneten es dann auf der Herdplatte für noch schlechtere Zeiten.

Wir aßen Brennesseln und Melde, fischten aus dem Pregel die Flußmuscheln. Im Winter gruben wir auf dem Feld die gefrorenen Kartoffeln aus und buken sie auf der Herdplatte. All das, um zu überleben.

Meine Mutter mußte nachts Wache stehen in einem Getreidelager, damit niemand klaute, auch die Russen nicht. Somit konnte sie einige Körner mitbringen, welche wir dann mit einer Kaffeemühle zermahlten und uns Suppe davon kochten.

Viele Menschen starben an Typhus. Wir gruben ein großes Loch, wo wir mehrere hineinlegten, nachdem wir die Toten in einen Sack eingewickelt hatten.

Ich hatte auch keine Schuhe mehr und mußte mir Lappen von Säcken um die Füße wickeln und binden, damit ich überhaupt laufen konnte, als es kälter wurde und man nicht mehr barfuß gehen konnte.

Wir waren schon so abgestumpft und wußten auch nicht mehr, in welcher Zeit wir lebten, welcher Monat und was für ein Tag war.

Mit uns lebten die Ratten. Weil wir so müde und kaputt waren, merkten wir gar nicht, daß sie auch in unserem Bett, oder dem, was man so nannte, waren. Meinen Bruder bissen sie in die Nase und mich in die große Zehe. Auch unter unserem Kopf, wo unsere paar Sachen lagen, knabberten sie herum.

So lebten – oder vegetierten – wir, immer hungrig, ohne Bezahlung für schwere körperliche Arbeit und ohne jede ärztliche Betreuung bis April 1948 in unserer ostpreußischen Heimat unter russischer Herrschaft. Dann endlich hatte auch diese Zeit – drei Jahre nach Kriegsende – für uns ein Ende.

Wir wurden nach Insterburg transportiert, dort in Güterwagen verladen und fuhren in Richtung Deutschland in eine neue Heimat. Nach drei Tagen und drei Nächten trafen wir in Niederoderwitz im Kreis Zittau in der sowjetisch besetzten Zone ein. In Zittau kamen wir in einem Barackenlager in eine mehrwöchige Quarantäne.

Ein neues Leben in einer neuen Heimat begann.

Gekürzter Originalbericht 7 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 10

**Irmgard Wittau**

Jahrgang 1928, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Ludendorff, Kreis Labiau |
| Aufenthaltsort 1945–1948: | Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | Mai 1948<br>nach Starkow (Brandenburg) |

## „Wir haben in Schweineställen geschlafen"

Der 8. April 1945 war der Schicksalstag unserer Heimatstadt Königsberg, aber auch für meine Eltern und für mich. Wir hatten eine Dienstwohnung am Holsteiner Damm; sie lag außerhalb von Königsberg am Pregel. Mein Vater, geborener Schlesier, war bereits im Ersten Weltkrieg Soldat in Königsberg gewesen, meine Eltern haben hier auch geheiratet. Alters- und berufsbedingt war mein Vater nicht zur Wehrmacht eingezogen worden.

Nach dem tagelangen Kampfeslärm in Königsberg, der uns kaum noch zur Ruhe kommen ließ, fürchteten wir, daß die Festung sich nicht halten kann, aufgegeben werden muß und in absehbarer Zeit die Russen vor unserer Tür stehen würden.

Sie kamen im Laufe des Vormittags des 8. April 1945. Wir hatten kaum Gelegenheit, die wenigen Habseligkeiten, die wir bereits gepackt hatten, aufzunehmen. Mit erhobenen Händen, wie Gefangene, stießen die Russen uns sowie die anderen Bewohner des Hauses auf die Straße.

Damit begann für uns eine Zeit der Angst und des Schreckens.

Wir wurden in einen endlos scheinenden Treck wie Vieh zusammengetrieben und unter strengster Bewachung aus der Stadt gejagt, wußten überhaupt nicht, wo wir waren und wohin es ging. Meistens zogen wir durch Dörfer, hin und wieder machten wir Rast im Chausseegraben. Bei jeder Gelegenheit suchten sich die Soldaten junge Mädchen und Frauen aus und erleichterten sie um die paar Habseligkeiten, die sie

mitgenommen hatten. Und nicht nur das. Meine Freundin wurde 13mal vergewaltigt. Ich hatte diesbezüglich ein bißchen Schutz durch meinen Vater, dafür hat er auch Prügel über sich ergehen lassen müssen. Aber ganz ohne bin ich auch nicht davongekommen.

Mit Essen wurden wir kaum versorgt, lebten von dem, was wir mitgenommen hatten. Es kam auch vor, daß wir zum Abend auf einem Bauernhof Halt machten, dann wurde alles nach Eßbarem durchstöbert. Geschlafen wurde in Schweineställen und Scheunen, mitunter auch in Gottes freier Natur.

Mit dem Wetter hatten wir bei diesem Marsch noch Glück und konnten zufrieden sein. Aber viele ältere und inzwischen kranke Menschen blieben auf der Strecke. Immer wenn wir an einem Gewässer vorbeikamen, wollte meine Mutter sich das Leben nehmen, so verzweifelt, mut- und hoffnungslos war sie.

Drei bis vier Wochen wurden wir so planlos durch die Gegend getrieben. Nachdem wir in Zinten, südlich von Königsberg, angekommen waren, hieß es: Alles zurück nach Königsberg. Wieder begann der Marsch der Verzweifelten. Diesmal hatten wir jedoch ein Ziel.

Wieder in Königsberg angekommen, wurde unser Elendszug aufgelöst, nun war sich jeder, der den Marsch überstanden hatte, selbst überlassen.

Wir versuchten, wieder in unsere Wohnung hineinzukommen, aber das ging nicht. Sie wurde von Russen bewohnt, die gleich nebenan in der Papierfabrik arbeiteten. Was nun?

Die Stadt war vollkommen kaputt, schon durch die britischen Bombenangriffe Ende August 1944. Die Schule, die ich bis kurz vor der Mittleren Reife besuchte, stand direkt neben dem Dom, die „Dom-Mädchen-Mittelschule".

Nun mußten wir, wie alle Deutschen, auf die Suche nach einer Bleibe gehen. In den Außenbezirken von Königsberg waren die Häuser zum Teil erhalten geblieben. Wir fanden ein Zimmer in einer Villa, deren Eigentümer geflohen waren. In den Wohnungen dieses Hauses hausten, je nach Größe der Zimmer, jeweils 30 bis 40 Personen.

Nur drei Wochen lang konnten wir die Wohnung halten, dann warfen uns die Russen raus. Wir gingen wieder auf die Suche, wieder fanden wir eine fast leere Villa und darin ein für sechs Personen viel zu kleines Zimmer. Doch wir waren zufrieden. Gott sei Dank ging es dem Sommer zu, wir hätten sonst nicht gewußt, wie wir hätten heizen sollen.

Natürlich mußten wir zum Arbeitseinsatz: Trümmer räumen. Die Russen machten uns verständlich: „Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen."

Ein Stück glitschiges Brot war die Verpflegung für einen ganzen Tag harte Arbeit. Um satt zu werden, mußten wir versuchen, irgendwo noch etwas Eßbares zu finden. Wir durchsuchten die Kellerräume der umliegenden Häuser. Irgend etwas fand man immer, auch wenn es nur eingewecktes Obst war.

Nun begann das Schrecklichste für mich.

Ich ging mit meiner Mutter auf der Straße, da wurde ich plötzlich von ihr weggerissen. Sie versuchte, mich festzuhalten, dafür gab ihr ein russischer Soldat einen Schlag ins Kreuz. Ich kam auf einen Lkw, und es hieß: „Ab nach Sibirien!"

Wie mir da zumute war, ist kaum zu beschreiben. Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen. Doch ich kam nicht nach Sibirien, sondern in ein Lager in Königsberg-Rothenstein, eine ehemalige Kaserne, wo ich fast vier Monate zubringen mußte, warum, habe ich nie erfahren. Dabei hatte ich Glück, daß ich dort die Verlobte meines Cousins traf. Ich war damals 16, sie 20 Jahre alt. So fühlte ich mich nicht so einsam und verlassen.

Untergebracht waren wir in großen Hallen, nicht beheizt, hundekalt, die Fensterscheiben waren zum größten Teil kaputt. Der Fußboden war aus Zement. Wir wußten nicht, wie und worauf wir schlafen sollten. Keine Betten, nichts zum Hinlegen. Wir besorgten uns Bretter, um uns nicht auf den blanken Zementboden legen zu müssen. Arbeiten brauchten wir nicht. Zum Mittag gab es Wassersuppe und zum Abend leichten schwarzen Tee und angeschimmeltes Brot. Wir fühlten uns wie Gefangene.

Die Läuse fraßen uns fast auf. Jeden Tag lausten wir uns ein paarmal. Keine Möglichkeit zum Waschen. Toiletten gab es nicht: in freier Natur bei Wind und Wetter überm Balken.

Trotzdem: Wir haben auch diese Monate überlebt.

Dann bekam ich eine Darminfektion. Von Ärzten keine Spur. Wenig später wurde ich entlassen, krank, erschöpft. Meine Mutter weinte bitterlich, als sie mich wiedersah und in die Arme schloß. Meinen Vater hatten die Russen auch eingesperrt. Er war im gleichen Lager wie ich, doch das wußte ich nicht. Aber auch er kam kurze Zeit später wieder zu uns, und unsere Familie war endlich wieder zusammen, wenn auch körperlich geschwächt.

Nun erkrankte meine Mutter an Typhus. Sie kam auf eine Krankenstation. Eine russische Ärztin bemühte sich um sie; sie wurde wieder einigermaßen gesund.

Da es immer weniger Eßbares für die Deutschen gab, starben viele an Hungertyphus, vor allem Kinder und alte Menschen. Wegen der aussichtslosen Lage in Königsberg setzten sich viele junge Leute nach Litauen ab, wo die Verhältnisse besser sein sollten.

In Königsberg wurde es ab Mitte 1946 etwas besser. Nicht für alle, nur für diejenigen, die Arbeit hatten. Die Aufräumungsarbeiten, die die Deutschen in der Stadt zu verrichten hatten, waren zum Teil beendet. Die Russen nahmen es nicht so genau mit der Arbeit. Der Wodka war ihnen am liebsten.

Die Fabriken fingen so langsam wieder an zu arbeiten, und dazu brauchten sie deutsche Spezialisten. Da war natürlich mein Vater richtig. Er hatte 25 Jahre in der Papierfabrik am Pregel in der mechanischen Werkstatt gearbeitet und kannte jeden Winkel.

Ich hatte auch Glück. Ich arbeitete im Laboratorium. Ich wurde von einem deutschen Laboranten angelernt für Wasseranalysen. Doch die meisten Deutschen, die hier beschäftigt waren, mußten schwere körperliche Arbeit verrichten: Kohlen schippen, Holzstämme tragen, Dreck wegräumen und vieles andere.

Nach und nach brachte die russische Regierung viele junge Russen nach Königsberg, die hier eine neue Heimat finden sollten; sie lösten uns in unserer Arbeit ab. Auch die deutschen Kriegsgefangenen, in in der Fabrik arbeiteten, wurden nach und nach in unterschiedlichen Zeitabständen entlassen und für die Rückkehr nach Deutschland freigestellt. Russen nahmen ihre Arbeitsplätze ein.

Nun warteten wir sehnsüchtig auf den Tag der Ausreise. Wir wollten weg. In diesem Königsberg, in diesem Ostpreußen war kein Platz mehr für uns. Wir waren in unserer eigenen angestammten Heimat zu Ausländern geworden, die man vertreiben wollte.

Anfang Mai 1948 wuchs für uns die Hoffnung, nach Deutschland ausreisen zu können. Meinen Vater wollten die Russen jedoch nicht herauslassen, sie brauchten ihn in der Fabrik noch als Spezialisten. Mit einer Flasche Wodka mußten wir einen Milizbeamten bestechen, damit er frei kam.

Endlich war es soweit. Mit Lkws brachte man uns zum Bahnhof, verpaßte uns noch eine Spritze in den Arm, und dann bestiegen wir die für uns bereitstehenden Viehwagen.

In Starkow – in der Sowjetischen Besatzungszone – endete unsere Fahrt. Für vier Wochen kamen wir in das Lager Küchensee (Land Brandenburg) in Quarantäne und wurden danach auf verschiedene Ortschaften verteilt. Ich kam mit meinen Eltern nach Rangsdorf, südlich von Berlin.

Gekürzter Originalbericht 7 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 11

**Erika Neumann**

Jahrgang 1932, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Mahnsfeld, Kreis Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Mahnsfeld / Groß Lindenau / Fuchsberg / Wehlau / Insterburg / Gumbinnen / Schloßberg / Aulowönen / Königsberg / Mahnsfeld / Königsberg |
| Ausweisung / Vertreibung: | September 1948 nach Dessau |

## „Die Schlimmsten waren die Mongolen"

In der Nacht vom 28. zum 29. Januar 1945 erreichten die russischen Truppen mein Heimatdorf Mahnsfeld im Kreis Königsberg. Wir befanden uns in dieser Nacht im Keller der Fleischerei in unserem Dorf zusammen mit Flüchtlingen, die einige Tage vorher bei uns angekommen waren und wegen der Frontnähe nicht weiterflüchten konnten.

Als wir Schießen und Schreie von draußen hörten, verbrachten wir bange Stunden voller Angst in unserem Keller. Wir hatten Angst davor, was mit uns geschehen würde. Gott sei Dank hatte ich meinen 54jährigen Vater und meine Mutter dabei.

Dann hörten wir Getrampel im Kellergang, und im nächsten Augenblick brachen russische Soldaten unsere Kellertür auf. Was dann geschah, war so schlimm, daß man es kaum beschreiben kann. Man raubte uns völlig aus, zuerst die Uhren, dann Schmuck und andere Wertgegenstände, und dann kam das Schlimmste: die Vergewaltigung der Frauen und Mädchen in unserem Keller.

Zwei Tage lang dauerte diese Quälerei unter Weinen und Schreien und Todesängsten, doch niemand erbarmte sich unser. Die schlimmsten Gewalttäter waren die Mongolen mit den Schlitzaugen; ich sehe sie noch heute vor mir.

Am zweiten Tag kam ein russischer Offizier, der einigermaßen deutsch sprach, in unseren Keller. Er fragte uns, wer aus diesem Dorf sei. Dann erlaubte er Vater, Mutter und mir, noch einmal in unser Haus zu

gehen und uns einige Sachen zu holen. Als wir bei unserem Haus ankamen, erschraken wir: alle Sachen, die in dem Haus gestanden hatten, waren aus dem Fenster auf die Straße und den Hof geworfen worden. Vieles war total kaputt. Trotzdem fanden wir im Haus, in dem es wüst aussah, noch etwas zum Anziehen, das wir mitnehmen konnten. Der Offizier und zwei Soldaten standen dabei. Eine Flasche Kölnisch Wasser, die meine Mutter noch gefunden hatte, nahm ihr ein Soldat sofort weg. „Wodka", sagte er und trank sie aus.

Noch am gleichen Tage wurden wir alle, die Dorfbewohner sowie die Flüchtlinge, die sich in unserem Dorf aufgehalten hatten, wie Vieh zusammengetrieben.

Zwei Tage lang trieb man uns ziel- und planlos hin und her. Dazwischen immer wieder Schießereien und Fliegerangriffe, wir waren ja noch mitten im Kampfgebiet, und die Russen wußten wohl nicht, was sie mit uns anfangen sollten. In den Orten, die wir durchzogen, mußten sich immer mehr Menschen unserem Elendszug anschließen, der immer länger wurde.

Nach weiteren zwei Tagen begannen die Russen junge Mädchen herauszusuchen und nahmen sie mit. Die, die sich weigerten mitzugehen, weil sie bei der Mutter oder Oma bleiben wollten, wurden erschossen. Es waren viele, die so den Tod fanden. Meine Mutter schien ihnen zu alt zu sein und ich mit 15 noch zu jung.

Dann sortierten die Russen die Männer aus, es waren Jugendliche zwischen 13 und 15 Jahren und alte Männer. Auch meinen Vater nahmen sie mit. Wir haben ihn drei Wochen später in einem ganz anderen Ort in einem Männer-Treck an uns vorbeiziehen sehen. Wir durften nicht mit ihm sprechen, sondern ihm nur zuwinken. Für meine Mutter war dies der letzte Gruß an ihn, das letzte Wiedersehen.

Wir, meine Mutter und ich, mußten mit vielen anderen Frauen und Kindern weiterziehen. Es war bitter kalt. Und an jedem Abend suchten wir ein Dach über dem Kopf, wo wir Feuer machen konnten. Doch kaum brannte ein Feuer und erwärmte uns, trieben die Russen uns raus. Es war gnadenlos, wie sie uns behandelten und war kaum noch zu ertragen.

Weitergetrieben, kamen wir im März nach Groß Lindenau. In großen Hallen wurden wir eingepfercht zwischen Zementblöcken, die hier noch für den Bunkerbau lagerten, wie man uns sagte. Ein scheußlich kaltes Quartier. Schon einige Tage später mußten wir wieder weiter, wurden durch manche Ortschaften zweimal gejagt. Und das alles ohne Essen. Nur manchmal fanden wir in den Kellern noch etwas Eßbares, was wir untereinander teilten, denn jeder hatte Hunger. Bekamen wir von den

Russen einmal ein Stück nasses Brot, haben wir es besonders an die kleinen Kinder abgegeben, denn diese litten am meisten unter dem Hunger. Getrunken haben wir geschmolzenen Schnee, manchmal bekamen wir auch etwas Wasser. Neben dem Hunger quälten uns vor allem Läuse und Flöhe, denn Seife gab es nicht.

Von Groß Lindenau ging es dann weiter bis Fuchsberg.

Hier erfuhren wir auch Ende Mai, daß Königsberg gefallen und der Krieg vorbei ist. Wir erfuhren es dadurch, daß die Russen uns Frauen und Mädchen holten, um mit uns mit Wodka, Speck und Brot den Sieg zu feiern. Es widerte uns an, mit den betrunkenen und grölenden Russen zusammenzusein, aber wir konnten uns nicht dagegen wehren.

Danach ging es wieder wie im Viehtrieb weiter über Wehlau, Insterburg, Gumbinnen nach Schloßberg-Pillkallen.

Das war dann ganz die Hölle.

Als wir ankamen, erschöpft und mutlos, ohne Essen, erwartete uns eine große Schar von Frauen, Kindern und alten Leuten, die man hier gesammelt hatte und die genauso litten wie wir. Es hieß: es geht von hier aus ab nach Rußland. Ein für alle niederschmetterndes Gerücht, das sich aber nicht bewahrheitete. Rußland hätte für uns alle den Tod bedeutet.

Doch dieser fand auch bei uns in Schloßberg-Pillkallen seine Opfer. Jeden Tag wurden es mehr.

Typhus und Ruhr griffen um sich, und da es weder Ärzte noch Medikamente gab, starben die Menschen wie die Fliegen.

Am 9. Juli 1945 starb meine Mutter an Typhus. Sie hatte in den letzten Tagen sehr gelitten; der Tod war eine Erlösung für sie. Ihre Leiche kam, wie die anderen, in einen Splittergraben, ein Massengrab, das zugeschoben wurde, als genug drin waren.

Nun stand ich 15jährige alleine da.

Den Vater hatte man weggeholt, die Mutter war gestorben, und ich hatte niemanden mehr.

Doch ich hatte Glück. Eine Frau aus meinem Heimatdorf, die meine Eltern kannte, entdeckte mich und nahm mich auf. Sie hatte vier Kinder, ich war nun das fünfte.

Wir sahen keinen anderen Ausweg, als uns auf den Weg nach Hause zu machen. Zu Fuß ging es in Richtung Insterburg. Es war ein sehr mühsamer Nachhauseweg. Zwei der vier Kinder starben unterwegs den Hungertod, wir mußten sie am Straßenrand begraben. Doch es kam noch schlimmer. Wenige Tage später starb auch die Frau völlig entkräftet den Hungertod.

Nun war ich mit den beiden ältesten Kindern allein.

Als wir weiterzogen, begegneten wir russischen Soldaten mit einem

**Wagen an Wagen, endloser Zug,**
**der ein Volk von der Heimat trug.**
Agnes Miegel

2 Fotos: Bundesarchiv

# In Schutt und Asche

*In den letzten Augusttagen 1944 verwandeln zwei Terrorangriffe der britischen und amerikanischen Luftwaffe die Hauptstadt Ostpreußens, Königsberg, in eine Trümmerstadt, töten mehrere tausend Menschen, zerstören Häuser, ganze Straßenzüge und vernichten wertvolle Kunstdenkmäler. Fast völlig zerstört wurde auch die Junkernstraße (ganz links), der Münzplatz und die Münzstraße (links)*

Foto: Ullstein

# Unsterbliches Königsberg

*Königsberg brennt! Nicht militärische Ziele, sondern die Wohngebiete der Innen-stadt wurden durch das Bombardement in Schutt und Asche gelegt. Fast völlig ausgebrannt: Die Universität und der Dom (rechts). Vom Innenhof des Schlosses (ganz rechts) bietet sich ein erschreckendes Bild auf die ausgebrannte Schloßkirche und das ebenfalls ausgebrannte Blutgericht*

Alle Fotos: Bundesarchiv

2 Fotos: Bundesarchiv

# Die rote Flut

*Am 16. Oktober 1944 stoßen plötzlich und unerwartet Panzerspitzen der Roten Armee bis in den Kreis Gumbinnen vor, besetzen das kleine Dorf Nemmersdorf und zerstören es fast völlig*

# Vergewaltigt

*Nach der Rückeroberung durch deutsche Truppen finden deutsc*
*Volkssturmmänner nur noch Leichen von vergewaltigten und bru*
*Frauen und durch Genickschüsse oder Bajonettstiche getötete Kin*

Alle Fotos: Bundesarchiv

Soldaten und
ermordeten
und alte Menschen

# Massaker

*Eine internationale Kommission aus Ärzten, Kriminalisten und Journalisten informiert sich eingehend über das von Soldaten der Roten Armee in Nemmersdorf verursachte Massaker an der Zivilbevölkerung*

Alle Fotos: Bundesarchiv

*Ein Volkssturmmann, der mit seiner Einheit Nemmersdorf zurückerobert hat, berichtet der Kommission über die vorgefundenen Leichen und die zerstörten Treckwagen, neben denen ebenfalls Leichen lagen*

*Nur knapp 48 Stunden lang war Nemmersdorf von Soldaten der Roten Armee besetzt. Das genügte, alles Leben auszulöschen. Nach der Rückeroberung durch deutsche Truppen blieb Nemmersdorf ein zerstörtes, totes Dorf, in dem kein Mensch mehr wohnen wollte*

Foto: Ullstein/Nowosti/A. Schaichet

# Sowjetische Großoffensive

*In panischer Angst fliehen die Ostpreußen aus ihrer Heimat, als am 13. Januar 1945 die sowjetische Großoffensive beginnt (links). Bei Temperaturen von 25 Grad minus und eisigem Wind ziehen übereilt zusammengestellte Trecks über vereiste Straßen nach Westen*

Foto: Ullstein/Arthur Grimm

# Flucht über das Haff

*Eisige Kälte, Schneestürme und die Ang[illegible]*
*vor sowjetischen Fliegerangriffen s[illegible]*
*die ständigen Begleiter der ostpreußischen Tre[illegible]*
*die über das zugefrorene Frische Haff fliehen (ob[illegible]*
*Zahlreiche Treckwagen versinken in Bombenlöch[illegible]*
*doch die meisten erreichen die Nehr[illegible]*
*Dies ist bereits die halbe Re[illegible]*

Foto: Ullstein

*Viele tausend Ostpreußen, vor allem Königsberger, fliehen nach Pillau. Im Pillauer Hafen warten Ende Januar 1945 Zehntausende auf einen Schiffsplatz. Die Menschen haben Vorrang bei der Aufnahme, Fahrzeuge, Tiere und die meiste Habe müssen am Kai zurückgelassen werden*

# Chaos

*Die Flucht wird immer chaotischer. Zurückflutende deutsche Truppen stoßen auf Trecks. Soldaten helfen Fluchtfahrzeugen durch einen Fluß, da die Brücke gesprengt ist. Die nachfolgenden Trecks werden bereits von sowjetischen Panzerspitzen überrollt, nur noch Trümmer und Tote bleiben am Wegrand liegen*

# Siegerpose

*Mit einer Übermacht an Menschen und Material, Soldaten und Panzern, stürmt die Rote Armee in Ostpreußen vorwärts. Dorf für Dorf, Stadt für Stadt, werden erobert. Ende Januar 1945 erreichen Panzer der Roten Armee bereits die Ostseeküste, die Einschließung Königsbergs beginnt.*

*Soldaten der 5. Armee schwenken die rote Fahne an der Ostsee*

Foto: Ullstein/Joseph Backstein/A. Friedlanskij

Foto: Ullstein/Nowosti/A. Schaichet

# Sieger-Bestien

*Vorübergehend haben sowjetische Truppen die Gartenstadt Metgethen, einen Villenvorort Königsbergs, besetzt und damit die Landverbindung Königsberg–Pillau unterbrochen*

# Metgethen

*Nach der Rückeroberung finden deutsche Soldaten in Metgethen nur noch Tote und viele Kinderleichen, wie im Oktober 1944 in Nemmersdorf*

*Vergeblicher Vorsatz der tapferen ostpreußischen Verteidiger*

*Am Stadtrand haben Volkssturmmänner – hier mit Panzerfäusten – Ver-teidigungsstellungen bezogen*

# Der Untergang Königsbergs

*Großangriff der Roten Armee: Am 6. und 7. Juli dringen Verbände in die Vorstädte vor. Unten: Am 9. April befindet sich nur noch der Steindamm in deutscher Hand*

*Festungskommandant General Lasch kapituliert am 9. April 1945*

*Unten: In der Stadt zurückgebliebene Königsberger werden über einen Notstieg über den Pregel getrieben. Ihr Leidensweg beginnt*

*Die hart umkämpfte Seestadt Pillau – hier ein Bild aus Friedenstagen –, das einzige noch offene „See-Tor" Ostpreußens, kann noch bis zum 25. April gehalten werden. Bis auf den letzten Platz besetzt verlassen die letzten Schiffe den Hafen. An Bord befinden sich Flüchtlinge, Verwundete und Soldaten (rechts)*

Nach Räumung der „Festung Pillau" verläßt auch das letzte Boot den inzwischen von den Sowjets besetzten brennenden Hafen

Seedienst Ostpreußen

# Flucht über See

*Fast eine Million Menschen, Flüchtlinge, Verwundete, Soldaten, konnten bis zum Ende des Krieges aus Pillau und zuletzt von der Halbinsel Hela mit Schiffen der Handels- und Kriegsmarine über die Ostsee vor dem Zugriff der Roten Armee gerettet werden. Zu den Rettungsschiffen gehörte auch der „Seedienst Ostpreußen"*

*Links:*
*Flüchtlingsmädchen Hedwig K. Alter 11 Jahre, Größe 135 cm, Gewicht 14 kg. Schwerer Zustand von Erschöpfung und Unterernähr[...]*

# Hungeropfer

*Flüchtling J. B., Alter 62 Jahre, stark gehungert. Nur Brot und Kartoffeln. Ausgedehnte Hungerödeme, Hautblutungen am Unterarm, wahrscheinlich als Ausdruck von Vitaminmangel*

*Flüchtlingsfrau J. K., Alter 22 Jahre, Größe 161 cm, 27 kg. Normalgewicht 57 kg. Hungertyphus. Seit Monaten kein Fett und kein Fleisch erhalten*

# Austreibung und Deportation

*Links: Zu Fuß (oben) mußten sich die Deutschen in Nord-Ostpreußen innerhalb von 48 Stunden an festgesetzten Sammelstellen (Mitte) einfinden. Von hier aus wurden sie mit LKW's (unten) zu den Bahnhöfen gebracht*

*Rechts: Nach monatelanger Pause erfolgt 1948 die zweite und dritte – die letzte – Aktion der Vertreibung. Sammelpunkt für alle Transporte ist der Güterbahnhof in Königsberg, von dem alle Transportzüge, die sämtlich in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands endeten, abgefertigt wurden. Die nicht mehr Gehfähigen wurden zu den Waggons getragen*

*Oben: Endlich am Zielort, einem Bahnhof in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. In der Sowjetischen Besatzungszone sowie auch in der späteren DDR gab es keine „Vertriebenen", sondern nur „Umsiedler", und wer nach dem Krieg noch einige Jahre lang in Ostpreußen unter Russen oder Polen leben mußte, hatte über diese Zeit zu schweigen*

**Wir wandern, wir wandern, endloser Zug,**
**Volk, das die Geißel des Krieges schlug,**
**entwurzelter Wald, von der Flut getragen, –**
**wohin?**
**Wohin? –**

Agnes Miegel

höheren Offizier. Die Truppe war auf Kinderfang. Sie sammelten alle elternlosen Kinder, die umherirrten, ein. Er nahm auch uns drei mit. Man brachte uns in ein Waisenhaus nach Aulowönen. Es war ein großes Haus, daneben war eine Molkerei. Wir waren etwa 150 Kinder. Und man versorgte uns gut. Hier gab es ein deutsches Arztehepaar und eine deutsche Köchin, Frau Kniger. Das Arztehepaar und die Köchin kümmerten sich sehr um uns, sangen mit uns. Die drei Leute waren wie unser Zuhause, und wir fühlten uns sehr wohl.

Die Russen wußten, warum sie zu uns Kindern so human waren.

Nach einiger Zeit erschienen, immer nur am späten Abend oder gar nachts, höhere russische Offiziere. Sie suchten sich Kinder aus, vor allem kleine Kinder, die ihnen besonders gefielen, und wir mußten diesen Kindern Vornamen geben, wenn wir diese nicht wußten. Am nächsten Morgen, als wir dann aufwachten, waren die Kinder verschwunden und kamen auch nicht wieder zurück. Die Offiziere hatten die Kinder als ihre eigenen mit nach Rußland genommen.

Wir größeren Kinder mußten dann tagsüber auf einer Kolchose arbeiten. Man hatte mir eine leichte Aufgabe gegeben, ich mußte die Enten hüten, die man von überall her zusammengetrieben hatte. Ihre Zahl war unüberschaubar, ich gab es auf, sie zu zählen. Wenn die letzten aus dem Stall waren, waren die ersten bereits auf dem Acker. Ich hatte Mühe, sie zusammenzuhalten.

Da ich wußte und immer den Gedanken hatte, daß mein Vater noch lebt, wollte ich unbedingt nach Hause. Aber das ging nicht, ich konnte nicht fort.

Bis zum Weihnachtsfest 1946 blieb ich in dem Waisenhaus.

Danach nahm ich die Beine in die Hand und machte mich allein auf den Weg, meinen Vater zu suchen. Da wir in dem Waisenhaus hatten Russisch lernen müssen, konnte ich mich wenigstens ein bißchen verständigen. Es gelang mir auch, auf einem Bahnhof einen Güterzug zu erreichen, der nach Königsberg fuhr.

Auf dem Trittbrett dieses Güterzuges fuhr ich im Januar 1947 nach Königsberg. Obwohl es sehr kalt war, überstand ich diese Fahrt gut, denn der Zug fuhr nicht sehr schnell.

Dann kam ich in einem Bahnhof an, den ich nicht kannte, es war ein Verschiebebahnhof nur für Güterzüge. Erst von einem russischen Offizier, der den Zug begleitet hatte und der auf mich aufmerksam wurde, erfuhr ich, daß wir in Königberg waren. Er sagte mir, ich sollte den anderen Leuten nachgehen, die den Zug verließen. Auch andere waren mit diesem Zug gefahren.

Dann begann für mich in Königsberg die tagelange Suche nach mei-

nem Vater. Ich suchte die Straßen, von denen ich wußte, daß hier Verwandtschaft von Vater und Mutter wohnte. Die Nächte schlief ich in den Trümmern von Häusern, denn im Januar 1947 war es sehr kalt. Doch ich fand niemanden mehr von unseren Verwandten.

Doch dann hatte ich doch noch Glück: ich fand in Königsberg-Rosenau die Cousine meiner Mutter, die wußte, daß mein Vater noch lebt und sich in der Nähe meines Heimatdorfes Mahnsfeld befindet. Zwei Tage hielt ich mich bei unseren Verwandten in Königsberg auf, um mich etwas zu erholen, dann machte ich mich wieder auf den Weg.

Endlich, an dem Vorwerk Packerau bei Mahnsfeld, fand ich meinen Vater wieder. Es war ein sehr trauriges Wiedersehen. Er wollte es einfach nicht glauben, daß Mutter tot war und brauchte Tage, es zu begreifen und zu verkraften.

Jetzt aber waren wir beide wenigstens zusammen. Mein Vater arbeitete bei einem russischen Stellmacher, während ich auf dem Acker arbeiten mußte, von morgens früh bis zum späten Abend. Es war eine harte Arbeit, und das Leben für uns beide war nicht einfach. Wir fühlten uns in unserer eigenen Heimat, umgeben von Russen, heimatlos.

Im September 1948 kam auch für uns die Stunde der Ausweisung, der Vertreibung aus der eigenen Heimat, die jetzt die Russen als ihren Besitz betrachteten. Von Königsberg aus wurden wir mit der Eisenbahn nach Deutschland gefahren. Unsere Reise endete in Dessau. Wir waren wieder bei den Russen.

Gekürzter Originalbericht 7 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 12

**Gerda Bolien**

Jahrgang 1926, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Königsberg / Pillau / Gotenhafen-Danzig-Oliva / Königsberg / Labiau / Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | 27. September 1948 nach Dessau |

## „Meine Mutter starb an Hungertyphus"

Als Königsberg drohte von den Russen eingeschlossen zu werden, flüchtete ich am 28. Januar 1945 mit meiner 46jährigen Mutter und meinen beiden Schwestern, Gisela, 15 Jahre alt, und Erika, sieben Jahre alt, aus unserem Haus, Borkmühlenweg 1. Es war sehr kalt und es lag viel Schnee, als wir das Nötigste und etwas Eßbares auf unseren Schlitten gepackt hatten und aufbrachen.

Als wir die Pillauer Landstraße erreichten, wurde uns bewußt, daß Tausende Ostpreußen und Königsberger ihr Heil in der Flucht nach Pillau suchten. Die Straße war mit Flüchtlingstrecks, Militärfahrzeugen und Panzern total verstopft. Es ging nur sehr langsam und mühsam vorwärts. Zwischendurch ruhten wir uns in Häusern, deren Besitzer die Wohnungen bereits verlassen hatten, aus. Doch dann kamen deutsche Soldaten, die die Häuser besetzten, und wir zogen weiter.

Auf unserer Flucht verfolgte uns ständig das Grollen der Front. Offensichtlich waren die Russen bemüht, Königsberg so rasch als möglich zu besetzen; es war also höchste Zeit für uns, diesem Schicksal zu entkommen: Die Angst begleitete uns, daß uns die Russen möglicherweise einholen könnten. Immer wieder tauchten urplötzlich russische Tiefflieger auf, die die Trecks mit Bordwaffen beschossen. Doch wir kamen mit dem Schrecken davon.

Erst am 2. Februar, meinem 19. Geburtstag, erreichten wir Pillau. Was uns dort erwartete, war unbeschreiblich. In Pillau war die Hölle los.

Hunderte, Tausende drängten sich in der kleinen Seestadt zusammen. Alle wollten, wie wir, auf ein Schiff, um über die Ostsee gerettet zu werden.

Da Mütter mit Kindern den Vorzug erhielten, wurden wir von einem kleinen Schiff aufgenommen, das auch verwundete Soldaten an Bord nahm. Unter Deck war eine fürchterliche Enge. Die Flüchtlinge, die unter Deck keinen Platz mehr gefunden hatten, mußten die Fahrt über die Ostsee bei stürmischer See und bitterer Kälte an Oberdeck des Schiffes erleben. Niemand murrte. Jeder dachte: Gott sei Dank auf einem Schiff – bevor die Russen kommen! Die Reise endete in Gotenhafen. Hier mußten alle das Schiff verlassen, das sofort wieder nach Pillau zurückfuhr, um weitere Flüchtlinge zu holen.

Da meine Mutter nicht gesund war, entschlossen wir uns, zu unserer Tante, der Schwester meiner Mutter, nach Danzig-Oliva zu fahren. Hier wurden wir auch herzlich aufgenommen. Wir waren alle sicher: „Bis hierher kommt der Russe mit Sicherheit nicht!"

Doch das war ein Irrtum. Mitte März wurde uns bewußt: Auch Danzig war in Gefahr, von russischen Truppen eingenommen zu werden. Doch noch einmal flüchten – wohin – und wie? In Danzig-Neufahrwasser und in Gotenhafen wollten Zehntausende auf Schiffe! Wir mußten uns wohl oder übel in unser Schicksal fügen.

Am 25. März 1945 waren wir bei einem Fliegeralarm in einen Luftschutzbunker in Danzig-Oliva geflüchtet, während draußen der Endkampf um Danzig tobte und die Russen Haus für Haus und Straße für Straße im Häuserkampf eroberten.

Nachts verließen wir den Bunker und liefen in einen nahen Wald. Vier Tage und Nächte kampierten wir hier. Nicht weit von uns hatten die Russen ihre Stalinorgeln aufgestellt, so daß wir Tag und Nacht von einem Höllenlärm umgeben waren.

Als endlich am 28. oder 29. März das Feuer aufhörte, wagten wir den Wald wieder zu verlassen, um in unser Haus zu gehen. Wir fanden durchwühlte, geplünderte Zimmer, alles wertvoll Erscheinende hatte man mitgenommen.

Dann kamen noch mehr Leute, Frauen und Kinder, in das Haus, Zuflucht suchend. Und dann kamen russische Soldaten. Es war ein ständiges Kommen und Gehen, und wir jungen Mädchen mußten immer mit. „Frau komm!" „Uri – Uri" und „Dawaj – dawaj" waren die sechs russischen Wörter, die wir Tag und Nacht hörten, die uns immer wieder aufschreckten und uns in panische Angst versetzten. Wir hätten jeder hundert Uhren haben müssen, so oft kamen die Russen und verlangten welche von uns.

Es war nicht nur ein Russe, es waren viele, die uns vergewaltigten. Es war schrecklich, was wir alles über uns ergehen lassen mußten. Viele junge Mädchen haben es nicht verkraftet, sind gestorben oder haben sich die Pulsadern aufgeschnitten und sind verblutet. Selbst ältere Frauen, auch meine Mutter, waren Opfer dieser Vergewaltigungen, und sie war doch so krank.

Mir wird ein Erlebnis immer in Erinnerung bleiben. Es geschah, als die Russen mich holten und ich wieder zurückkam und mich dabei vor meiner Mutter geschämt habe. Ich habe geweint und meine Mutter hat mir dann sanft über den Kopf gestrichen, wortlos. Doch das war unser gemeinsames Schicksal, das wir gemeinsam erleben mußten und gegen das wir nichts tun konnten.

Dann kam die Zeit, da ließen sie uns wenigstens am Tage in Ruhe, doch am Abend ging wieder alles von vorn los. Sie kamen mit Taschenlampen und suchten nach jungen Mädchen. Wo wir uns auch versteckt hatten, sie fanden uns immer.

Tagsüber suchten wir in verlassenen Häusern nach Lebensmitteln und fanden manchmal auch etwas. Die russischen Soldaten suchten nach deutschen Soldaten. Viele davon hatten sich Zivilkleidung angezogen. Doch das half nichts, sie wurden gefunden, mitgenommen und in Lager gesteckt.

Obwohl es in der folgenden Zeit ruhiger wurde, wollte unsere Mutter fort, zumal es auch mit der Verpflegung immer schlechter wurde. Wir bekamen nichts und wir fanden nichts mehr. Und die Polen erklärten uns, wir sollten hingehen, wo wir hergekommen sind.

So entschlossen wir uns, nach Königsberg, in unsere Heimatstadt, zurückzugehen. Schlechter als hier konnte es auch in Königsberg nicht sein.

Wir gingen zu Fuß, manchmal wurden wir auch ein Stück des Weges von einem Lastwagen mitgenommen, einige Male haben wir als blinde Passagiere in Güterzügen einen Platz gefunden. Und wenn es auch immer nur einige Kilometer waren. Manchmal wurden wir unterwegs auch angehalten und aufgehalten. Einmal mußten wir für einige Tage in ein Arbeitslager, konnten dann aber weiterziehen.

Ernährt haben wir uns von dem, was wir unterwegs in verlassenen Häusern gefunden haben. Oft haben wir eine Feuerstelle gebaut mit ein paar Ziegeln und haben Melde als Spinat gekocht. Holz lag ja genug herum.

So haben wir ein wahrhaftiges Vagabundenleben geführt. Ab und zu begegneten wir Russen. Sie haben uns mitgenommen – „Frau komm!" – und dafür gab es auch Essen und Brot. Wir haben es immer ehrlich ge-

teilt. Zum satt werden war es nicht, aber es stillte den Hunger, und wir kamen wieder ein Stück weiter.

Wir begegneten guten wie auch schlechten Russen. Einige, die guten, hatten Mitleid mit kleinen Kindern, so wie meine jüngste Schwester Erika es war. Sie bekam oft Brot und Suppe – und auch dies wurde geteilt. Viele, die schlechten Russen, schütteten ihr Essen aus dem Kochgeschirr vor unseren Augen auf die Erde.

Ganze acht Wochen dauerte diese Heimkehr von Danzig-Oliva nach Königsberg, fast sechzig Tage und Nächte.

Und wie enttäuscht waren wir, als wir „zu Hause" in Königsberg ankamen und nichts weiter als Häusertrümmer, Schutt und Asche sahen.

Unser schönes Königsberg, unser herrliches Schloß auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz, nur eine Ruine, der Steindamm, längste Geschäftsstraße, alles nur noch ein wüster Trümmerhaufen. Nichts war mehr so, wie es früher war.

Und die Deutschen, die noch in Königsberg waren?

Sie suchten nach Eßbarem und Wasser, sie sahen genauso elend und schmutzig aus wie wir. Der Kampf ums Überleben fand hier in Königsberg seine Fortsetzung.

Wir fanden das Haus, in dem wir eine glückliche Kindheit verbracht hatten, wieder. Es war überall kaputt und auch mutwillig zerstört: keine Fenster, ein großes Loch in der Stubendecke, vielleicht durch einen Granattreffer verursacht, und alles, was wir in den Zimmern zurückgelassen hatten, war durchwühlt. Hier hatten Vandalen gehaust. Fotos lagen herum und Kleidungsstücke. Da die Wohnung nicht mehr bewohnbar war, nahmen wir den Rest unserer Habe, der noch zu gebrauchen war, mit.

Wir zogen durch die nächsten Straßen, um eine Bleibe zu finden. In der Hans-Sagan-Straße fanden wir sie endlich. Dort wohnten noch mehr Deutsche. Von „wohnen", wie wir es früher kannten, konnte natürlich keine Rede mehr sein; es war mehr ein vegetieren, ein vagabundieren. Man mußte weit laufen, um einen Hydranten zu finden. Mit letzter Kraft schleppten wir das Wasser in Eimern oder anderen Behältnissen in unsere Behausungen.

Am 16. August 1945 starb unsere Mutter, nur 47 Jahre alt, an Hungertyphus. Sie war nur noch Haut und Knochen. Nie werde ich vergessen können, wie sie zuletzt aussah. Wir weinten bitterlich, als wir unsere tote Mutter in Lumpen und in eine Decke wickeln mußten, denn Särge gab es nicht. Dann kamen mehrere alte deutsche Männer, die von den Russen zum Einsammeln der Toten eingeteilt waren, um unsere tote Mutter auf einem Leiterkarren zum Friedhof zu bringen. Hier wurde sie in ein

großes Massengrab, das die deutschen Männer hatten auf dem Maraunenhofer Friedhof, auf dem auch mein Opa begraben lag, schaufeln müssen, hineingeworfen. Keine Worte können beschreiben, was wir drei zurückbleibenden Kinder fühlten, als wir dem Leiterkarren, auf dem unsere tote Mutter lag, zum Friedhof folgten und mit ansehen mußten, wie man sie in das Massengrab warf.

Wenige Tage später holten die Russen meine Schwester Gisela jeden Morgen zum Ernteeinsatz ab und brachten sie abends wieder zurück. Wir drei schliefen in unserer Bleibe auf dem Fußboden, nur mit ein bißchen Stroh ausgelegt. Da wir keine Decken hatten, deckten wir uns mit unseren Jacken und Mänteln zu. Nichts konnten wir dagegen tun, daß uns das Ungeziefer befiel: Kopfläuse, Kleiderläuse und Flöhe.

Das Schlimmste jedoch war der Hunger. Die große Hungersnot raffte viele Menschen, vor allem die Alten, dahin. Immer mehr erlitten den furchtbaren Hungertod, das große Sterben in Königsberg begann, und auch wir ließen die Hoffnung immer mehr sinken, diesem Schicksal zu entgehen.

Da wir keine Arbeit hatten und deshalb nichts zu Essen bekamen und auch nichts zum Tauschen auf dem Schwarzmarkt hatten, entschloß ich mich, mit meinen Schwestern Königsberg zu verlassen in der Hoffnung, daß das Überleben draußen auf dem Lande vielleicht noch möglich sei.

Wir wanderten zu Fuß bis Labiau. Auf dem Weg dorthin wurden wir mehrmals von Russen angehalten und zum Arbeitseinsatz festgehalten. Danach ließ man uns wieder laufen. In Labiau fanden wir in einem verlassenen Bauernhaus, in dem schon andere Deutsche eine Unterkunft gefunden hatten, eine neue Bleibe, und die Russen holten uns schon am nächsten Morgen zur Arbeit. Wir mußten Barrikaden abbauen, Ziegel wegräumen, putzen und stapeln. Jeden Tag. Doch wir bekamen dafür nichts zu essen, nicht einmal eine Scheibe Brot.

Da uns der Hunger quälte, gingen wir auf die Felder und stahlen Kartoffeln. Einmal erwischte mich dabei ein Posten. Zwei Tage wurde ich dafür in einen Keller gesperrt. Meine Freilassung mußte ich teuer bezahlen. Die Russen nahmen mich mit und vergewaltigten mich. Danach ließen sie mich wieder gehen, aber Kartoffeln hatte ich keine, die hatten sie mir weggenommen. Meine Schwestern Gisela und Erika waren froh, als ich zurückkehrte, sie hatten sich große Sorgen um mich gemacht.

Die schlimmste Zeit, die wir in Labiau erleben mußten, waren die Wintermonate 1946/47, in denen wir uns nur von Kartoffelschalen ernähren mußten. Der Winter war sehr kalt; zum Heizen rissen wir die Holzzäune ab.

Alle Deutschen mußten sich bei der Kommandantur melden, wurden

registriert und bekamen Ausweise. Danach bekamen wir Winter-Arbeit: Bäume fällen und zersägen und Holz hacken. Wir durften uns auch Holz mitnehmen. So hatten wir wenigstens eine warme Stube.

Manchmal hatten wir auch das Glück, in Rischen im Krankenhaus arbeiten zu dürfen. Dort gab es wenigstens ein warmes Mittagessen.

In den folgenden Monaten wurde das Leben in Labiau zunehmend besser. Die Russen brauchten uns Deutsche als Arbeitskräfte. Wir bekamen dafür jetzt auch Rubel ausgezahlt. Damit konnten wir in den Magazinen einkaufen. Es gab auch einen Schwarzmarkt, auf dem Handel getrieben wurde. Oft kauften wir für unsere Rubel Waren und verkauften sie am nächsten Tag weiter. Dabei durften wir uns allerdings nicht erwischen lassen, denn das war verboten, und die Miliz war immer im Einsatz.

Die Russen richteten dann auch eine Schule ein, die meine jüngste Schwester Erika fast ein Jahr, vom Sommer 1947 bis zum Sommer 1948, besuchte. In dieser Schule wurde von deutschen Lehrern unterrichtet. Man hoffte wohl, die Deutschen als Arbeitskräfte im Lande halten zu können.

Auch die Postverbindungen mit Deutschland normalisierten sich. Eines Tages bekamen wir Post von unserer Tante, der Schwester meiner Mutter, die über das Rote Kreuz unsere Anschrift erfahren hatte. Sie schrieb uns, daß unser Vater noch lebte. Er war auf der Halbinsel Hela in russische Kriegsgefangenschaft geraten und vor wenigen Wochen entlassen worden. Die Freude bei uns drei Mädchen war groß, und die Sehnsucht nach einem normalen Leben in Deutschland bei unserem Vater war unbeschreiblich und wuchs von Tag zu Tag.

Von den Russen hörten wir ab und zu, daß die noch in Ostpreußen lebenden Deutschen bald nach Deutschland „umgesiedelt" werden sollten und daß in Königsberg die ersten Eisenbahntransporte bereits abgegangen seien.

Auch in Labiau begann im Frühjahr 1948 die Vertreibung – nicht die „Umsiedlung", wie die Russen es nannten – der Deutschen aus ihrer angestammten Heimat. Wir waren sehr enttäuscht, daß wir bei dem ersten Transport nicht dabei waren und zurückbleiben mußten. Es flossen viele Tränen, doch wir faßten uns in Geduld.

Der Sommer verging so wie immer. Wir machten unsere Arbeit, die uns zugewiesen wurde, und ein Trost war, daß auch noch andere Deutsche mit uns auf den nächsten Transport warten mußten. Wir waren nicht allein und einsam zurückgelassen worden.

Anfang September 1948 hörten wir dann, daß ein weiterer Transport ins Reich zusammengestellt würde und auch wir drei auf der Liste ste-

hen. Da war die Freude groß, und wir begannen von diesem Tage an alles fortzugeben, denn wir durften nur ganz wenig Gepäck mitnehmen.

Am 27. September 1948 war es dann soweit. Wir mußten uns vor der Kommandantur sammeln und wurden mit Lkws nach Königsberg gebracht. Dort wurden wir von Ärzten untersucht. Nachdem uns die Russen unsere Ausweise abgenommen hatten, durchwühlten sie unser Gepäck. Doch das störte uns schon nicht mehr. Entlang einer großen Halle stand ein langer Güterzug, in den wir eingewiesen wurden, jeweils 30 bis 35 Personen in einen Güterwagen. Dann übergab man uns etwas Reiseverpflegung wie Brot, Fett und Zucker.

Mit innerer Spannung und Herzklopfen warteten wir auf die Abfahrt des Zuges. Wir atmeten erst auf, als die Schiebetüren der Waggons verschlossen wurden und die lange Fahrt begann. Es war zwar eng in unserem Waggon, und wir konnten so gut wie nichts sehen, doch auch das störte uns nicht. Ab und zu hielt der Zug auf freier Strecke, und immer, wenn ein Bahnhof kam, versuchten wir die Namensschilder zu erkennen. Ein Freudenschrei ging durch den Waggon, als wir Küstrin, Eberswalde und Pasewalk passierten. Wir waren in Deutschland.

Unsere Reise endete in Dessau. Dort kamen wir für einige Wochen in ein Lager in Quarantäne.

Am 18. Oktober 1948 wurden wir endlich entlassen.

Am Lagertor stand unser Vater, der uns drei Mädchen in die Arme nahm. Vor Freude weinten wir. In Zeitz, wo mein Vater eine neue Heimat gefunden hatte, fanden auch wir ein neues Zuhause.

Unser Leidensweg, der am 28. Januar 1945 in Königsberg begonnen hatte und der über Pillau nach Danzig-Oliva und wieder zurück nach Königsberg und schließlich nach Labiau führte, war nun endlich nach drei Jahren und neun Monaten zu Ende, eine Zeit, die weder ich noch meine beiden Schwestern vergessen können.

Gekürzter Originalbericht 14 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 13

**Elfriede Lexut**

Jahrgang 1926, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Königsberg / Friedland-Gerdauen / Gollen / Wernsdorf / Lichtenhagen |
| Ausweisung/Vertreibung: | Oktober 1948 nach Coswig (Sachsen-Anhalt) |

## „Ich war als Frau Freiwild für die ‚Befreier'"

Als die sowjetischen Truppen im April 1945 in Königsberg eindrangen, befanden wir uns im Hochbunker Berliner Straße/Nassengärter Feuerweg. Außer Zivilisten waren auch Volkssturmmänner und Soldaten drin; diese mußten den Bunker sofort verlassen. Sie mußten sich gesondert aufstellen und wurden von Russen bewacht. Danach mußten wir Zivilisten den Bunker verlassen. Wir gingen durch ein Spalier von Sowjet-Soldaten, die immer „Uri-Uri-Uri" riefen. Wir verängstigten Menschen gaben ihnen alles: Ringe, Armbänder, Ketten, alles was blinkte. Schlimm war der Abschied von den Soldaten und Volkssturmmännern, es waren doch Väter und Brüder dabei; jeder ging in eine ungewisse Zukunft.

Wir wurden durch die Karlstraße, über die Wiesen in Richtung Ponarth getrieben.

In der Barbarastraße mußten wir übernachten und waren den Sowjets ausgeliefert. Die Vergewaltigungs-Orgien begannen. Keine wurde verschont. Meine Mutter, ich, meine Tante, alle Frauen und Mädchen waren dran. Unmöglich, Einzelheiten zu schildern. Zu grausam war das Erlebte.

Am nächsten Morgen wurden wir aus der Stadt gebracht, weil in Königsberg noch gekämpft wurde. Die Soldateska trieb uns, einen langen Treck, in Richtung Friedland-Gerdauen. In kleinen Siedlungshäusern wurden wir untergebracht bis zur Kapitulation Königsbergs. Auch hier

waren wir Freiwild für die aufgestauten sexuellen Bedürfnisse der Sowjetsoldaten.

Nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 wurden wir auf dem gleichen Weg wieder zurückgetrieben. Es waren nicht mehr so viele Menschen dabei. Viele hatten durch Hunger, Altersschwäche oder Selbstmord den Tod gefunden. Wir mußten nun sehen, wie wir unterkamen. Wir suchten in Speichersdorf, Ludwigswalder Weg, das Siedlungshaus meiner Tante auf. Doch hier hatten die Sowjets eine Küche eingerichtet. Wir mußten in ein anderes Haus in der Zintener Straße ziehen. Als die Russen aber das Haus meiner Tante verließen, zogen wir dort ein und machten es wieder bewohnbar.

Meine Mama und ich bekamen Typhus, den wir erstaunlicherweise überlebten. Der Hunger war sehr groß, denn es gab nur 100 Gramm Brot pro Tag und das war so naß wie Knetgummi. Da ich Frisörin gelernt und mein Handwerkszeug teilweise gerettet hatte, ging ich von Tür zu Tür und erkundigte mich, wo russische Frauen (Soldatinnen) wohnen würden. Dort bot ich meine Arbeit an und lernte zugleich meine ersten russischen Worte. Dadurch bekam ich mal ein Stückchen Brot, mal ein paar Kartoffeln oder ähnliche Kleinigkeiten, die eßbar waren.

1946 wurden wir dann auf Lkws verladen und aufs Land gebracht. Gollen war die erste Station. Wir mußten jede Landarbeit verrichten, von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Im Winter durfte ich bei einem Tierarzt die Pferde versorgen. Vor Hunger habe ich oft Hafer gestohlen und meiner Mutter und mir abends einen Haferbrei gekocht.

1947 wurden wir nach Wernsdorf geschickt. Meine Mutter wurde sehr krank. Obwohl sie immer schwächer wurde, mußte sie tagaus, tagein auf dem Feld arbeiten. Im Juni 1947 starb sie. Die Toten wurden in Bombentrichter geworfen – und es gab viele Tote. Es kam eine Schicht Kalk auf die Leichen, bis der Trichter voll war. Vorher, als meine Mutter noch gesund war und wir einmal spazieren gehen durften, sagte sie oft, wenn sie sterben sollte, wollte sie nicht in so einen Trichter. Es gab dort einen Gutspark, und dort wollte sie ihre Ruhe finden. Als es nun soweit war, meldete ich den Tod meiner Mutter dem Natschalnik. Er genehmigte, daß ich „zu Hause" bleiben durfte, um meine Mama zu beerdigen. In diesem Park hob ich ein Grab aus und nähte den Leichnam in eine Decke; es gab ja keinen Sarg oder ähnliches. Ich hatte den Leichnam auf einen Läufer gelegt und bis zu diesem Grab hingezogen. Es gab dort keinen Menschen, der mir hätte helfen können. Alle waren auf dem Feld, und abends mußte sie doch begraben sein, sonst wäre sie auch in so einen Trichter geworfen worden. Das war für mich der schlimmste Tag in meinem Leben.

Ein paar Tage später wurde neben meiner Mutter eine gewisse Frau Wicht und ein Kind Peter beerdigt. Drei Birkenkreuze haben wir gezimmert und aufgestellt. Edith Wicht, die Tochter, und ich, wir haben gemeinsam um unsere Mütter geweint. Wir haben ein paar Verse gedichtet:

Ein Mutterherz hat aufgehört zu schlagen,
zwei fleißige Hände fanden hier ihre ewige Ruh.
Im Park in Wernsdorf hab ich ihr ein Grab gegraben,
und Heimaterde deckt Dich nun für immer zu.
Ein liebes Wort kann ich Dir nicht mehr sagen,
nie mehr, mein geliebtes Mütterlein,
still werd ich Dich in meinem Herzen tragen
und ewig nur nach Deinem Namen fragen.

Anfang 1948 sagte uns eine gewisse Frau Dröge, daß deutsche Kriegsgefangene im nächsten Dorf, in Wittenberg-Tharau, wären. Sie machte es auch über einen Posten möglich, daß wir mit den deutschen Gefangenen einmal zusammen kommen konnten. Heimlich tauschten wir Adressen aus. Einmal von Hans Jankowski, Bochum, und einmal von Erich Albers. Dieser Erich Albers war fünfmal aus Gefangenenlagern ausgebrochen und immer wieder ergriffen worden. Den Namen Albers hatte er angenommen, um bei Wiederholung seines Ausbruchsunternehmens nicht wieder verprügelt zu werden. Sein richtiger Name war Erich Palikowski.

Im Oktober 1948 wurden wir aus der Kirche in Lichtenhagen, wo wir beim Umschaufeln von Getreide waren, herausgeholt und mit Lastwagen nach Königsberg zur Verladerampe gebracht. Der Zug wurde verplombt und fuhr mit uns nach Coswig/Anhalt, wo wir in einem Lager Aufnahme fanden. Von dort bin ich zunächst nach Bochum zu der Ehefrau von Hans Jankowski gefahren, um diese zu benachrichtigen und danach nach Massen bei Unna, zu den Eltern von Erich Palikowski.

Im April 1949 wurde auch er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. 1951 wurde aus uns beiden ein Ehepaar.

Originalbericht 3 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 14

**Margarete Bartsch**

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1949: | Königsberg / Juditten / Karmitten / Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | Ende 1949 nach Schleswig-Holstein |

## „Krank im Bett – einfach erschossen"

Am 8. April 1945 kamen die Sowjets über den Pregel in unseren Königsberger Stadtteil Rathshof. Die ersten Russen, die in unser Haus eindrangen, fragten nur nach deutschen Soldaten oder verlangten unsere Uhren. Da das Haus brannte, mußten wir es nachmittags verlassen.

Ich wollte mit meiner Freundin die Wohnung ihrer Eltern aufsuchen. Auf dem Wege dorthin wurden wir von den Russen aufgegriffen und in ein Haus getrieben. Meine Freundin mußte mit einem Offizier in ein Zimmer gehen, während ich einen Stock höher geschickt wurde. Dort kam ein blatternarbiger, furchtbar anzusehender russischer Offizier zu mir und vergewaltigte mich. Ein weiterer Russe ließ sich abweisen, aber ein dritter, der dann hereinkam, vergewaltigte mich ebenfalls.

Inzwischen brannte auch dieses Haus. Wir mußten weiter und erreichten die Wohnung meines Onkels. Dort trieben aber die Russen die Einwohner hinaus, die sich zu einem Propagandamarsch durch die Stadt aufstellen mußten. Auch wir sollten das Haus verlassen. Da mein Onkel jedoch schwerkrank im Bett lag und nicht aufstehen konnte, wurde er von den Russen einfach durch einen Schuß in den Mund getötet. Als meine Tante aufschrie, wurde auch sie durch einen Schuß in die Schläfe ermordet. Mein Vetter, der ein Akkordeon hatte, mußte jetzt angesichts seiner toten Eltern Musik machen. Dann mußten wir, mein Vetter, meine Freundin und ich hinaus.

Da die anderen bereits abmarschiert waren, suchten wir zusammen

mit anderen Deutschen Unterschlupf in einer Garage, wo meine Freundin und ich uns in einer Kartoffelkiste versteckten. Dort hat uns niemand entdeckt. Als wir aber am nächsten Morgen wieder auf die Straße gingen, wurden wir wieder aufgegriffen und mit über 1.000 Deutschen über den Pregelfluß in einen anderen Stadtteil gebracht, weil dort angeblich nicht mehr soviel geschossen wurde.

Nach dem Übersetzen marschierten wir noch vier bis fünf Kilometer bis zu einem stark verwüsteten Haus, in dem ein Teil der Kolonne eingesperrt wurde. Hier blieben wir bis zum nächsten Abend, und in dieser Zeit wurde eine Frau nach der anderen von Mongolen herausgeholt, um vergewaltigt zu werden.

Am Abend mußten wir alle dreimal um den Stadtteil Schönbusch marschieren. Überall hörten wir vergewaltigte und mißhandelte Frauen und ihre verlassenen Kinder jammern und schreien, dazwischen wurde dauernd geschossen.

Aus unserer Kolonne wurden die Frauen und Mädchen laufend herausgeholt. Mich selbst schleppte ein Russe auf den Kirchhof, als wir dort vorüberkamen. Hier wurde ich von einem Russen nach dem anderen vergewaltigt. Einer warf mich auf einen Grabhügel, der andere zwischen die Gräber. Die Sowjets standen direkt Schlange, und sobald einer fertig war, holte er neue heran. Dabei wurde ich noch mißhandelt, wenn ich nicht alles tat, was die Russen wollten. Ich wurde mit Stiefeln getreten, zuletzt trampelten sie direkt auf mir herum, bis ich das alles kaum noch spürte. Wiederholt versuchte ich wegzukommen, aber immer wieder kamen neue Russen herbei. Zuletzt konnte ich mich kaum noch rühren und hatte furchtbare Schmerzen. Schließlich schleppte ich mich aber noch zu dem Rest der in der Nähe haltenden Kolonne zurück. Ein Teil von uns suchte in einer Scheune Zuflucht. Aber auch hier hatten wir keine Ruhe. Ein betrunkener Russe nach dem anderen holte sich die Frauen heraus, ohne Rücksicht darauf, ob sie alt oder jung waren oder Kinder bei sich hatten.

Nach dieser furchtbaren Nacht ging ich morgens nach Königsberg zurück. Unterwegs wurde ich wieder festgenommen und mußte mit Hunderten von deutschen Männern und Frauen einen Marsch durch die Vororte Königsbergs antreten, wobei wir allerdings nicht auf der Straße gingen, sondern über die aufgeweichten Äcker. Anschließend wurde ich verhört, wobei ein Pole Dolmetscher war. Dieser ließ mich zunächst meinen Mantel ausziehen, damit es, wie er sagte, durchkomme, wenn ich Schläge kriegte. Ich bin aber nicht mißhandelt worden. Ich wurde mit anderen Deutschen auf dem Boden eines Hauses zwei Tage lang eingesperrt. Hier bekamen wir nichts zu essen und nicht einmal Wasser, ob-

wohl ich schon tagelang keine Verpflegung erhalten hatte. Ich habe damals zehn Tage hintereinander hungern müssen.

Als genügend Männer und Frauen jeden Alters zusammen waren, wurden wir in ein Lager in die Kaserne Rothenstein gebracht. Unterwegs kamen wir an einer Wiese vorüber, auf der wir zwei Frauenleichen sehen konnten. Die nur oben bekleideten Frauen waren mit Armen und Beinen angepflockt und durch Degenstiche ermordet worden.

Im Lager wurden wir sofort wieder verhört. Der russische Kommandant, ein Major, war sehr freundlich und gab mir auch etwas zu essen. Allgemein wurde die Verpflegung aber erst nach Tagen ausgegeben. In dem Lager sind wir bis zur Kapitulation geblieben. Wenn man uns dort auch nicht so unmenschlich vergewaltigen konnte, war doch die Hölle los. Wir waren sehr primitiv in Garagen untergebracht, wurden häufig mißhandelt, mußten z.B. bei strömendem Regen draußen stehen, bis wir völlig durchnäßt waren, und wurden dann in eine andere Garage gesteckt. Wiederholt wurden wir von einer in die andere Garage gebracht. Die Verpflegung war völlig unzureichend. Nach vier Wochen wurden wir freigelassen.

Nach weiteren furchtbaren, unbeschreiblichen Erlebnissen verließ ich endlich Ende 1949 die Heimat, in der es für uns Deutsche nicht mehr auszuhalten war.

Ich habe die volle Wahrheit gesagt und bin jederzeit bereit, meine Aussagen zu beeiden.

Aufgenommen, protokolliert, vorgelesen und von Margarete Bartsch am 8. Februar 1951 unterschrieben.

Originalbericht 2 Seiten vom 8. Februar 1951, OST-DOKU Nr. IV/33 / St. 51 und 52

Dokument 15

**Lisa Glahs, geb. Buchhorn**
Jahrgang 1904, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1951: | Königsberg / Litauen |
| Ausweisung/Vertreibung: | Juni 1951<br>nach Friedland/Lager |

## „Selbst die Toten wurden noch beraubt"

Vom 8. auf den 9. April 1945 drangen die Russen in den Keller in der Thomasstraße ein. Sie kamen mit ihren schußbereiten Pistolen und Gewehren zu uns, verlangten alle Uhren und Goldsachen und verschwanden dann wieder. Etwas später kamen andere Russen in den Keller und forderten einige Frauen auf, zum Kommandanten zu kommen. Die Frauen gingen mit und kamen aber nach einiger Zeit weinend zurück. Wir wußten sofort, was mit ihnen geschehen war. Einige erzählten uns dann, daß sie von zehn bis 15 Russen vergewaltigt worden sind.

Die Russen steckten alle Häuser an, die in der Thomasstraße unbeschädigt waren. Über uns das Haus brannte auch, und wir spürten schon die Wärme und den Qualm. Im Keller stand eine Tonne mit schmutzigem Wasser. Hier haben wir unsere Tücher angefeuchtet und uns vor das Gesicht gehalten. Es wurde immer schlimmer, und die Russen ließen uns nicht heraus. Daraufhin haben einige deutsche Männer auf eigene Verantwortung den Mauerdurchbruch geöffnet, und wir Frauen und Kinder gingen in den benachbarten Keller, um von dort herauszukommen. Doch die Russen ließen uns auch hier nicht heraus; sie trieben uns wieder zurück. Frauen und Kinder haben im Keller sehr geschrien, denn wir konnten an einigen Stellen schon die Flammen sehen. Erst im letzten Augenblick haben uns die Russen herausgelassen und trieben uns nach Schönfließ.

Auf den Straßen standen überall die Russen, die sich dann die Frauen aus der Kolonne heraussuchten, um sie zu vergewaltigen. Ich wurde auch von

den Russen gefaßt und zurückgehalten. Meinen sechsjährigen Jungen habe ich aber nicht losgelassen. Er führte uns etwas abseits, nahm dann einen Strick heraus und erklärte mir, daß er mich aufhängen und meinen Sohn erschießen würde. Darauf habe ich sehr geweint und bin vor ihm auf die Knie gefallen und habe ihn gebeten, mein Kind und mich am Leben zu lassen. Er forderte mich dann auf, mit ihm zu gehen. Er vergewaltigte mich und schickte mich dann weg.

Ich zog mit meinem Kind los und wollte mich beim Arzt im Katharinen-Krankenhaus melden. Unterwegs begegnete ich 30 Russen, die mich alle vergewaltigten. Mein Kind mußte alles mit ansehen. Ich konnte kaum noch gehen und blutete stark. Zwei Stunden dauerte es, bis ich im Krankenhaus ankam. Der deutsche Arzt im Krankenhaus hat mich dann sofort behandelt. Nach meiner Genesung konnte ich noch sechs Wochen dort arbeiten.

Wir mußten die Leichen, die überall auf der Straße lagen, sammeln und in die Bunker werfen, wo sie einfach mit einer dünnen Schicht Erde beworfen wurden. Ich habe dabei selbst gesehen, wie ein Russe einem toten deutschen Soldaten mit einem Hammer die Goldzähne ausgeschlagen hat. Selbst die Toten haben die Russen noch beraubt.

Dann fanden wir auf dem Hauptbahnhof im großen Postgebäude eine hübsche junge Frau ermordet liegen. Die Bekleidung von ihrem Unterkörper war vollkommen heruntergerissen, im Unterleib hatte sie eine Brennschere stecken. Dann fanden wir ganz alte Frauen und junge Frauen und sogar Kinder von sechs Jahren ermordet an der Straße liegen. Die meisten Frauen waren entkleidet und hatten entweder Tisch- oder Stuhlbeine im Unterleib stecken. All diese Menschen sammelten wir und trugen sie in die Bunker. Dadurch, daß wir die Ermordeten schlecht beerdigen konnten, brach dann bald in Königsberg Typhus aus. Als ich vom Krankenhaus entlassen werden mußte, ging ich mit meinem Jungen überall Arbeit suchen und betteln, damit wir nicht verhungerten. Sobald die Russen aber eine deutsche Frau auf der Straße erblickten, haben sie sie sofort vergewaltigt.

Als wir dann ganz am Ende unserer Kraft waren, gingen wir im Januar 1947 nach Litauen. Wir haben zunächst einmal betteln müssen, bis wir dann eine Arbeit bekamen und unser Essen verdienen konnten. Die Litauer haben sehr vielen Deutschen geholfen. Ihnen haben wir zu danken, denn ohne sie wären wir heute nicht mehr am Leben.

Ich habe die volle Wahrheit gesagt und bin jederzeit bereit, meine Aussagen zu beeiden.

Vorstehende Ausführungen wurden der Heimatvertriebenen Lisa Glahs vorgelesen, von ihr genehmigt und am 20. Juni 1951 in Friedland unterschrieben. OSTDO F 100/I – S. 227/228

Dokument 16

**Erna Gudath, geborene Rehse**

Jahrgang 1910, geboren in Fischhausen

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1951: | Königsberg / Spandienen / Schönfließ / Juditten / Litauen |
| Ausweisung/Vertreibung: | Juni 1951<br>nach Friedland/Lager |

## „Mein Kind verhungerte in einem GPU-Keller"

Am 8. April 1945 drang der Russe in den Luftschutzkeller Theaterstraße ein. In diesen Keller hatten uns die deutschen Soldaten geführt, und es waren auch sehr viele deutsche Soldaten darin. Die Russen forderten die Soldaten auf, den Keller zu verlassen. Wir Frauen fürchteten uns und klammerten uns an die Soldaten. Wir gingen mit ihnen mit, wurden aber auf der Straße am Holländer Baum von den Soldaten mit Gewalt getrennt. Die deutschen Soldaten wurden fortgeführt, und uns Zivilisten trieb man nach Spandienen.

Vom Schloß schoß noch immer die SS auf die Russen, die sich gegen die Angriffe verteidigten; sie trieben uns während dieser letzten Kampfhandlungen vor ihren Fahrzeugen her. Viele von uns Frauen wurden dadurch, teils von den Russen, teils von den Deutschen, erschossen. Als die deutschen Soldaten die Zivilisten erkennen konnten, schossen sie nicht mehr, sondern ergaben sich.

Die kämpfenden Russen haben uns während dieser Zeit immer wieder herausgeholt und vergewaltigt. Mitunter kamen bis zu zehn Russen, die auf eine Frau warteten. Als wir in Spandienen ankamen, wurden wir sofort nach Schönfließ weitergetrieben. Hier wurden wir in einen GPU-Keller gesperrt. Aus dem GPU-Keller holten dann die Russen besonders die jungen Mädchen heraus und haben diese dauernd vergewaltigt. Viele kamen nicht mehr zurück, andere Mädchen lagen mit blutigem Unterleib in einer Ecke im Keller und verstarben. BDM-Mädchen und HJ-

Jungen holte man immer wieder heraus und verhörte sie. Diese kamen nicht mehr in den Keller zurück. Was aus ihnen wurde, weiß ich nicht.

In dem GPU-Keller starb mein drei Jahre altes Kind an Hunger. Wir hatten in den ersten sechs Tagen überhaupt nichts zu essen bekommen. Am siebten Tag gab es dann drei Pellkartoffeln. Nach sechs Wochen wurden wir wieder aus dem Keller entlassen. Mein Kind blieb im Keller liegen. Wo die Russen es danach hingebracht haben, weiß ich nicht. Ich durfte mein totes Kind jedenfalls nicht mitnehmen.

Wir durften uns in Königsberg-Schönfließ einen Wohnraum suchen. Zu essen bekamen wir fast nichts. Wir mußten uns Kartoffelschalen suchen und haben diese abgekocht und gegessen.

Später zogen wir nach Juditten, und dort arbeitete ich in der Zellulosefabrik. Hier bekamen wir etwas Geld und auch eine Karte, um Produkte kaufen zu können. Das Geld reichte aber nicht aus, die Produkte zu kaufen. Wir bekamen nur das Brot dafür. Dieses kauften wir, teilten es auf und verkauften es wieder auf dem Markt, um so zu Geld zu kommen.

Eines Tages wurden alle Deutschen aus der Zellulosefabrik entlassen, und die Russen übernahmen die Arbeit. Wir hungerten wieder sehr, denn nun gab es gar nichts mehr.

Wir entschlossen uns, nach Litauen zu gehen. In Litauen blieben wir bis zu unserer Ausreise. Wenn die Litauer nicht gewesen wären, hätten viele Deutsche an Hunger sterben müssen. Als wir jetzt von Litauen abfuhren, weinten die Bewohner sehr, denn sie glaubten, wir würden nach Sibirien gebracht.

Ich habe die volle Wahrheit gesagt und bin jederzeit bereit, meine Aussagen zu beeiden.

Vorstehende Ausführungen wurden der Heimatvertriebenen Erna Gudath vorgelesen, von ihr genehmigt und am 20. Juni 1951 in Friedland unterschrieben. OSTDO F 97 / 1098 – 1100

Dokument 17

**Ruth Zöllner**

Jahrgang 1925, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1951: | Königsberg / Litauen |
| Ausweisung/Vertreibung: | Juni 1951<br>nach Friedland/Lager |

## „Frauen – den Hunden zum Fraß vorgeworfen"

Während der Festungszeit von Königsberg arbeitete ich als Schwesternhelferin in einem Feldlazarett in der alten Pillauer Landstraße. Dieses war die ehemalige Nervenklinik, die als Feldlazarett eingerichtet worden war. Es wurden bei uns hauptsächlich schwere Fälle, z.B. Bauchschüsse und Augenverletzungen, eingewiesen.

Am 8. April 1945 um 16.30 Uhr – ich habe damals zum letzten Mal auf meine Uhr gesehen, denn fünf Minuten später war ich sie bereits los – drang der Russe in das Feldlazarett ein. Das Lazarett mit Verwundeten und Personal wurde, bis auf den Oberstabsarzt Dr. Badenhop und den Stabsfeldwebel Schröder, sofort den Russen übergeben. Der Oberstabsarzt und der Stabsfeldwebel verschwanden sofort spurlos. Wir haben später nichts mehr von ihnen gehört.

Ein russischer Offizier, der sich als Arzt ausgab, wurde Chef des Lazaretts. Noch während der Übergabe waren schon die russischen Soldaten im Lazarett und plünderten die verwundeten Soldaten aus; sie forderten hauptsächlich Uhren, Schmuck und andere Wertgegenstände. Selbst bei den schwerverwundeten Soldaten gingen sie ebenfalls nach Uhren suchen, und wenn sich ein Soldat weigerte, seine Uhr herzugeben, wurde er sofort im Bett erschossen.

Als dann alle Wertgegenstände von den Russen gestohlen worden waren, kamen sie ins Lazarett, um die Schwestern zu vergewaltigen. Verschiedene Russen führten die Schwestern wenigstens hinaus, aber viele

vergewaltigten sie gleich auf der Station, wo die Verwundeten lagen. Oft standen bis zu 30 Russen, die alle auf eine Schwester warteten. Die verwundeten deutschen Soldaten mußten dieses alles mit ansehen. Die Lazarettchefs wechselten ebenfalls alle paar Tage.

Eines Tages kamen eine Anzahl Russen ins Lazarett und sie brachten ungefähr 200 bis 300 Wolfshunde mit, die sie vor dem Lazarett halten ließen. Die Russen holten sich gleich wieder die Schwestern, um sie zu vergewaltigen. Alle Schwestern, die sich wehrten, wurden einfach den Wolfshunden vorgeworfen und von diesen zerrissen. Dieser Trupp Russen war drei bis vier Tage im Lazarett mit ihren Hunden. Wir mußten dann am anderen Tag die Knochen von den Schwestern, die von den Hunden aufgefressen worden waren, zusammenlesen und in einen Granattrichter werfen.

Im Lazarett wurden täglich deutsche Soldaten erschossen. Wir Schwestern waren dauernd in Gefahr. In der Zwischenzeit waren bis auf drei oder vier Ärzte alle vom Lazarett weggebracht worden. Wohin sie gekommen sind, weiß ich leider nicht. Das Sanitätspersonal wurde schon am ersten Tag abtransportiert. Es waren nur noch einige Schwestern im Lazarett. Wie ich dann später erfahren habe, sind Sanitäter, Schwestern und Ärzte nach Sibirien verschleppt worden.

Alle Soldaten, die im Lazarett von Russen erschossen wurden, mußten wir selbst begraben. Wir bekamen den Auftrag, alle Toten in einen Bombentrichter zu werfen. Darauf sollten wir dann die toten Pferde packen. Wir baten die Russen, für die Soldaten ein extra Grab schaufeln zu dürfen, oder wenigstens erst die Pferde und dann die Menschen in den Trichter zu werfen. Aber alles wurde abgeschlagen. Wir mußten tun, was uns befohlen wurde.

Ich arbeitete im Operationsraum und konnte mich dadurch immer wieder verstecken, wenn die Russen kamen. Wenn wir bei der Arbeit waren, haben sie uns nicht herausgeholt. Oft brachten sie uns schwerverwundete Russen, wo eine Aussicht auf Genesung überhaupt nicht bestand. Diese Soldaten mußten dann unsere deutschen Ärzte behandeln. Dem Arzt wurde gesagt, wenn dieser Russe stirbt, gehen für ihn gleich einige deutsche Soldaten weg und er selbst auch. Die Soldaten wurden herausgesucht und einfach erschossen. Täglich passierte dies, und wir waren alle sehr unsicher geworden. Die wenigen Schwestern mußten zur Nacht von unseren Ärzten immer wieder versteckt werden. Oft haben uns die Ärzte Kopfverbände und dicke Armverbände angelegt und auf einer Tragbahre zur Nacht auf die Station gestellt. Die Russen glaubten, daß es verwundete Soldaten wären. Ein anderes Mal versteckten wir uns unter dem Operationstisch, dann wieder hinter den Fenster-

vorhängen oder in kleinen Kammern unter der Treppe. Trotzdem mußten wir immer damit rechnen, von den Russen gefunden zu werden.

Meine Kollegin Rosemarie Puls – sie arbeitete mit mir im Operationssaal zusammen – wurde eines Tages von den Russen gefaßt. Sie war, obwohl sie noch sehr jung war, sehr stark und hatte blonde Haare. Hierauf waren die Russen ganz besonders wild. Sie wurde ungefähr 20- bis 30mal vergewaltigt. Als wir später ins Lager nach Königsberg-Rothenstein kamen, stellte sie fest, daß sie schwanger war. In Rothenstein mußten wir auf dem Zementfußboden liegen und bekamen nichts zu essen. Sie bekam dann eine Lungen-Tbc und ist nach kurzer Zeit im städtischen Krankenhaus verstorben. Ich habe sie vorher noch einmal besucht. Als ich dann wieder zu ihr gehen wollte, erzählte mir die Schwester, daß sie tot wäre und von ihr beerdigt worden sei.

Bis um 14. April 1945 waren einige Schwestern, und ich, noch im Lazarett tätig. Am 14. April wurden wir nach dem ehemaligen Luftgaukommando gebracht. Hier waren schon sehr viele Soldaten und auch Schwestern. Es waren sogar einige aus unserem Lazarett dabei. Wir erfuhren, daß wir alle nach Sibirien abtransportiert werden sollten. Von uns wurden die Personalien aufgenommen. Wir wurden registriert und kamen am nächsten Tag in das Lager Königsberg-Rothenstein. Wir wurden in den großen Autohallen untergebracht und fast täglich von den Russen verhört.

Eines Tages wurden einige meiner Kameradinnen und ich herausgesucht und in einem GPU-Keller eingesperrt. Ich habe eine ganze Woche dort gesessen. Bei den Vernehmungen wurden wir gefragt, ob wir bereits vergewaltigt worden sind. Viele Frauen, die sehr oft von den Russen vergewaltigt worden sind, hatten es aus Angst nicht angegeben. Diese wurden dann zuerst aus den GPU-Kellern geholt und dann von den Russen vergewaltigt. Viele von ihnen kamen nicht mehr zurück. Die meisten Frauen, die noch zurückkamen, konnten weder stehen noch gehen. Die Russen hatten sie so gequält. Mein Name wurde auch einige Male aufgerufen. Ich bin einfach nicht gegangen. Bei den vielen Frauen, die in den Kellern waren, hatte der Russe keine Kontrolle; er hat sich dann gedacht, daß die Frauen, die nicht kamen, bereits von anderen Russen geholt worden sind. Täglich wurden wir verhört und dabei von den Russen sehr geschlagen. Dann brach im Keller noch die Ruhr aus. Viele Frauen erkrankten und sind dort auch verstorben.

Ich wurde nach sieben Tagen wieder entlassen und kam nach Königsberg-Ponarth. Hier bekam ich eine Unterkunft. Eines Tages traf ich einen bekannten Arzt aus dem Feldlazarett. Er arbeitete im Ambulatorium und besorgte mir dort ebenfalls eine Stelle. Es waren noch zwei deutsche Ärz-

te dort, Dr. Kecker und Dr. Hardinghaus. Der Chefarzt war ein Russe. Er war nicht sehr anständig zu den Deutschen. Die deutschen Schwestern hat er unter dem Vorwand, daß sie auf dem Lazarettboden Schuhe bekämen, herausgelockt und sie dort vergewaltigt. Ich selbst wurde eines Tages auch von ihm belästigt, und weil ich mich wehrte, sagte er mir, daß ich sofort entlassen würde. Ich ging nach Hause und blieb 14 Tage vom Dienst fern. Nach 14 Tagen erschien der Chefarzt selbst und holte mich zum Dienst. Ich arbeitete dann bis März 1947 im Ambulatorium.

Von Weihnachten 1945 bis März 1947 wurde ich dauernd zum NKWD bestellt und sollte für dieses Spitzeldienste leisten. Ich sollte zunächst einmal im Lazarett herumhören, wie die Stimmung unter dem Personal war und Auskunft über diese Menschen geben. Ich wurde einige Male bestellt, und konnte immer kein Material bringen. Darauf bekam ich den Auftrag, auf den Markt zu gehen und dort die Spekulanten festzustellen. Ich stellte mich ganz dumm und fragte den Russen, wie ich dieses anstellen sollte. Darauf gab er mir folgende Erklärung: „Sie werden hingehen und verlangen von der betreffenden Person sechs Kilo Zucker. Darauf wird der Betreffende sagen, daß er nicht so viel Zucker bei sich hat. Sie werden dann mitgehen zu seiner Wohnung, um sich dort den Zucker abzuholen. Wenn Sie dann den Namen und die Anschrift erfahren haben, brauchen Sie uns diese nur anzugeben. Wir werden dann die Sache selbst in die Hand nehmen." Ich konnte auch hier wieder kein Material bringen und lehnte es ganz klar und deutlich ab, Spitzeldienste für die Russen zu leisten. Trotzdem bestellte man mich laufend zum NKWD.

Am 8. April 1946 wurde ich verhaftet und sollte drei Tage in einem GPU-Keller eingesperrt werden. Unser russischer Lazarettchef war inzwischen wegen seines schlechten Benehmens den Deutschen gegenüber abgelöst worden und wurde von einer russischen Ärztin vertreten, die sehr freundlich und nett zu den Deutschen war. Der Ärztin ist es gelungen, mich noch rechtzeitig aus dem Keller herauszuholen. Es war gerade zur einjährigen Besetzung Königsbergs, und die Russen wollten dann mit den deutschen Frauen aus den GPU-Kellern diese „Befreiung" zünftig feiern. Ich konnte diesem Unglück also auch entgehen. Bei meiner Entlassung sagten mir die Russen, daß ich noch Glück gehabt habe. Wenn ich in Zukunft kein Material liefere, würde ich sieben Tage eingesperrt. Das NKWD gab mich noch nicht auf. Sie hofften immer noch, daß ich ihnen eines Tages Material bringen würde.

Es verging wieder eine ganze Zeit, und ich hatte keine Unterlagen gebracht. Eines Tages erfuhr ich durch einige Mädel, die ebenfalls beim NKWD zu tun hatten und Russisch sprechen und lesen konnten, daß ich in der Liste, die für Sibirien aufgestellt worden war, stand. Mir war klar,

daß ich nun bald abgeholt werden würde. Täglich wurde ich zum NKWD bestellt. Wenn ich nicht pünktlich erschien, wurde ich sofort abgeholt. Die NKWD-Männer waren schon in Königsberg bekannt, und ich brauchte darauf nicht mehr zum NKWD-Gebäude gehen, sondern wurde von dem Offizier auf den Friedhof oder in eine nicht bewohnte Gegend bestellt. Oft saßen wir zwischen den Gräberreihen, und er fragte dann, was ich ihm berichten könnte. Ich habe immer große Angst ausgestanden, denn ich wußte ja nicht, ob man mich nochmals freiläßt. Es wurde immer nur im Versteck verhandelt. Als die Russen dann merkten, daß sie nichts herausbekommen, wurde mir versprochen, daß ich von diesem Dienst befreit würde. Der russische Offizier hat mir gleich auf dem Friedhof die Entlassung diktiert. Als Schlußsatz stand, daß ich mit keinem Menschen über diese Dinge sprechen dürfte. Ich mußte meine Unterschrift darunter setzen und konnte nach Hause gehen.

Nun mußte ich mit meiner baldigen Verhaftung und Verschleppung nach Sibirien rechnen und entschloß mich, sobald als möglich nach Litauen zu gehen. Meine Mutter befand sich schon einige Zeit dort. Ich kam gut in Litauen an. Dort erfuhr ich dann eine ganze Zeit später von einer Königsbergerin, die ebenfalls nach Litauen geflüchtet war, daß ich in Königsberg vom NKWD gesucht würde. Es gelang den Russen aber nicht, mich zu fassen. Bis zu meiner Ausreise am 5. Mai 1951 lebte ich mit meiner Mutter zusammen in Litauen.

Ich habe die volle Wahrheit gesagt und bin jederzeit bereit, meine Aussagen zu beeiden.

Vorstehende Ausführungen wurden der Heimatvertriebenen Ruth Zöllner vorgelesen, von ihr genehmigt und am 25. Juni 1951 in Friedland unterschrieben. OSTDO F 97 / 1098 – 1100

Dokument 18

**Hildegard Ewert**

Jahrgang 1928, geboren in Drosselwalde, Kreis Johannisburg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Drosselwalde, Kreis Johannisburg |
| Aufenthaltsorte 1945–1953: | Drosselwalde / Rastenburg / Insterburg / Swerdlowsk (Ural) / Workuta / Kiew |
| Ausweisung / Vertreibung: | September 1953 nach Frankfurt (Oder) / Friedland / Lager |

## „Gefängnis – Zuchthaus – Verschleppt nach Rußland"

Ich wurde 1928 in einem kleinen Dorf in Ostpreußen, in Drosselwalde, Kreis Johannisburg, geboren. Meine Eltern hatten eine Landwirtschaft. Die Kindheit verlief für mich recht sorglos, fast märchenhaft. Obwohl mein Vater schon 1939 starb und mein großer Bruder in den Krieg zog, hat meine Mutter es mit Hilfe französischer Kriegsgefangener, die sich bei uns sehr wohl fühlten, geschafft. Zudem kam mein Bruder jedes Jahr zum Ernte-Urlaub nach Hause.

Im Herbst 1944, beim ersten Übergriff der Russen im Kreis Gumbinnen-Goldap, wurden auch bei uns Berichte über unmenschliche Greueltaten russischer Soldaten an deutschen Frauen bekannt. Wir Jugendlichen waren uns allerdings der Tragweite dieser Tatsachen überhaupt nicht bewußt.

Bereits Anfang Januar 1945 stand unser Fluchtfahrzeug bereit; ab Mitte Januar, nach Beginn der russischen Großoffensive, rechneten wir jeden Tag mit dem Treckbefehl.

Am frühen Morgen des 23. Januar 1945 klopfte der Gemeindevorsteher an unser Fenster: „Aufstehen – wir müssen das Dorf sofort verlassen!"

Nun war es soweit.

Die Front konnte nicht mehr weit entfernt sein. Wir hörten schon Geschützdonner, und in der Ferne war der Himmel rot gefärbt.

Es war sehr kalt – 25 Grad Minus – und es lag Schnee, wie immer zu

dieser Jahreszeit. Wir machten uns auf den Weg. Wir kamen nicht weit, vielleicht 20 bis 30 Kilometer. Deutsche Truppen waren auf dem Rückzug und drängten uns von der Straße, als sie den Treck überholten. Ein Militärfahrzeug folgte dem anderen, Lastkraftwagen, Motorräder, Autos. Ein unvorstellbares Chaos entstand. Es war kein Weiterkommen. Zum Teil stürzten Fahrzeuge um, Pferde verletzten sich, brachen sich die Beine. Die Leute, die Kinder – alles schrie ganz jämmerlich durcheinander.

Uns wurde sehr bald klar, daß wir mit unserem Pferdewagen, wenn überhaupt, nur sehr langsam vorwärts kommen würden. Händeringend bat meine Mutter meine elfjährige Schwester und mich, doch zu versuchen, mit einem der Militärfahrzeuge mitzufahren, um schneller wegzukommen. Sie wäre doch nur eine alte Frau, so meinte sie, und mache sich große Sorgen um uns. Wir taten es, und so verloren wir unsere Mutter, die ich Gott sei Dank viel später wohlbehalten wiedersah.

Genützt hat es uns leider nicht. Wir kamen mit dem Militärfahrzeug nur bis Rastenburg, wo uns das Unheil überrollte.

Alte Männer versteckten uns, eine Handvoll junger Mädchen, schnell in einem Keller, als die Russen kamen, und versorgten uns einige Tage mit dem Notwendigsten. Dieser Tatsache verdanke ich, daß mir das Allerschlimmste zunächst erspart blieb; ihr verdanke ich nicht zuletzt mein Leben.

Als die Russen dann eine „gewisse Ordnung" hergestellt hatten, wagten wir uns ans Tageslicht. Was ich dann sah, ist mit Worten kaum zu beschreiben. Leichen an jeder Ecke. Soldaten, alte Männer, verstümmelte Frauen, Kinder, Tierkadaver, immer noch brennende oder qualmende Häuser. All das bot einen grauenhaften Anblick.

Täglich mußten wir verbliebenen Deutschen vor der russischen Kommandantur erscheinen. In mehr oder weniger kleinen Gruppen ging es dann mit jeweils einem russischen Posten zur Arbeit. Aufräumarbeiten, Waschen, Putzen usw.

Alle Häuser wurden leergeräumt. Porzellan, Silber, Gemälde, Kristall, Lampen, Möbel, einfach alles, was nur irgendwie transportabel war, mußte auf die Straße gestellt werden. Dort wurde alles auf Lastwagen verladen und fortgeschafft – vermutlich nach Rußland.

In den Häusern und drumherum fanden wir verstümmelte Leichen. Es war kaum zu verkraften. Ich stand teilweise unter Schock, als ich das alles sah, wollte es innerlich verdrängen, doch all das Furchtbare und Schreckliche stand mir immer wieder vor Augen. Auch die Vergewaltigungsorgien der russischen Soldaten hörten nie auf. Wir Mädchen waren immer in Gefahr. Meine ältere Schwester versuchte

mich immer zu beschützen, ich war ja noch nicht einmal 17 Jahre alt. Sie sprach Masurisch und konnte sich mit den Russen hier und da etwas verständigen. Zudem mußte ich immer erbrechen, wenn sich mir ein Russe näherte, dann ließen sie von mir ab, und ich lief weg.

So vergingen einige fürchterliche Wochen, doch es sollte noch viel schlimmer kommen.

Es war der 25. März 1945, Palmsonntag.

Meine Schwester war an einer fiebrigen Angina erkrankt und blieb im Haus. Als ich mich von ihr verabschiedete, um mich wie jeden Tag bei der Kommandantur zu melden, ahnten wir beide nicht, daß wir uns nie wiedersehen würden. Ich habe nie wieder etwas von meiner Schwester gehört, trotz aller späteren Nachforschungen.

Ich ging also wie immer zur Kommandantur. Erstaunt waren wir alle schon über die vermehrten Posten mit aufgepflanzten Gewehren, die diesmal auch Hunde dabei hatten. Es kamen nacheinander mehrere große grüne Planwagen. Wir wurden abgezählt und verladen.

Wir wurden in das Rastenburger Gefängnis gebracht. Niemand von uns wußte warum.

Nach einigen Tagen, in denen wir nicht einmal verhört worden waren, holte man uns aus dem Gefängnis, lud uns erneut auf die grünen Wagen und brachte uns nach Insterburg ins Zuchthaus. Wir wurden in völlig überfüllte Zellen eingesperrt und wie Verbrecher behandelt.

Im Insterburger Zuchthaus fanden die langen Verhöre und Vernehmungen statt, natürlich stets begleitet von grausamen Mißhandlungen. Mich fragten sie nach meiner Parteizugehörigkeit. Ich antwortete, ich sei nicht in der Partei gewesen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, als ich wahrheitsgemäß aussagte, daß ich ab dem zehnten Lebensjahr bei der Jungmädchenschaft und ab dem 14. Lebensjahr im BDM (Bund Deutscher Mädchen) war. Das war für uns alle Pflicht, und wir haben uns nichts Schlimmes dabei gedacht, dies auch zugegeben. Als ich das gesagt hatte, konnte ich wieder gehen.

Ängstlich warteten wir nach den Verhören, was nun mit uns geschehen würde.

Einige Tage später wurden wir aus den Zellen geholt und wieder verladen. Diesmal auf Lastwagen, die uns zum Güterbahnhof brachten. Dort standen Viehwagen für uns bereit. Nur mit angezogenen Beinen fanden wir auf dem nackten Wagenboden einen Sitzplatz.

Dann ging es los, ohne Essen, ohne einen Schluck Wasser, Ziel unbekannt. Einige von uns stillten ihren Durst damit, daß sie das Schwitzwasser von den Waggonwänden leckten. Die ersten Toten wurden am nächsten Bahnhof hinausgeschafft.

Es war die Hölle – endloses, stundenlanges Stehen auf Bahnhöfen und auf freier Strecke. Niemand von uns wußte, wo wir waren. Wir fuhren und fuhren, einige verhungerten, verdursteten, starben jämmerlich. Ich hatte jeden Zeitbegriff verloren, erlebte die Tage und Nächte zwischen Dösen und Wachen. Man war kaum noch fähig zu einem Gespräch. Nur manchmal fragten welche: „Wo sind wir eigentlich?“ „Wie lange fahren wir noch?“ „Wann werden wir endlich ausgeladen?“ – Fragen, auf die niemand eine Antwort wußte.

Doch irgendwann war auch diese Höllenfahrt zu Ende. Und das Ende war der Vorhof zur Hölle.

Unser Zug endete im Ural, im Swerdlowsker Gebiet.

Es war inzwischen Sommer – und ich war in Gefangenschaft in Rußland! – Verschleppt aus Ostpreußen in den Ural, das überstieg meine Vorstellungskraft und mein Begriffsvermögen, und es dauerte lange, bis mir dies völlig bewußt wurde.

Erst im Laufe der nächsten Tage wurde mir klar: wir sind hier sehr weit weg von unserer Heimat, ein Entrinnen gibt es nicht. Während der langen Fahrt hatte ich gehofft, das alles wäre ein böser Traum und alles wäre bald wieder vorbei. Doch es war kein Traum, es war die schreckliche Wirklichkeit.

Das sogenannte Lager, in das man uns gebracht hatte, war ein eingezäuntes Gelände, das durch einen Todesstreifen und durch mit bewaffneten Posten besetzte Hochstände gut gesichert war. Auf dem Gelände standen einige Holzbaracken mit doppelstöckigen nackten Pritschen. Mit unseren dürftigen verdreckten Habseligkeiten durften wir uns häuslich niederlassen. Wie die Heringe kauerten wir uns aneinander.

Zunächst wurde nicht außerhalb des Lagers gearbeitet. Erst mußte das Lager hergerichtet werden. Inmitten des Lagers mußten wir ein großes Beet anlegen mit dem Sowjetstern. Dafür mußten einige Haufen roter Ziegel zertrümmert und kleingeklopft werden. Es wurden Wege angelegt und fein geebnet.

Wir haben alle schrecklich gehungert. Eine Büchse Wassersuppe und ein Stückchen, was sich Brot nannte, gab es pro Tag. Die Menschen sind gestorben wie die Fliegen. Woran? Wer weiß es – Ärzte gab es keine.

Eines Tages hatte ich ein schreckliches Erlebnis.

Wir mußten uns jeden Morgen im Hof aufstellen zum Zählen.

Meine rechte und auch meine linke Nachbarin zeigten an einem Morgen beim Wecken keine Regung. Ich versuchte sie zu wecken und mußte feststellen, daß beide tot waren, in der Nacht gestorben, lautlos. Während wir im Hof standen, holten ein paar Männer die Toten heraus

und brachten sie in eine separate Baracke. Darin lagen noch mehr Tote. Von dort wurden sie nachts auf Lkws verladen und in Massengräbern verscharrt.

Über 2.000 Gefangene waren in dem Lager, als wir eingeliefert wurden. Drei Monate später waren es nur noch knapp 500. Wir waren tatsächlich in einem Todeslager. Wenn das so weiterging, würde nach weiteren drei Monaten keiner von uns mehr leben. Das schienen auch die Russen begriffen zu haben.

Wir „Restlichen" kamen auf eine Kolchose. Dort gab es wenigstens Kartoffeln, die wir roh aßen. Auch die Suppe wurde etwas besser, und es gab auch Hirsebrei. So langsam erholten wir uns etwas.

Natürlich mußten wir auch arbeiten. Man teilte uns brigadeweise ein und transportierte uns zur Arbeit und zurück. Bewußt riß man uns immer auseinander. Es sollten ja keine Freundschaften entstehen.

Dann wurde ich in ein anderes Lager verlegt, und einige Monate später wieder in ein anderes, wo ich unterschiedliche Arbeiten verrichten mußte. Es wurden Gleise verlegt, Straßen gebaut, Bäume gefällt und auf Meterlänge gesägt und gestapelt. Dann wurde ich wieder auf einer Kolchose eingesetzt, später in einer Filzstiefelfabrik. Und überall wurde uns eine Norm auferlegt, die zu erfüllen war. Wenn wir die Norm nicht schafften, gab es am Abend keine Verpflegung.

1948 kam ich nach Workuta. Es war nochmals eine Steigerung, es war ein Verbannungslager, ein „Menschen-Vernichtungslager".

Der größte Teil der Lagerinsassen bestand aus Russen. Hierher wurde nach 1945 der größte Teil der Ukrainer und Weißrussen verbannt wegen „Mittäterschaft während der deutschen Besetzung". Jetzt nach Kriegsende ließ sie Stalin dafür bitter büßen – und sterben.

Die Temperaturen in Workuta waren nicht selten 60 Grad Minus. Bis 40 Grad Minus mußten wir raus zur Arbeit. Es ging zum Schneeräumen, in den Bergbau über Tage. Sehr oft des Nachts, wenn es am kältesten war, mußten wir Waggons mit Kohle beladen.

In den Sommermonaten machten wir mit Sensen im Busch und im Urwald Heu, das wir dann im Winter mit selbstgezimmerten Schlitten und halbverhungerten Ochsen ins Lager holten.

Es war eine Zeit, die ich erleben mußte, in der ich mir jeden Tag sehnlichst den Tod herbeigesehnt habe. Ich habe mich oft gefragt, was kann ein Mensch bloß alles noch aushalten? Wenn ich nicht zu feige gewesen wäre, ich hätte meinem Leben selbst ein Ende bereitet. So groß war die Qual zu leben.

Nach drei Jahren Workuta wurde ich wieder zu einem Transport abkommandiert. Diesmal Gott sei Dank nicht noch weiter in den Osten

Rußlands, sondern nach Kiew. Ich landete in der Nähe von Kiew in einem Lager nur mit deutschen Frauen und Männern. Und hier hörte ich zum ersten Male das Gerücht: es geht bald nach Hause, nach Deutschland. Allein uns fehlte der Glaube.

Wir Frauen, sehr in der Minderzahl, brauchten dort nur noch Lagerarbeiten verrichten. Die Männer dort haben schon ein paar Rubel verdient. Einige hatten auch das Glück, vom Roten Kreuz ab und zu ein Paket zu erhalten. Nun schien der Hunger endlich vorbei zu sein.

Ich habe in diesem Lager einen Mann kennengelernt, von dem ich dann bald ein Kind erwartete. Als das bekannt wurde, wurde der Mann in ein anderes Lager abtransportiert, ich habe ihn nicht wiedergesehen. Am 30. September 1952 habe ich dann in Kiew in der Klinik ein Mädchen entbunden. Weil es in Rußland geboren ist, wäre es ein russisches Kind, obwohl es einen deutschen Vater hat und werde das Land nicht verlassen, meinten die Russen. So hörten wir es jedenfalls. Nur über meine Leiche, habe ich gedacht. Doch ich durfte mein Kind behalten.

Ende Mai, Anfang Juni 1953, acht Jahre nach dem Ende des Krieges, verstärkte sich die Aussicht, aus der Verbannung in Rußland erlöst zu werden. Daß unser Heimtransport ernstlich vorbereitet wurde, erkannten wir daran, daß die Männer ihre Arbeitskleidung abliefern mußten.

Doch plötzlich hieß es wieder: „Alles zurück – es geht nicht nach Deutschland, es ist wieder Krieg in Deutschland!“

Was wir nicht wußten: Gemeint war der 17. Juni 1953, der Aufstand in Berlin.

Zunächst glaubten wir erneut an einen Psychoterror. Wir lebten ja ohne jede amtliche Information, völlig abgeschnitten von der Zivilisation.

Die Männer mußten also wieder zur Arbeit, Wochen und Monate vergingen, die Hoffnung, die Heimat wiederzusehen, schwand mit jedem Tag mehr.

Anfang September hieß es erneut: „Es geht nach Hause“. Wieder die gleichen Vorbereitungen, doch wir glaubten an nichts mehr. Als wir dann tatsächlich verladen wurden und der Transport endlich losging, haben wir immer noch versucht festzustellen, in welche Himmelsrichtung wir fahren, ob nach Osten oder Westen.

Als wir dann nach langer, langer Fahrt in Frankfurt an der Oder in der Sowjetischen Besatzungszone ankamen, atmeten wir erleichtert auf. Doch richtig sicher fühlten wir uns erst, als wir hinter Eisenach über die Grenze fuhren, in Friedland ankamen und im dortigen Heimkehrerlager eine Unterkunft fanden.

Die Glocken von Friedland läuteten mein „zweites Leben“ ein.

Ich werde diesen Augenblick nie vergessen. Ich war heimgekehrt und

doch nicht heimgekehrt. Ich war völlig ausgebrannt, fühlte mich wie ein seelischer und körperlicher Krüppel, orientierungslos, ohne Selbstwertgefühl, ohne Selbstbewußtsein – ich war geradezu menschenscheu.

Ein neuer, ganz anderer Kampf begann.

Glücklicherweise lernte ich auf dem Heimtransport aus Rußland einen Leidensgefährten kennen, der später mein Mann wurde. Er war nach dem Abitur Soldat geworden, kam in amerikanische Gefangenschaft, wurde an die Russen ausgeliefert und hatte ein ähnliches Schicksal wie ich. Nach unserer Rückkehr aus Rußland haben wir gemeinsam den Lebenskampf aufgenommen und, wenn auch mühevoll und langsam, gewonnen. Hoffentlich müssen unsere Kinder und unsere zehn Enkelkinder nicht gleiches oder ähnliches erleben wie mein Mann und ich es erleben mußten. Gott beschütze sie davor.

Originalbericht 13 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 19

**Edith Zech**

Jahrgang 1922, geboren in Preußisch-Eylau

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Friedrichsrode, Kreis Labiau |
| Aufenthaltsorte 1945–1957: | Friedrichsrode / Pronitten / Nautzken / Königsberg / Karmitten / Tapiau / Grenzwacht / Reimannswalde / Kalkhof / Legenquell / Treuburg |
| Ausweisung/Vertreibung: | April 1957 nach Rheinland-Pfalz |

## „Zwölf Jahre unter Russen und Polen in Ostpreußen"

Am 15. Januar 1945 hieß es in Labiau in Ostpreußen für die Zivilbevölkerung „Räumungsbefehl bis zur Deime", dem Fluß, an dem Labiau liegt.

Ich rief sofort meinen Vater an, der in Friedrichsrode (Sussemilken) im Großen Moorbruch lebte. Er hatte noch nichts von einem Räumungsbefehl gehört. Doch zwei Tage später kam er mit seinem Auto, einem alten P 4, bei mir an. Er machte sich Sorgen um mich, aber ich beruhigte ihn, ich würde schon allein fort- und durchkommen; er mußte ja bleiben.

Zwei oder drei Tage später, es muß der 20. oder 21. Januar 1945 gewesen sein, hörten wir in Labiau bereits Geschützlärm, und wenig später wurde unsere Stadt beschossen.

Jetzt war es höchste Zeit für die Flucht. Die Menschen, die mit der Bahn nicht mehr wegkamen – die Züge waren total überfüllt –, verließen zu Fuß die Stadt. Ich wurde mit einem Auto mitgenommen, nachdem ich vorher aus meinem möblierten Zimmer bei Frau Lukat meinen Koffer abgeholt hatte. Die Lukats waren schon fort, aber deutsche Soldaten waren im Haus.

Ich kam am ersten Tag bis zum Gut Viehof, wo ich auch übernachten konnte. Man sah schon die Mündungsfeuer der Geschütze, und es rumpelte die ganze Nacht, so daß ich kaum zur Ruhe kam.

Am nächsten Morgen ging es weiter mit einem Militär-Lkw. Meinen Koffer ließ ich stehen und nahm dafür einen Rucksack und einen klei-

nen Korb mit Lebensmitteln mit. Ich wußte ja nicht, was auf mich zukam. In Pronitten mußte ich aus dem Militärfahrzeug aussteigen, fand aber ein anderes Militärfahrzeug, das mit bis Nautzken mitnahm. Mit einem weiteren Fahrzeug landete ich schließlich in Königsberg. Hier meldete ich mich bei der NSV. Als ich hörte, daß dort noch Personal fehlte, bot ich meine Hilfe an, die man dankbar annahm. Mir wurde auch eine verlassene Wohnung zugewiesen, so daß ich sogar ein Quartier hatte.

Bei der NSV meldeten sich immer mehr Flüchtlinge, für die wir die Ansprechpartner waren. Darunter war auch eine Frau aus Friedrichsrode, der die Flucht vor den Russen gelungen war. Sie erzählte, die Russen hätten ihr Enkelkind ermorden wollen, aber sie sei noch einmal davongekommen.

In den folgenden Wochen wurde es in Königsberg immer unruhiger. Die Bevölkerung floh. Die meisten nach Pillau, um mit Schiffen über die Ostsee gerettet zu werden. Vom Land her war Königsberg schon eingeschlossen.

In den ersten Apriltagen 1945 nahm das Granatfeuer auf die Stadt immer mehr zu. Es kamen auch immer mehr Soldaten nach Königsberg. Offensichtlich um die zur Festung erklärte Stadt zu verteidigen. Doch die Übermacht der Russen war zu groß. Immer mehr Granaten schlugen in Häuser, auf Straßen und in Vorgärten. Überall gingen Fensterscheiben zu Bruch. Gefallene Soldaten wurden im Keller aufgebahrt; ein Soldat stand Posten.

Nach draußen konnte man sich kaum noch wagen. Kugeln pfiffen und Granaten schlugen ein.

Am Abend des 7. April brachte uns ein Soldat „Eiserne Rationen" in das NSV-Büro.

Als die Situation um uns herum noch brenzliger wurde, machte ich mich am 8. April auf den Weg, um noch nach einer Fluchtmöglichkeit zu suchen, ich wollte noch aus der Stadt, bevor die Russen kamen. Eine Königsbergerin, der ich begegnete, wußte, wo ein Bunker war, der uns zunächst Schutz bieten konnte. Doch darin befand sich ein militärischer Stab. Also zogen wir weiter.

In der „Bastion Sternwarte" fanden wir Unterschlupf. Hier hörten wir, daß deutsche Soldaten die Straße nach Pillau freigekämpft hatten, so daß dieser Fluchtweg noch offen schien. Wir gingen in diese Richtung, doch die Menschen strömten alle zurück, uns entgegen, da sie beschossen wurden. Wir gingen deshalb sofort wieder zurück in die „Sternwarte", wo wir uns einigermaßen sicher fühlten. An eine Flucht nach Pillau und von dort nach Westen war also nicht mehr zu denken.

In der „Sternwarte" richtete man ein Notlazarett ein, da immer mehr

verwundete Soldaten ankamen; fast pausenlos wurde operiert. Auch immer mehr Flüchtlinge suchten in der „Sternwarte" Schutz und fanden in den Gängen Platz.

Am Morgen des 10. April, nachdem die Festung Königsberg kapituliert hatte, mußten wir alle die „Sternwarte" verlassen. Wir wurden in die Kasematten getrieben, in sehr kleine Räume. Als es heller wurde, kamen die Russen und trieben uns wieder hinaus, Flüchtlinge, Soldaten und auch die gefangenen Franzosen.

Zunächst wurden wir in ein größeres Haus gebracht. Dort wurde unser Gepäck durchsucht. Wir wurden beraubt, uns wurden vor allem Uhren und Schmuck abgenommen. Nur der erste Russe bekam die Uhr, denn wir hatten ja nur eine, die nachfolgenden Russen setzten uns ihre MPs auf die Brust und schrien uns an „Uri, Uri", gingen aber leer aus.

Als man uns ausgeraubt hatte, wurden wir weggeführt. Von überall wurden die Menschen aus den Häusern getrieben, ein unübersehbarer Zug entstand aus Frauen, Kindern, alten Männern, Soldaten und Franzosen.

Den ganzen Tag trieb man uns plan- und ziellos durch die Stadt. Als wir auf einem Feld Rast machten, hörte ich plötzlich eine Detonation. Ein französischer Kriegsgefangener, der den Weg abkürzen wollte, war auf eine Tretmine gelaufen, ganz in meiner Nähe. Als ich zu ihm ging, sah ich, daß ihm beide Beine abgerissen waren. Ich wandte mich sofort ab. Er schrie fürchterlich. Wenig später hörte ich einen Schuß, man hatte ihn erschossen.

Nach der Rast ging es weiter. Zur Nacht kamen wir in ein großes leeres Gebäude, ein Lagerhaus mit mehreren Etagen. Hier übernachteten wir auf dem schmutzigen Zementboden, wie die Heringe, dicht an dicht.

Am nächsten Morgen ging es wieder weiter bis Karmitten. Hier war ein großes Gut, mit Stacheldraht umzäunt. Hier wurden die Männer von den Frauen getrennt.

Dann wurden wir registriert, und die Verhöre gingen los. Zuerst kamen die Männer dran. Einer der Männer nahm nach dem Verhör Gift und starb.

Dann wurde begonnen, die Frauen zu verhören. Oft weinten die Frauen, als sie zurückkamen. Manche kamen auch gar nicht zurück. Niemand wußte, wo sie geblieben waren. Die Angst unter uns Frauen nahm immer mehr zu. Verhört wurde nur nachts.

Jede Nacht wartete ich auf meine Vernehmung; fast alle anderen waren schon drangewesen. Eines Nachts wurden fünf Mädchen aufgerufen, darunter auch ich. Ein Pole hat jede von uns einzeln vernommen. Ich trug eine Kette mit einem Kreuz, die ich zur Konfirmation erhalten hat-

te. Er fragte mich, ob ich katholisch sei. Vor lauter Angst sagte ich ja. Da durfte ich die Kette behalten.

Eines der Mädchen hatte in einem Rüstungsbetrieb gearbeitet und das auch ausgesagt. Sie wurde abgeführt; wir sahen sie nicht wieder.

Wir waren etwa drei Wochen in diesem Haus. Der Hunger griff immer mehr um sich, da das, was wir mitgenommen hatten, aufgebraucht war.

Eines Nachts kamen zwei Russen, um bestimmte Frauen auszusuchen, die namentlich aufgerufen wurden. Auch ich war dabei, meldete mich aber nicht, ein anderes Mädchen meldete sich auch nicht. Daraufhin nahmen die Russen zwei andere Frauen mit, die ganz vorn in ihrer Nähe lagen; die Zahl der Frauen, die sie abzuholen hatten, mußte stimmen.

Am nächsten Tag wurden wir entlassen mit dem Hinweis, wir sollten nach Königsberg zurückgehen. Es wurde schon dunkel, als wir die ersten Häuser eines Vorortes erreichten. Wir fanden auch für die Nacht ein Quartier. Da das Haus voll mit Frauen und Kindern belegt war, gingen wir auf den Dachboden, der noch frei war, der sich aber immer mehr füllte, als weitere Frauen kamen.

Nachts kamen dann Russen und griffen sich zwei Mädchen. Als diese anfingen zu schreien, schrien wir alle – und die Russen ließen die Mädchen los und verschwanden.

Am nächsten Tag gingen wir weiter. Wir fanden ein leeres Haus. Zusammen mit etwa zwanzig Frauen belegten wir eine Zweizimmerwohnung. Obwohl die Wohnung über uns leer stand, fühlten wir uns in der Menge und Enge sicherer. Überall im Haus suchten wir Eßbares und fanden auch einiges.

Einen Tag später wurden alle aufgerufen, sich bei der Kommandantur zur Registrierung zu melden. Jeden Tag mußten wir dann erscheinen. Russen kamen, zählten Personen ab und brachten diese zur Arbeit: Löcher auf Straßen zumachen, Leichen begraben, Häuser saubermachen, Gärten umgraben, die Wege im Stadtgarten vom Unkraut befreien. Manchmal wurden wir auch mit Lkws weit gefahren und am Abend wieder zurückgebracht. Am Abend nach der Arbeit erhielten wir dann einen Zettel und für diesen auf der Kommandantur Lebensmittel, ein Stück Dauerwurst, ein Stück Schweineschwarte aus deutschen Kühlhäusern. Als dies nicht mehr vorhanden war, bekamen wir täglich 400 Gramm nasses Brot. Da dies für unsere Ernährung nicht ausreichte, waren wir immer, wenn wir Zeit hatten, auf der Suche nach Eßbarem. Nur wer arbeitete, erhielt Brot. Kam man einen Tag nicht zur Arbeit, bekam man nichts.

Eines Tages machte uns eine Frau auf ein totes Pferd aufmerksam, das

sie in einem nahen Stall gefunden hatte. Wir nahmen uns ein Messer und eine Schüssel mit und schnitten uns ein Stück Fleisch mit Fell ab. In unserem Quartier haben wir es dann gekocht. Nach langer Zeit konnten wir endlich wieder einmal ein Stück Fleisch essen.

Da es mit der Verpflegung nicht besser wurde, entschloß sich Anfang Juli 1945 eine ganze Gruppe von uns, zu der ich auch gehörte, die Stadt zu verlassen und „nach Hause" zu gehen.

Wir hatten einen stabilen Anhänger mit kugelgelagerten Rädern gefunden, einen Stock als Deichsel montiert, Gurte angebracht, und dann zogen wir los.

Ich hatte mich mit einem Mädchen aus dem Memelland zusammengetan, mit der ich immer gemeinsam zur Arbeit eingeteilt worden war. Sie hieß Martha. Ich wollte nach Groß Moorbruch bei Labiau, um dort meinen Vater zu suchen, und sie wollte nach Memel, da sie hoffte, dort ihre Angehörigen zu finden.

Nach etwa 15 Kilometern standen wir plötzlich vor einem Schlagbaum, der quer über der Straße angebracht war. Mehrere Russen hielten uns an. Nur die älteren Leute, die sich bei uns befanden, durften weitergehen.

Uns jüngere Mädchen und Frauen hielt man fest und ließ uns nicht mehr fort. Wir mußten hier auf einem Gut arbeiten. Es war Heuernte. Wir mußten das Heu in der Scheune antreten und weiterreichen, eine ungewohnte und schwere staubige Arbeit für mich. Es war viel Vieh da, und wer melken konnte, mußte Kühe melken. Da ich dies nicht konnte, mußte ich zusammen mit einer älteren Frau für die deutschen Arbeitskräfte kochen. Die Kocherei war nicht schwer, es gab nur Schlachtabfälle für uns, Lunge, Kopf und Beine. Das Fleisch von den geschlachteten Kühen aßen die Russen.

Dann kam der Tag, an dem die Russen mit dem gesamten Vieh loszogen, nach Rußland.

Uns nahmen sie mit. Wir waren etwa 40 Personen, Frauen, Kinder und auch einige ältere Männer. Die halbwüchsigen Jungen mußten das Vieh treiben, die Frauen und Mädchen mußten morgens und abends die Kühe melken.

Wir übernachteten unterwegs in leeren Gutshäusern und Scheunen. Wir zogen über Tapiau und Jucha und gingen in Grenzwacht über die Grenze.

Bei einem weiteren Halt wurden Martha und ich von dem Dolmetscher, der Ferdl hieß und Österreicher war, abgeholt. Es war Nacht und es regnete. Wir sollten ein Haus saubermachen, sagte er uns. Er führte uns in ein Haus, vor dem ein Posten stand und verschwand dann

plötzlich. In dem Haus befanden sich in dem größten Zimmer einige russische Offiziere. Sie saßen an einem gedeckten Tisch und luden uns ein, Platz zu nehmen. Kerzen standen auf dem Tisch und erhellten den Raum, sonst gab es kein Licht. Das ganze wirkte auf uns irgendwie unheimlich. Martha sagte zu mir: „Komm – schnell!" Und dann liefen wir, so schnell wir konnten, aus dem Raum und aus dem Haus. Als wir merkten, daß uns niemand verfolgte, schlichen wir uns im Dunkeln in unser Quartier zurück.

Solange wir in Ostpreußen waren, fanden wir immer ein Dach über dem Kopf, doch als wir über der Grenze waren und uns in Polen befanden, mußten wir auf freiem Feld übernachten. In Ostpreußen waren wir durch ein menschenleeres Land gezogen und hatten in leeren Höfen und Häusern übernachtet. Hier in Polen war jedes Haus und jeder Hof bewohnt, so daß wir im Freien übernachten mußten. Wir weigerten uns, mit den Russen weiterzuziehen.

Eines Morgens wurden zehn Personen aufgerufen, darunter war auch ich. Wir wurden auf einen Lkw geladen, und es hieß: Ihr fahrt nach Hause. Wir bekamen jeder ein halbes Brot, und dann fuhren wir los. Wir fuhren und fuhren immer in Grenznähe, bis wir in Reimannswalde im Kreis Treuburg anhielten. Niemand aber sagte uns, wie der Ort hieß und wo wir uns überhaupt befanden. Der Lkw hielt vor der Polizeistation des Ortes. Der unseren Transport begleitende russische Offizier ging hinein, kam nach längerer Zeit wieder aus dem Haus, stieg in das Führerhaus des Lkws und fuhr ab.

Nun standen wir in einem fremden Ort. Frau Krakuhn mit Siegfried, sechs Jahre, Horst, elf Jahre, Gerda, zwölf Jahre, und Christel, 17 Jahre. Herr Marquard mit Tochter, ferner eine Frau, ein älterer Mann und ich.

Was tun? Die Russen waren weg – wir waren frei – oder? Jedenfalls kümmerte sich niemand um uns.

Wir gingen zunächst die Straße in Richtung Goldap weiter. Es wurde Abend. Da stand ein Bahnwärterhäuschen, das leer war. Wir beschlossen, darin zu übernachten.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter. Der alte Mann, der bei uns war, sah auf einem Hof eine Schubkarre stehen und nahm sie mit. Darauf konnten wir unsere letzten Habseligkeiten legen und wir konnten leichter gehen.

Plötzlich kamen zwei Polen mit Fahrrädern. Sie hatten Karabiner umhängen, hielten uns an und verlangten unsere Ausweise. Sie wären Polizisten, sagten sie. Unsere russischen Ausweise konnten sie nicht lesen. Sie nahmen uns deshalb mit zurück in den Ort nach Reimannswalde. Diesen Ortsnamen erfuhren wir erst dort auf der Polizeistation. Hier er-

klärte man uns, wir müßten hierbleiben zum Arbeitseinsatz, und wir wurden verschiedenen polnischen Bauern zugeteilt. Es war die Zeit der Ernte des Roggens, den die hier ansässigen deutschen Bauern im Herbst 1944 gesät hatten. Nun fuhren die Polen die Ernte ein.

Ich kam zu einem polnischen Bauern, der ganz gut Deutsch sprach, so daß ich mich gut verständigen konnte. Seine Frau war krank und lag im Bett, das älteste Mädchen war zwölf Jahre alt, die anderen drei Kinder der Familie jünger. Ich mußte bei diesem Bauern bei der Ernte helfen.

Eines Morgens, als ich aufwachte, war der Bauer nicht mehr da; er war mit seiner Frau nach Polen zurückgefahren und hatte mich mit den drei Kindern zurückgelassen.

Nachdem ich mich auf der Polizeistation gemeldet und meine Situation geschildert hatte, mußte ich für die Polizisten kochen. So hatte ich eine neue Beschäftigung und jeden Tag etwas zu essen.

Im November hieß es plötzlich, niemand dürfe mehr Deutsche beschäftigen. Das bedeutete, ich mußte weiter. So kam ich nach Kalkhof, wo ich bei sehr alten Leuten eine Unterkunft fand, wo ich aber nicht bleiben konnte. Eines Tages kamen die Polizisten und brachten mich nach Legenquell (Babken) zu einem Bauern, der Arbeitskräfte suchte. Langsam kamen einige Deutsche zurück, auf ihren Höfen waren aber Polen, bei denen sie nun arbeiten durften.

Dann begegnete ich eines Tages meinem Schicksal.

Ich lernte einen deutschen Soldaten kennen, den man aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen hatte, weil er aus Masuren stammte. Als er im Herbst 1945 zu Hause in Masuren ankam, war der Hof seiner Eltern bereits von einem polnischen Bauern besetzt. Dieser brachte den Soldaten, Hermann Markowski, zum Amtsvorsteher in Legenquell. Der Amtsvorsteher stellte ihn sofort als Arbeitskraft ein.

Im Frühjahr 1946 kam dann die Anordnung, daß alle Deutschen ein „N" (Niemci) tragen und sich jeder Deutsche einmal im Monat bei der Polizeistation zu melden hatte. Also wurde ein weißes Stück Stoff mit einem „N" bemalt, ans Kleid genäht, und so zogen wir zur Polizei. Wir waren sechs Deutsche aus Legenquell, die sich, erstmalig mit einem „N" gekennzeichnet, auf der Polizeistation in Eichhorn meldeten. Dort mußten sich auch noch andere Deutsche aus anderen Dörfern melden.

Man behielt uns erst einmal da. Wir Frauen mußten Wäsche waschen und das Gebäude säubern, die Männer mußten Holz sägen und hacken. Während man uns Frauen in Ruhe ließ, bekamen einige Männer Prügel.

Im November 1946 bekamen wir Deutschen den Befehl, uns auf dem Gut Lehnarten zu melden, einem großen, neu eingerichteten Staatsgut.

Ich kam dort in die Küche und mußte für die Traktoristen kochen. Meine Verbindung nach Legenquell behielt ich aber und bekam öfter Besuch von dem ehemaligen Soldaten, der beim Amtsvorsteher arbeitete.

Im Herbst 1947, als die Deutschen mehr Freiheit bekamen, nahm der ehemalige deutsche Soldat, Hermann Markowski, eine Arbeit bei einer polnischen Bäuerin an, deren Mann ins Gefängnis mußte, weil er einen Karabiner besaß, den er nicht angegeben hatte. Damit galt er als Partisan. Für seine Arbeit auf dem Hof für zwei Jahre bot ihm die Bäuerin ein Rind, ein Schaf und ein Ferkel. Außerdem konnte er einen Zentner Kartoffeln setzen und einen Morgen Getreide säen. Dann bot sie ihm noch eine Wohnung und Verpflegung. Also nahm er dieses Angebot an.

Und ich – ich zog zu ihm und wurde seine Frau. Ende 1947 haben wir in der Gemeinde Legenquell geheiratet.

Anfang 1950 zogen wir nach Treuburg. Eine Cousine meines Mannes, die mit ihren Eltern und zwei Kindern in einem Siedlungshäuschen wohnte, hatte die Ausreisepapiere nach Deutschland erhalten. Sie gab uns Nachricht, und wir übernahmen das Häuschen. Es waren noch viele Deutsche da, zu denen wir auch Kontakt hatten, und fast alle hatten – wie wir – den Wunsch, sobald als möglich nach Deutschland auszureisen.

Von 1948 an kam jeden Monat ein evangelischer Pfarrer und hielt in einem Versammlungsraum einen Gottesdienst. Das war der Treffpunkt der Deutschen in Treuburg.

1949 schickte uns der Bruder meines Mannes eine Zuzugsgenehmigung nach Rheinland-Pfalz, doch sie gelangte nicht in unsere Hände. In Sensburg wurden alle Briefe an Deutsche zurückgehalten und kontrolliert. Erst zwei Jahre später, 1951, erhielten wir von meinem Schwager Abschriften zugeschickt.

Mit einer Bekannten, die gut polnisch sprach, fuhr ich nach Warschau. Wir gingen zunächst zum Konsulat der DDR, um dorthin ausreisen zu können, dann in die amerikanische Botschaft, um in die amerikanische Zone ausreisen zu dürfen. Als wir die amerikanische Botschaft verließen, kamen zwei Männer auf uns zu und zeigten uns ihre Marken. Es waren Polizeibeamte in Zivil, sie nahmen uns fest, ließen uns später aber wieder laufen.

Unsere Hoffnung, nach Deutschland ausreisen zu können, mußten wir zunächst aufgeben. Erst sechs Jahre später, 1957, gelang es uns, die Ausreisegenehmigung zu erhalten, nachdem mein Mann einen polnischen Arzt mit Geld bestochen hatte, damit er ihm ein Attest ausstellte, daß er wegen einer schweren Nierenerkrankung für unabsehbare Zeit nicht mehr arbeitsfähig sei.

Ende April 1957 durfte ich mit meinem Mann nach Rheinland-Pfalz ausreisen, nachdem ich zwölf Jahre russische und polnische Herrschaft in meinem Heimatland Ostpreußen erlebt hatte.

Gekürzter Originalbericht 12 Seiten (maschinenschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 20

**Helga Radtke, geb. Kittlis**

Jahrgang 1921, geboren in Uderballen, Kreis Wehlau

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Schiewenau, Kreis Wehlau |
| Aufenthaltsorte 1945–1947: | Schiewenau / Königsberg / Metgethen / Pillau / Gotenhafen / Stolp (Pommern) / Sanskow (Pommern) |
| Ausweisung/Vertreibung: | Januar 1947 nach Naumburg (Saale) |

## „Vier Schreckensworte: ‚Die Russen sind da'"

Am 22. Januar 1945 kam ich mit meinen Eltern in einem Wehrmachtswagen bis Königsberg. Dort blieben wir bis zum 28. Januar 1945 bei meiner Schwester, die in Königsberg wohnte.

Noch am selben Tag gingen wir, meine Eltern und meine Schwester, die ihre zweijährige Tochter im Sportwagen hatte, zu Fuß mit „Sturmgepäck" aus Königsberg über Rathshof bis Moditten. Wegen des Bordwaffenbeschusses von Tieffliegern und des Artilleriebeschusses mußten wir in ein Haus, bis es dunkel wurde.

Dann kamen wir bis Metgethen und stiegen in einen überfüllten Zug nach Pillau ein. Als wir in Pillau ankamen, wurden wir in eine Kaserne eingewiesen. Hier hatte man für die Flüchtlinge ein Lager, mit Holzwolle ausgelegt, eingerichtet. Es gab ein Eintopfessen und etwas Brot.

Frauen mit Kindern bis zu zwei Jahren wurden am nächsten Morgen auf im Hafen liegende Schiffe gebracht, die sie über die Ostsee retten sollten. Darunter war auch meine Schwester mit ihrem Kleinkind. Junge Leute wurden aufgefordert, über die Nehrung zu gehen. Die alten Menschen sollten zurückbleiben. Mein Vater war 68, meine Mutter 65 Jahre alt. Ich habe sie nicht verlassen und blieb bei ihnen.

In diesen Tagen hörten wir die Schreckensnachricht, daß die „Wilhelm Gustloff" mit mehreren tausend Flüchtlingen an Bord versenkt worden sei. Das machte uns Angst vor der Flucht mit einem Schiff über die Ostsee. Aber es gab keinen anderen Fluchtweg als diesen, um aus Pillau

wegzukommen. Einige Tage später gingen auch wir an Bord eines Schiffes. Bei Sturm und eisiger Kälte wagten wir auf dem kleinen, völlig überladenen Schiff – die meisten mußten an Oberdeck stehen – die Flucht über die Ostsee und erreichten Gotenhafen. Hier wurden wir wieder, wie in Pillau, in einer Kaserne untergebracht.

Nach zwei Wochen mußten wir Gotenhafen verlassen und setzten unsere Flucht nach Westen fort.

Zu Fuß, manchmal auch auf einem Pferdewagen, unterwegs oft in einem Stall übernachtend, kamen wir nur mühsam weiter. Zuletzt hatten wir noch Glück, auf einem kleinen Bahnhof einen Eisenbahnzug zu erreichen, der uns nach Stolp in Pommern brachte, wo wir am 1. März 1945 eintrafen.

Hier fühlten wir uns sicher, erlebten zunächst zwei Nächte in einem überfüllten Lager, wurden dann aber in Privatwohnungen eingewiesen.

Wir ahnten zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß Kolberg bereits von den Russen eingeschlossen und damit unser weiterer Fluchtweg von Stolp weiter nach Westen abgeschnitten war.

Die Lage spitzte sich zu. Am 8. März hatten wir weder Gas noch Strom. Mein Vater versuchte in der Stadt zu klären, wie es nun weitergehen sollte. Als er zurückkam, war er blaß und sagte nur vier Worte: „Die Russen sind da!"

Die Russen, vor denen wir aus Ostpreußen geflohen waren, waren jetzt in Pommern – vor unserer Tür? Wir konnten es kaum glauben. Doch wenige Stunden später schlugen die Russen an unsere Tür und forderten Einlaß.

Ich war bei der Post beschäftigt gewesen und ging in Postuniform auf die Flucht. Der Russe, der mich zuerst sah, muß gedacht haben, es wäre eine Soldatenuniform, denn er stellte mich sofort an die Wand. Als ich das Knacken der Sicherung seiner Waffe hörte, erschrak ich zu Tode. Ein zweiter Russe, der einige Worte Deutsch sprach, sprang im letzten Augenblick dazwischen und sagte zu mir: „Andere Kleider anziehen – die nicht gut!"

Nichts geschah mehr, die Russen gingen wieder. Mein Vater hatte die Schnapsbrennerei in Stolp gesehen und drängte darauf, daß wir so schnell als möglich die Stadt verlassen, bevor sich die Russen volltranken.

Auf Bretterklos versteckten wir uns und warteten, bis es dunkel wurde. Dann gingen wir im Schnee bei zehn Grad Kälte in den Güterschuppen der Bahn. Auf diesem Weg, uns durch die Stadt schleichend, sahen wir die Russen, die Schaufenster einschlugen und die Geschäfte plünderten. Der Himmel war feuerrot.

Die in immer größerer Zahl in die Stadt drängenden Russen hatten viele Häuser in Brand gesteckt. Sie schienen bereits viel Alkohol in sich zu haben, man hörte nur noch lautes Grölen.

Am nächsten Morgen, dem 9. März 1945, sahen wir Menschen auf den Straßen, die die Stadt in Richtung Kublitz verließen. Wir schlossen uns ihnen an. Der nächste Ort, den wir erreichten, war Lossin an der Straße von Stolp in Richtung Schlawe-Rummelsburg. Da wir seit 24 Stunden weder etwas gegessen noch getrunken hatten, gingen wir in ein Haus, um etwas Eßbares zu finden. Die Häuser waren menschenleer. Als wir uns Kartoffeln kochen wollten, kamen plötzlich Russen herein. Mit gezogener Pistole nahm mich ein Soldat und vergewaltigte mich.

Nach diesem schrecklichen Erlebnis verließen wir am nächsten Morgen den Ort und zogen weiter nach Sanskow. Es war schon dunkel. Die über Tag in den Wald geflüchtete einheimische Bevölkerung kam zurück und kehrte heim. Bei einer fünfköpfigen Familie fanden wir Unterschlupf. Wir waren zehn bis zwölf Personen in einem Raum. Die Küche hatten inzwischen russische Soldaten belegt. Außer Kindern und einigen Älteren war ich die einzige junge Frau und somit immer der Gefahr ausgesetzt, vergewaltigt zu werden. Sechs Wochen lang lag ich auf den Holzleisten eines Doppelbettes. In einem Bett lagen meine Eltern und im anderen zwei alte Frauen. Am Tag konnte ich mich nicht sehen lassen. Tagsüber suchte man die Opfer zur Verschleppung und am Abend die zur Vergewaltigung.

Am 15. März 1945 hatte mich doch ein Russe erwischt, der Opfer zur Verschleppung suchte. Mit einer größeren Gruppe wurde ich etwa sieben Kilometer weiter in einen Ort getrieben, in dem man unsere Namen aufschrieb und uns danach in einen Stall sperrte. Nachts wurden laufend Frauen herausgeholt und vergewaltigt. Gott sei Dank blieb ich verschont.

Am nächsten Morgen ging es zur Vernehmung. In dem Raum saßen mehrere Russen, darunter ein Dolmetscher. Auf dem Tisch lag eine Peitsche.

Da ich 1943 geheiratet hatte und wir damals keine goldenen Ringe bekamen, besaß ich nur einen Trauring aus Metall, den sie mir nicht wegnahmen. Man fragte mich: „Sind Sie verheiratet? Wo ist Ihr Mann und wieviele Kinder haben Sie?" Es war mir aufgefallen, daß man Frauen, die von den Treckwagen heruntergerissen wurden und denen die Kinder nachliefen, wieder losgelassen hatte. Ich antwortete deshalb, daß ich ein Kind hätte und gab meine Nichte, die Tochter meiner Schwester, an. Außerdem hätte ich alte Eltern. Man fragte mich, wo mein Mann sei. Ich sagte die Wahrheit, daß er, als wir auf die Flucht gingen, als vermißt ge-

meldet worden sei, die letzte Nachricht von ihm hätte ich am 18. Januar erhalten. Man fragte mich, ob ich in den Ort, wo meine Familie Zuflucht gefunden hat, zurückfinden würde, was ich bejahte.

Man ließ mich gehen, ich durfte das Haus verlassen. Welch ein Wunder – sogar ohne geschlagen zu werden. Dies geschah mit den Frauen, die aussagten, daß ihr Mann Soldat sei.

Vor dem Gutshaus, in dem die Vernehmung stattfand, standen fahrbereite Lastkraftwagen. Man machte mir verständlich, ins Führerhaus einzusteigen. Es waren zwei ältere Russen darin. Zuerst zogen sie mir den Schal vom Kopf, dann sagte einer: „Nichts stare" (alt). Ich hatte mich als alte Frau zurechtgemacht.

In Sanskow ließen sie mich mit einem Händedruck aussteigen. Das zweite Wunder, das ich an diesem Tag erlebte. Weinend fielen meine Eltern und ich uns in die Arme und dankten Gott. Wir hofften, daß wir nun zusammen sterben würden, denn wir hatten mit unserem Leben abgeschlossen.

Dann bekam ich die Ruhr, die ich aber ohne medizinische Hilfe überstand. Einen Arzt gab es nicht. Es starben auch viele daran. Die Toten wurden in den ersten Wochen im Blumengarten beerdigt, denn es traute sich keiner aus den Häusern. In Sanskow war die Jüngste zwölf Jahre und die Älteste 76 Jahre alt, die vergewaltigt wurden.

Ende April 1945 ging es mir besser. Wir wurden aufgefordert, uns auf der Kommandantur zu melden. Dort sortierte man uns Jüngere aus und sperrte uns wieder ein. Als die ersten Älteren aus Sanskow zurückkamen, teilten sie dem Leiter des Gutes mit, daß die jungen Leute nicht mehr wiederkämen und dann keiner mehr auf dem Gut arbeiten könne. Daraufhin setzte sich der Mann auf sein Pferd und veranlaßte unsere Rückkehr. Ehe es dunkel war, waren wir Jüngeren alle wieder auf das Gut zurückgekehrt. Mein Vater saß auf der Steintreppe, als ich zurückkam, und erwartete mich.

In dieser Zeit wußten wir morgens nie, ob wir am Tage etwas zu essen oder zu trinken bekommen würden. Einmal holten wir uns Kartoffeln vom Feld und wurden erwischt, da mußten wir den Hof kehren, oder mit dem Kommandanten schlafen. Wir entschieden uns für das erstere.

Ohne Arbeit gab es überhaupt nichts zu essen, mit Arbeit nur so viel, daß wir nicht verhungerten.

Ich arbeitete ohne Lohn im Schweinestall und nahm mir von dem Futter etwas mit nach Hause. Ich arbeitete auf den Feldern des Gutes der Frau Mickley, die geflüchtet war. Etwa 300 Kühe waren dort zusammengetrieben. In Scheunen und in anderen Gebäuden wurden sie untergebracht, denn sie sollten nach Rußland transportiert werden. Tag

und Nacht mußten wir die Kühe versorgen. Jeder Haufen mußte sofort beseitigt und die Euter gewaschen werden. Jede Frau, die dort arbeitete, mußte einen weißen Kittel tragen, was völlig absurd war. Von der einheimischen Bevölkerung wurde dafür Bettwäsche geholt. Die meisten Kühe wurden jedoch krank und verendeten.

Da wir an der Hauptstraße Schlawe–Rummelsburg wohnten, sahen wir auch, wie bei strömendem Regen auf offenen Lastwagen Klaviere, Radios, Nähmaschinen und anderes Mobiliar abtransportiert wurde. Die Sachen werden Rußland sicher nie erreicht haben.

1946 wurden bereits Brachfelder abgeerntet und das Futter im Winter an Kühe und Pferde verfüttert. Als der Winter 1946/47 anbrach, wurde das Leben immer unerträglicher, es gab kaum noch Arbeit und immer weniger zu essen. Der Hungertod drohte.

Endlich, am 8. Januar 1947, konnten wir Pommern verlassen, und das Ende unserer Flucht aus Ostpreußen kam näher, zwei Jahre später, nachdem wir in Ostpreußen aufgebrochen waren.

Vom 8. bis zum 15. Januar 1947 waren wir mit einem Güterzug unterwegs. In Stolp wurde noch einmal kontrolliert und vieles weggenommen von dem wenigen, was man noch besaß. Mir nahm man ein Wollknäuel ab; vielleicht bestand der Verdacht, ich hätte darin etwas versteckt.

In den zehn Viehwagen unseres Zuges waren jeweils 35 Personen. Bei 20 Grad Kälte waren wir sieben Tage und Nächte unterwegs. An der deutschen Grenze wurden 35 Tote aus den Waggons geladen; sie hatten die Reise nicht überlebt.

Dann ging es weiter.

In den Waggons hatten wir Kohleöfen. Bei uns fiel der brennende Ofen um. Gott sei Dank hatten wir Kaffee mitgenommen, mit diesem konnten wir die brennenden Kohlen löschen.

Die erste Verpflegung bekamen wir bei Forst/Lausitz. Dann endlich hatten wir unser Fahrtziel erreicht: Naumburg an der Saale. Doch hier war unsere Flucht noch lange nicht zu Ende.

Man brachte uns für 14 Tage in einem kleinen Lager in der Jenaer Straße unter. Dann ging es weiter nach Stößen, bei 30 Grad unter Null. Zwei Bodenkammern wurden uns zur Verfügung gestellt, darin ein auseinandergenommener Blechherd.

Zwei Jahre lebten – oder besser gesagt – vegetierten wir hier in Luftschutzbetten auf losem Stroh. Traurige Ereignisse überschatteten mein weiteres Leben: Mein Vater starb an Darmkrebs, meine Mutter an einem Schlaganfall.

Erst 1982, nachdem ich Rentnerin geworden war, durfte ich die DDR

verlassen und zu meiner Schwester nach Braunschweig übersiedeln. Erst zu diesem Zeitpunkt endete meine im Januar 1945 begonnene Flucht aus Ostpreußen.

1985, vierzig Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, erhielt ich die offizielle Nachricht, daß mein Mann zwischen dem 12. und 15. Januar 1945 bei den Kämpfen in Radom in russische Gefangenschaft geraten und in dieser verstorben sei.

Der Krieg hat von mir viele Opfer gefordert, doch meine Heimat Ostpreußen habe ich nicht vergessen.

Im Juni 1994 habe ich mich einer Reisegruppe angeschlossen, um sie als Tourist wiederzusehen; ich habe sie jedoch nicht wiedererkannt. Das Ostpreußen, das ich erlebt habe, das meine Heimat war, gibt es nicht mehr.

Viele Eindrücke von dieser Reise sind in mir haften geblieben. Ich habe Tilsit gesehen, Insterburg und Tapiau. In Goldbach sahen wir nur noch eine Kirchenruine, und die Crewittener Kirche, die der Deutsche Ritterorden um 1300 gebaut hatte, war dem Erdboden gleichgemacht. Cranz und Rauschen waren nicht mehr mit deutschen Zeiten zu vergleichen. Der Zustand des Friedhofes in Uderballen – Totenberg genannt – war grauenhaft und niederschmetternd. Man sah nur Löcher, jedes Grab war aufgebrochen. Mein Bruder war dort, 1919, 20 Monate alt, begraben worden. Deshalb ging ich auch dorthin. Viele Ortschaften und Straßen gibt es nicht mehr. Man sah Ölpumpen und auf den Brachfeldern Lupinen blühen.

Das sollte Ostpreußen sein, das einmal ein wunderschönes fruchtbares Land war?

In Schiewenau, meinem Heimatort, standen noch Häuser, aber das Grundstück meiner Eltern war nicht mehr vorhanden. Kinder und alte Leute bettelten mit den Augen. Wir hatten viel zum Verschenken mitgenommen.

Obwohl mir viel Leid durch die Russen zugefügt wurde, habe ich einen Schlußstrich gezogen. Als ich das alles sah, kam mir der Gedanke: „Arme Sieger!"

Gekürzter Originalbericht 5 Seiten (maschinenschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 21

**Gerda Papillus**

Jahrgang 1930, geboren in Karlsrode, Kreis Labiau

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Karlsrode, Kreis Labiau |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Karlsrode / Labiau / Fischhausen / Kaimen / Eversdorf / Mehlauken / Breitenstein / Kraupischken / Annenhof / Wilhelmsrode / Lindenhorst / Libau (Lettland) / Tilsit / Lindenhorst |
| Ausweisung/Vertreibung: | 1. Oktober 1948 nach Starkow bei Berlin |

## „Getrieben wie Vieh, vertrieben wie Vieh"

Weihnachten 1944 war ein trauriges Fest. Meine Eltern, die eine kleine Landwirtschaft in Karlsrode im Kreis Labiau betrieben, hatten vier Söhne in den Krieg schicken müssen. Der Älteste war bereits 1941 vor Moskau gefallen, die drei anderen waren in Rußland an der Front. Mein Vater, 52jährig, hatte bereits den Ersten Weltkrieg miterlebt und den Polenfeldzug 1939, war danach aber als zu alt entlassen worden. Im Herbst 1944 war er zum Volkssturm eingezogen worden und tat seinen Dienst in dem etwa fünf Kilometer von uns entfernt liegenden Elchwerder am Kurischen Haff. Die Weihnachtsfeiertage durfte er mit uns zu Hause in seiner Familie erleben, mit meiner Mutter, 53jährig, und meinem jüngsten Bruder Otto, elf Jahre alt. Ich war am 14. November 14 Jahre alt geworden. 1944 war das letzte Weihnachtsfest, das wir gemeinsam in unserer Heimat erlebten, ohne es zu wissen; doch mein Vater ahnte es. Da die Front immer näher rückte, meinte mein Vater: „Wenn nicht noch ein Wunder geschieht, werden im Januar die Russen hier sein und wir werden flüchten müssen, wenn wir ihnen nicht in die Hände fallen wollen!"

Wie recht er doch hatte!

Ab Mitte Januar 1945 wurde der Donner der Geschütze immer lauter, und die Front schien noch näher gerückt zu sein. Aber einen Treckbefehl, das Dorf zu verlassen, gab es noch nicht.

Am 20. Januar 1945 war es soweit.

Kurz nach Mitternacht klopfte ein Mädchen ans Fenster und sagte zu meiner Mutter: „Jetzt gehts los – wir müssen trecken!"

Mein Vater hatte den Schlitten für die Flucht bereits in den Weihnachtsfeiertagen vorbereitet. Er hatte gemeint: wenn es soweit ist, dann ist keine Zeit mehr.

Meine Mutter war sehr aufgeregt, sie wußte nicht, was sie zuerst machen sollte. Auf der Straße wurden noch in der Nacht die ersten Flüchtlingswagen zusammengestellt.

Mit unserer Nachbarin Frau Brackmann, Mutter von zehn Kindern, fuhr meine Mutter in den frühen Morgenstunden mit dem Schlitten nach Elchwerder. Beide wollten ihre Männer vom Volkssturm holen. Ohne meinen Vater wollte meine Mutter nicht auf die Flucht gehen.

In unserem Haus blieben mein kleiner Bruder und ich allein zurück. Wir zitterten am ganzen Körper vor Angst, da unsere Nachbarn mit ihren Wagen schon fortzogen waren und das Dorf immer leerer wurde. Mein Bruder und ich liefen immer wieder zur Straße hin, um nach unseren Eltern zu sehen, die wir erwarteten. Stunde um Stunde verging. Endlich, kurz vor Mittag, kamen sie. Sie hatten mit ihrem Schlitten nicht durch die schmalen Straßen kommen können, die durch Militärfahrzeuge versperrt waren.

Jetzt, da unser Vater da war, waren mein Bruder und ich glücklich und noch mehr, als es endlich losging. Es war inzwischen 16 Uhr geworden. In unser fast von allen verlassenes Dorf rückte das Militär ein. Es war also höchste Zeit loszufahren.

Die Straße war glatt, der Schnee festgefahren; es war kalt, etwa 25 Grad Minus. Auf der einen Straßenseite kam uns das Militär entgegen, vor uns fuhren die Fluchtwagen. Es ging nur langsam vorwärts.

Vater und Mutter saßen auf unserem Wagen vorn, mein Bruder und ich hinten zwischen dem Gepäck. Hauptsächlich Eßbares und die Federbetten hatten wir aufgeladen. Mit uns auf dem Wagen war auch unser Polenmädchen, das eigentlich zu Hause auf dem Hof bleiben und das Vieh versorgen hätte sollen. Doch das wollte sie nicht; sie wollte unbedingt mit uns mit.

Alles, was meine Eltern in jahrzehntelanger Arbeit mühsam geschaffen hatten, mußten sie zurücklassen: Kühe, Schweine, Schafe und das ganze Kleinvieh. Die Schafe blökten, als wir losfuhren, als ahnten sie, daß etwas nicht stimmte.

Nun fuhren wir auf die Straße, die nach Labiau führt.

Zu beiden Seiten Wald. Über uns russische Flugzeuge, die fast pausenlos mit ihren Bordwaffen die Flüchtlingsfahrzeuge beschossen. Viele wurden getroffen. Wir waren sehr froh, daß wir unseren Vater bei uns

hatten. Viele Frauen mußten ihre Wagen oder Schlitten allein fahren, da ihre Männer an der Front waren. Einige Fahrzeuge lagen bereits im Straßengraben, sie waren umgekippt oder reingerutscht. Kinder und alte Leute schrien aus den Gräben um Hilfe. Doch die Fahrzeuge konnten nicht halten und helfen, sie mußten sich allein helfen. Der Treck zog weiter. Als es noch kälter wurde, mußten mein Bruder und ich vom Wagen herunter und hinterherlaufen. Mutter und Vater hatten Angst, daß wir auf dem Wagen erfrieren. Manchmal sahen wir uns um. Wo die Front war, war der Himmel hell erleuchtet.

Kurz vor Labiau lag ein Lazarettauto mit dem Roten Kreuz im Straßengraben; es war abgerutscht und kam nicht mehr heraus. Mein Vater spannte die Pferde aus und zog das Auto heraus. Der Fahrer war ihm sehr dankbar für diese Hilfe.

Endlich fuhren wir in Labiau über die Luisenbrücke. Der Treck kam plötzlich schneller vorwärts, weil die Brücke gesprengt werden sollte und jeder noch hinüber wollte.

Hinter Labiau erreichten wir am Abend ein großes Gut, wo wir im Kuhstall übernachteten. Man mußte Angst haben, daß einen die Kühe treten, denn der Stall war mit Menschen überfüllt, und jeder suchte ein warmes Plätzchen.

Am nächsten Morgen ging es weiter. Soldaten, die uns auf der anderen Straßenseite begegneten, sagten zu meinem Vater: „Fahren Sie so schnell als möglich, wir versuchen die Russen aufzuhalten!"

Doch nicht nur wir, auch andere Flüchtlinge wollten nach Pillau. Dort sollten Schiffe liegen, die Flüchtlinge aufnehmen und über die Ostsee bringen würden. Aber bis nach Pillau war es noch sehr weit; wir waren erst kurz vor Königsberg.

Wir schienen schon sehr nahe an der Front zu sein, denn immer wieder schlugen russische Granaten ein, trafen die Treckfahrzeuge und Menschen, ein heilloses Durcheinander und Geschrei brach auf der Straße aus. Es ging keinen Schritt mehr weiter. Kurzentschlossen fuhr mein Vater über Wiesen und durch Stacheldrahtzäune parallel zur Fluchtstraße, auf der sich die Wagen stauten, um nach einigen hundert Metern wieder auf die Straße zu gelangen. So kamen wir noch bis Fischhausen.

In Fischhausen war ein großes Schloß, rundum mit Ställen; der Schloßhof stand voller Flüchtlingswagen, doch wir bekamen noch einen Platz. Vater spannte die Pferde aus und brachte sie in den Stall. Über uns sahen wir Flugzeuge, die wohl nach Königsberg flogen. Doch plötzlich fiel auch ganz in unserer Nähe eine Bombe. Wir lagen sofort flach auf der Erde. Doch wir hatten Glück; es war ein Blindgänger.

Auf unserer Suche nach einer Bleibe in dem großen Schloß, in dem viele Menschen waren, entschloß sich mein Vater für den Keller. Hier war es zwar sehr eng, aber meinem Vater schien der Keller sicherer. Davon waren auch andere überzeugt, denn schnell füllten sich die Kellerräume mit Frauen und Kindern, aber auch mit Polen, Franzosen, Belgiern und Holländern, die als Kriegsgefangene auf dem Gut und im Dorf gearbeitet hatten. Zuletzt kamen auch noch einige deutsche Soldaten, von denen einer meinte: „Gleich kommen die Russen!"

Kaum hatte er dies gesagt, wurde die Tür aufgerissen, die Russen waren da!

Sie holten zunächst einmal die Franzosen, dann die Polen, die Belgier und die Holländer und danach die deutschen Soldaten heraus. Einige Zeit später mußten auch wir Flüchtlinge die Kellerräume verlassen.

Als wir aus dem Keller herauskamen, erschraken wir.

Vor uns lagen tote, ermordete Frauen und Kinder. Alte Leute lagen um die Wagen herum, tot oder sterbend. Auch Pferde hatte man getötet, andere hatte man ausgespannt – es war ein Bild des Grauens. Rings um uns herum brannte es.

Alle Flüchtlingswagen, die auf dem Schloßhof standen, waren ausgeplündert. Die russischen Soldaten hatten alles aus den Fahrzeugen auf den Hof geworfen und mitgenommen, was ihnen gefiel. Man konnte kaum einen Schritt tun, ohne zu stolpern.

Auch unser Wagen war ausgeplündert. Vater suchte unsere beiden Pferde, fand aber nur eines, das er mühsam vor den Wagen spannte.

Was nun – wohin jetzt?

„Wieder nach Hause!" sagte mein Vater. Wohin sollten wir sonst?

Wir machten uns zwischen den Fronten auf den Weg. Meine Mutter, mein Bruder und ich liefen seitlich von unserem Wagen, um Schutz zu haben, denn immer noch wurde geschossen. Die deutschen Soldaten schienen den Ort noch immer zu verteidigen.

Als wir ein Stück gefahren waren, sahen wir, wie es den Leuten ergangen war, die auf der Straße von den Russen überrollt worden waren. Wagen und Menschen lagen im Graben, die Wagen zertrümmert, die Menschen tot. Wir sahen nur Tote, Tote, Tote.

Wir fuhren weiter, vor uns zwei andere Flüchtlingswagen; wir schlossen uns an. Plötzlich ein Halt auf freier Strecke. Uns entgegenkommende russische Soldaten spannten uns die Pferde aus. Von allen drei Wagen. Während das geschah, saß ich mit meinem Bruder auf unserem Wagen, Vater und Mutter standen daneben. Jetzt besaßen wir nur noch den geplünderten Wagen und kein Pferd mehr.

Als wir zur Seite sahen, fuhr uns ein gewaltiger Schreck in die Glieder:

Eine riesige Zahl russischer Panzer kam über einen großen Acker und eine Wiese auf uns zugerollt, wie ein Bienenschwarm. Wir schrien vor Angst, da wir fürchteten, sie würden uns überrollen. Sofort sprangen wir von den Wagen herunter. Als die vorausfahrenden ersten beiden Panzer vor dem ersten Treckwagen die Straße erreicht hatten, wendeten sie auf der Straße, die anderen Panzer schlossen sich an, und dann fuhren sie uns weiter entgegen und zermalmten unter ihren Ketten die drei Wagen.

Zurück blieben Trümmer – und wir.

Nur mit den Bündeln, die Vater und Mutter noch in der Hand hatten, zogen wir weiter. Mein Vater sagte, wir müssen mit den anderen, die ihre Wagen verloren hatten, in den nahen Wald, um dort Schutz zu suchen. Wir waren ein kleiner Haufen von vielleicht 20 Personen.

Vor dem Wald fanden wir die toten deutschen Verteidiger. Den gefallenen deutschen Soldaten und Volkssturmmännern hatten die Russen die Stiefel und die Strümpfe ausgezogen; so lagen die Toten alle barfuß auf der Erde, einige mit dem Gesicht nach oben. Ich mußte wegsehen. Ich konnte den Anblick so vieler Toter nicht ertragen und klammerte mich an meine Mutter.

Als das Schießen nachgelassen hatte, gingen wir zurück auf die Straße. Uns entgegen kamen russische Militärfahrzeuge. Ein russischer Soldat stand auf einer Kreuzung und gab uns die Richtung an, in die wir gehen sollten. So zogen wir weiter. Als es Abend wurde, mußten wir uns nach einem Quartier umsehen, um übernachten zu können. Wir fanden auch ein Haus, in dem sich bereits einige junge Frauen mit ihren Kindern aufhielten. Wir fanden aber noch Platz, zumal wir unseren Vater bei uns hatten. Die jungen Frauen hatten eine furchtbare Angst vor Vergewaltigungen in der Nacht. Es waren auch schon Russen dagewesen, die sich das Haus angesehen hatten, aber wieder gegangen waren. Die Frauen fürchteten, sie würden in der Nacht wiederkommen. Als dann ein russischer Offizier erschien, der einige Worte deutsch sprach, entschieden sie sich dafür, lieber mit diesem Offizier zu schlafen, als von zwanzig und mehr Soldaten vergewaltigt zu werden. Kurz vor Anbruch der Nacht kam der Offizier wieder und blieb im Haus.

Und richtig: um Mitternacht rissen die Russen die Tür auf und brüllten: „Frau komm!“ Als aber der Offizier vor ihnen stand, verschwanden die Soldaten wortlos und so schnell wie sie gekommen waren.

Mein Vater, der fürchtete von uns getrennt zu werden, hatte sich sofort nach unserer Ankunft im Haus nach einem Versteck umgesehen. Er fand es auch – im Schornstein.

Am anderen Morgen machten wir vier: Vater, Mutter, mein Bruder Otto und ich uns auf den Nachhauseweg.

Mehrere Male hielten uns russische Soldaten an. Mein Vater sagte dann immer: „Ich bin Litauer." Und da er auch die litauische Sprache beherrschte, ließen sie uns laufen. Den Litauern taten die Russen nichts. So hatten wir einige Male Glück.

Als wir bei dem Dorf Kaimen ankamen, begegneten wir wieder dem Krieg. Hier hatte wahrscheinlich ein Panzergefecht stattgefunden. Wir fanden sechs ausgebrannte deutsche Panzer. Einigen Soldaten war es wohl noch gelungen, aus den brennenden Panzern auszusteigen, sie lagen, total verbrannt und entstellt, neben den Fahrzeugen. An einigen neben der Straße stehenden Bäumen hatte man deutsche Soldaten aufgehängt.

Es war kurz vor dem Dunkelwerden, und die nächste Nacht stand uns bevor. Wieder fanden wir ein Haus und glaubten, hier findet uns keiner. Doch die Russen waren überall. Sie kamen in der Nacht, um zu plündern. Aber wir hatten nichts mehr. Nur meine Mutter hatte noch ihren Ehering. Ganz schnell sollte sie ihn hergeben. Doch sie bekam ihn nicht vom Finger, da dieser geschwollen war. Der Russe zog sein Messer aus der Tasche, wollte den Finger abschneiden, doch im letzten Augenblick konnte meine Mutter den Ring noch vom Finger reißen.

Am anderen Morgen ging es weiter. Wir erreichten an diesem Tage Labiau, unsere Kreisstadt. Es sah dort wüst aus. Überall lagen Tote herum, in und um den Bahnhof. Hier und da aufgeschlitzte Betten, aus den Fenstern geworfen.

Da es bis nach Hause noch zu weit war, beschlossen wir, in Labiau noch einmal zu übernachten. In einem Haus, in dem die untere Wohnung zerstört war, krochen wir über eine kaputte Treppe in die obere Wohnung. Es war die erste Nacht, in der wir ungestört schlafen konnten. Aber kochen durften wir nicht. Wenn der Schornstein rauchte, wußten die Russen: da sind Deutsche drin. Und dann kamen sie.

Am nächsten Tag schafften wir es bis Eversdorf und waren damit nicht mehr weit von zu Hause entfernt. Doch die Russen hielten uns an. Wir mußten zur Kommandantur.

„Nicht weiter, hierbleiben!" befahl der Kommandant. Man brauchte unseren Vater, um die kranken Kühe zu schlachten, was er auch konnte. Auch wir bekamen von dem Fleisch zu essen.

Zwei Tage später kam meine Tante Hanna aus Wilhelmsrode mit ihren vier Kindern an. Auch sie war auf der Flucht von den Russen eingeholt worden. Nun blieben wir alle zusammen in einem Haus, ihre Kinder, fünf, acht, elf und zwölf Jahre alt, Mutter, Vater, mein Bruder Otto und ich. Der Mann meiner Tante war im Krieg.

Mutter und Tante mußten jetzt für die Russen kochen. Wir mußten zu-

erst probieren, dann erst haben die Russen gegessen. Sie hatten Angst, vergiftet zu werden.

Der Februar 1945 war noch nicht vorbei, als meinen Vater das Schicksal ereilte. Eines Morgens kamen zwei Russen von der GPU und verhafteten ihn. Einen Grund nannten sie nicht; sie holten ihn einfach ab. Meine Mutter weinte, wir Kinder wurden gleich in eine andere Stube geschickt. Mein Vater durfte sich nicht einmal von uns verabschieden. Ich habe ihn dann noch einmal ganz kurz durch das Fenster gesehen. Es war das letzte Mal für immer.

Nicht nur ihn, auch alle anderen Männer holte man aus den Häusern. Meine Mutter erfuhr nur, daß die Männer nach Insterburg gebracht würden, in ein großes Sammellager.

Nun waren wir, Otto und ich, mit unserer Mutter allein in Eversdorf. Ein Weißrusse, der gut deutsch sprach, hatte meiner Mutter empfohlen, in der Kommandantur zu bleiben, hier zu arbeiten und für den Kommandanten zu kochen, dann würde ihr nichts geschehen.

Von den Menschen, die unbedingt nach Hause wollten, ist es vielen sehr schlecht ergangen. Man hörte nur von Grausamkeiten und von Vergewaltigungen.

Wir Kinder waren jeden Tag unterwegs, um in verlassenen Häusern, in Kellern und Wohnungen nach etwas Eßbarem zu suchen. Dabei fanden wir eines Tages auch ein junges Mädchen, dem die Zehen abgefroren waren. Das Mädchen war tot. Wer hier krank wurde, mußte sterben. Es gab für uns Deutsche weder Ärzte noch Medikamente. Auch Hunger und Kälte forderten ihre Opfer.

In Eversdorf, wo wir in der Kommandantur eine Bleibe gefunden hatten, kamen eines Tages wieder zwei Soldaten, angeblich mit dem Befehl, mich abzuholen. Doch der Kommandant wies sie ab mit dem Hinweis, ich sei noch ein Kind.

Am Karfreitag 1945, abends spät, kam plötzlich ein Treck von Labiau: Frauen, Kinder und alte Männer. Man sammelte in allen Dörfern die Deutschen auf. Auch alle Deutschen aus Eversdorf mußten sich dem Treck anschließen. Als alle zusammen waren, auch meine Mutter, mein Bruder und ich, mußten wir weiterziehen. Es regnete in Strömen, und wir waren bald bis auf die Haut durchnäßt. Es waren russische GPU-Soldaten, die den Treck führten und das Tempo angaben. Hinter der langen Kolonne fuhren russische Militärautos.

Während des anstrengenden Marsches begannen viele kleine Kinder zu weinen, sie hatten Hunger, konnten nicht mehr laufen, wollten schlafen. Die Mütter waren verzweifelt. Doch die Russen trieben uns immer wieder voran. Als wir bei Lindenhorst (früher: Minchenwalde) aus dem

Wald herauskamen, sahen wir vor uns den Stall der Försterei, die nur noch eine Ruine war. In diesem Stall suchten die ersten Menschen der Treckkolonne Zuflucht vor dem Regen, alle anderen folgten. Doch in dem Stall war nicht für alle Platz, und es gab ein fürchterliches Gedränge. Da kamen die Russen und trieben uns wieder hinaus auf die Straße.

„Dawaj, dawaj...!" Der Elendszug zog weiter.

Endlich, am nächsten Vormittag, kamen wir in Lindenhorst an. Hier sollten wir bleiben bis zum anderen Tag, bis der Regen aufgehört hatte. In Lindenhorst wohnte eine Tante von uns, in deren Haus wir auch ein Quartier fanden. Im Nu war das Haus auch von anderen Flüchtlingen voll belegt. Einige junge Frauen zogen mit ihren Kindern in die oberen Zimmer des zweistöckigen Hauses. Tante Hanna, meine Mutter, Otto und ich blieben unten in der Küche und im Wohn- und Eßzimmer, in dem noch die Schränke lagen, die die Russen umgekippt hatten, als sie beim Einmarsch das Haus plünderten und vieles mitnahmen. Betten waren nicht mehr vorhanden. So schliefen wir in dem, was wir auf dem Körper trugen. Trotzdem waren wir zufrieden, ein Dach über dem Kopf zu haben und dem Regen entkommen zu sein.

Wir ahnten nicht, was für eine Nacht uns noch bevorstand.

Um Mitternacht kamen die Russen.

Sie hatten die Haustür aufgerissen und stürmten sofort wie die Wilden die Treppe hinauf in die oberen Zimmer zu den jungen Frauen. Wir waren sofort hellwach, hörten das Gepolter, dann das Schreien der Kinder und der Frauen, das Weinen, Wimmern, Jammern und Stöhnen der Gequälten und Vergewaltigten über uns. Wir unten im Zimmer glaubten, die schlachten oder ermorden die Menschen da oben, so ein fürchterliches Schreien war zu hören.

Ich hörte meine Mutter zu meiner Tante sagen: „Wenn sie da oben fertig sind, dann kommen sie zu uns runter." Meine Mutter versteckte mich rasch, sie hatte Angst um mich. Ich lag zwischen Wand und Schrankwand und mein elfjähriger Bruder auf mir. Manchmal bekam ich kaum Luft und zitterte am ganzen Körper vor Angst. Aber wir wurden in dieser Nacht verschont. Sie vergewaltigten nur die Frauen im oberen Stockwerk.

Sobald es hell wurde, sprangen wir hoch; wir waren immer angezogen, mehr besaßen wir nicht. Kaum waren wir aufgestanden, waren auch schon Russen da und trieben uns aus dem Haus. In der Nacht waren im Haus zwei kleine Kinder gestorben, ein zwei- und ein dreijähriger Junge. Die Mütter wollten die toten Kinder nicht liegenlassen und gruben im Garten meiner Tante eine Grube, um die beiden in Decken eingeschlagenen Leichen hineinzulegen. Die eine Mutter wollte sich

nicht von ihrem Kind trennen und lag schon fast selbst in der Grube, als ein Posten erschien, der uns, die wir dabei standen, mit dem Gewehrkolben zum Treck auf die Straße trieb.

„Dawaj, dawaj – schnell, schnell!"

Weiter ging es Richtung Mehlauken. Als wir ein Stück gelaufen waren, kam ein russischer Soldat mit einer Frau aus einem nahen Waldstück. Der Posten schrie die junge Frau an. Sie mußte sich am Straßenrand hinstellen. Der Soldat nahm sein Gewehr von der Schulter und erschoß die Frau. Sie fiel um, rollte tot in den Straßengraben und blieb dort liegen. Ich fragte meine Mutter, warum der Soldat das getan habe. Sie sagte, er hat die Frau wohl im Wald entdeckt und für eine Spionin gehalten: vielleicht aber wollte sie sich nur im Wald verstecken.

Es war der erste Osterfeiertag, als wir in Mehlauken ankamen. Wir wurden in ein großes Haus eingewiesen, in dem in einem großen Raum zweistöckige Pritschen aufgestellt waren. Mit vielen anderen Frauen und Kindern, die hier untergebracht waren, verbrachten wir eine ruhige Nacht. Die Russen ließen uns in Ruhe.

Doch am nächsten Morgen kamen sie.

Mit Schlagstöcken trieben sie uns raus, und es ging wieder weiter. Als wir über eine Brücke marschierten, sprang die vor uns gehende Mutter mit ihrem neunjährigen Mädchen über das Geländer in den Fluß; sie hatten das Leid nicht mehr ertragen können. Ohne Halt, ohne Pause, ging der Marsch weiter. Alte, Mütter und kleine Kinder, die nicht mehr laufen konnten, weil ihnen die Kraft dazu fehlte, blieben im Straßengraben zurück, während wir weitergetrieben wurden wie eine Viehherde. Die nächste Nacht verbrachten wir in einem Kuhstall, bevor es am frühen Morgen weiterging in Richtung Tilsit.

Vor dem Dunkelwerden erreichten wir ein großes Gut, weitab von der Straße. Die Gebäude und deren Fenster und Türen waren zwar kaputt, aber Herde und Öfen standen noch in den leeren Räumen und Wohnungen. Da unsere Mutter noch ein bißchen Mehl hatte, kochte sie uns eine Schlumsuppe, bestehend aus Wasser und etwas eingestreutem Mehl; sie schmeckte auch ohne Salz. Danach hielt uns unsere Mutter an, die Kleiderläuse totzudrücken, die uns befallen hatten.

Am nächsten Tag erreichten wir in den Mittagsstunden Breitenstein. In der Mitte des Dorfes mußte der Treck halt machen. Russen kamen und suchten Arbeitskräfte heraus. Wir waren noch immer mit meiner Tante und ihren vier Kindern zusammen. Doch jetzt wollten uns die Russen trennen. Meine Mutter, mein Bruder und ich wurden herausgesucht, meine Tante sollte mit dem Treck weiterziehen, wie alle Frauen mit kleinen Kindern, die nicht als Arbeitskräfte taugten. Beim Russen zählte nur

der Mensch, der arbeiten konnte. Kleine Kinder und alte Menschen sollten möglichst schnell verhungern; sie waren entbehrlich. Indem sie ihren fünfjährigen Jungen versteckte, gelang es meiner Tante dann aber doch, mit uns zu einem „Arbeitskommando“ eingeteilt zu werden.

Während der Treck weiterzog, wurden wir von den Russen in ein langes großes Gebäude eingewiesen. Die Nacht schliefen wir auf Stroh, zu essen bekamen wir nichts.

Am nächsten Morgen hörten wir zwei neue Worte: „Rabotti, rabotti – arbeiten, arbeiten!“ wußten aber noch nicht, was wir arbeiten sollten. Jeder von uns bekam nun einen Spaten, und dann marschierten wir los. Frauen und Kinder, denn auch Kinder ab zehn Jahren waren für die Russen Arbeitskräfte.

Jetzt erst erfuhren wir unsere Aufgabe: Wir waren ein „Totengräber-Arbeitskommando!“ Unsere Aufgabe bestand darin, alles was tot war, unter die Erde zu bringen. Denn mittlerweile waren die Temperaturen gestiegen, und die Leichen, die überall noch in den Häusern und auf den Straßen lagen, begannen einen üblen Verwesungsgeruch zu verbreiten. Wir mußten deshalb in allen leeren Häusern, danach auf Straßen und Plätzen, unter Trümmern und in Teichen nach Toten suchen.

Da und dort lag ein altes totes Mütterchen, verhungert, und Kinder in leeren, zerstörten Häusern und Wohnungen. In einem Schweinestall fanden wir sechs tote deutsche Soldaten. Auf einer Straße stand ein deutsches Militärfahrzeug mit drei Soldaten. Es war gar nicht so einfach, die Toten zu befördern. Wir hatten nur eine provisorische Trage. Darauf mußten wir die Toten rollen und in einem langen tiefen Graben beerdigen: es war der sogenannte „Ostwall“, den Gauleiter Koch hatte schaufeln lassen, um die Russen aufzuhalten. Jetzt wurde er in unserem Abschnitt zum Massengrab für deutsche Tote, Gefallene, Ermordete, Verhungerte.

Meine Tante wollte den Soldaten noch die Erkennungsmarke abnehmen, aber sofort sprang ein russischer Posten dazwischen und brüllte: „Njet, njet – nein, nein!“

Als meine Tante den toten Soldaten einige Gänseblümchen in ihr Grab werfen wollte, hielt ihr der Posten den Gewehrkolben vor das Gesicht. Das flößte uns allen Angst ein. Wir taten dann nur noch das, was die Russen uns befahlen. Auch aus Gräben, Flüssen und Teichen zogen wir tote Soldaten heraus; auch diese wurden im Massengrab beigesetzt.

Die erste Nacht nach diesem Beerdigungskommando war furchtbar; wir fanden alle kaum Schlaf. Ich hatte immer die Toten vor Augen, die ich am Tag gesehen hatte. Es dauerte einige Tage, bis wir alle Leichen gefunden und beerdigt hatten.

Nach diesem „Arbeitseinsatz" bekamen wir von den Russen zum ersten Male etwas Roggen für eine Woche zugeteilt. Da wir noch eine alte Kaffeemühle hatten auftreiben können, mit der die Russen bei der Plünderung des Hauses nichts hatten anfangen können, konnte meine Mutter ein Brot backen, und wir brauchten nicht mehr so zu hungern wie vorher.

Nach diesem ersten Tag der Totensuche folgten weitere. Wir mußten weiter über Land laufen und alles, was tot war, unter die Erde bringen. Am dritten oder vierten Tag – ich war mit meiner Tante unterwegs – kamen wir zu einem etwas abgelegenen Haus. Während ich den umliegenden Garten absuchte, ging meine Tante in das Haus. Hier fand sie in dem einzigen noch bewohnbar gewesenen Zimmer eine junge, schwerverletzte Frau, daneben eine ebenfalls junge, tote Frau und drei weitere Leichen, ein zwölfjähriges Mädchen, ein dreijähriges Mädchen und einen Säugling.

Die schwerverletzte Frau berichtete meiner Tante, daß sie sich mit der anderen Frau und ihren Kindern tags zuvor von dem Treck entfernt und in dem Haus Schutz gesucht habe. Nachts wären dann mehrere Russen gekommen, hätten die beiden Frauen vergewaltigt und beim Verlassen des Zimmers eine Handgranate hineingeworfen. Durch die Explosion wäre die zweite junge Frau und das zwölfjährige Mädchen sofort getötet worden, das dreijährige Mädchen und der Säugling wären kurz danach gestorben.

Als meine Tante kreidebleich aus dem Haus gelaufen kam und wir überlegten, ob wir der Schwerverletzten helfen könnten, kam ein Russe und trieb uns von dem Haus fort; er selbst ging dann hinein. Später haben dann andere ebenfalls zum Beerdigungskommando gehörende Frauen die Toten aus dem Haus geborgen, und wie wir erfuhren, auch die inzwischen verstorbene Schwerverletzte.

Am nächsten Tag ging ich nicht mit auf Leichensuche. Als ich meinen Bruder, der mit einigen anderen Jungen in einem Graben spielte, holen wollte, entdeckten wir zwei ermordete deutsche Soldaten. Sie waren furchtbar zugerichtet. Wir Kinder waren so geschockt, daß wir sofort zu unseren Müttern liefen.

Schon am Abend zuvor, als meine Tante meiner Mutter und einigen anderen Frauen über das Erlebte berichtete, entschlossen wir uns, in der Nacht aus Breitenstein wegzulaufen, Richtung nach Hause.

Um Mitternacht zogen wir los: Mutter, mein Bruder Otto, ich, meine Tante mit ihren vier Kindern, zwei ältere Frauen und ein alter Mann. Es war stockdunkel, und die Angst saß uns im Nacken. Wehe wenn uns die Russen entdeckten. Es war unheimlich, als wir das nächste Dorf erreich-

ten, nirgendwo ein Licht, die Häuser schienen leer. Wir liefen und liefen, die ganze Nacht, nur weg von Breitenstein. Den ganzen Tag über trafen wir keinen einzigen Russen. Dann kam die nächste Nacht. Wir kamen wieder in ein anscheinend leeres Dorf. Am Dorfeingang entdeckten wir an einem Haus eine Garage. Darin war aber nicht genug Platz für alle. Mit meiner Mutter, meiner Tante, deren Kindern und meinem Bruder suchten wir uns deshalb ein Quartier im nächsten Haus.

Endlich, am nächsten Tag, erreichten wir unser Heimatdorf. Doch schon am nächsten Tag haben mich die Russen abgeholt und mich mit einem anderen Mädchen, Anni Goldbach, aus unserer Nachbarschaft, nach Kraupischken in die Molkerei gebracht. Hier mußten wir in der Käserei den ganzen Tag Käselaibe waschen. Dabei sind wir wenigstens nicht verhungert und haben uns manchmal selbst bedient.

Nach einigen Tagen brachten uns die Russen nach Annenhof, das in der Nähe des Kurischen Haffs liegt, auf ein großes Gut. Ich mußte dort den Kuhstall ausmisten, für ein 15jähriges Mädchen eine schwere Arbeit.

Ich sorgte mich um meine Mutter und meinen Bruder. Ob sie noch zu Hause waren oder verschleppt wurden, wie viele andere? Man hörte immer wieder, daß die Russen Frauen als Arbeitskräfte nach Sibirien bringen.

Da wir Hunger und Heimweh hatten und auch die schwere Arbeit uns nicht gefiel, beschlossen meine Freundin Anni und ich, wegzulaufen – nach Hause. Nachts machten wir uns auf den Weg. Die Strecke kannte ich. In Labiau mußten wir über die Luisenbrücke, und dann kam die Straße, die in den Wald führt in Richtung Karlsrode. Wir schafften es. Endlich war ich wieder zu Hause. Und Mutter und Bruder waren auch da. Die Wiedersehensfreude war groß.

Außer uns waren auch noch andere Leute in unser Dorf zurückgekehrt. Doch wir alle wußten nicht, wie wir den Winter überstehen sollten. Wovon sollten wir uns ernähren? Wir waren jetzt nur noch zu dritt. Tante Hanna war mit ihren Kindern in ihr Haus zurückgekehrt.

Eines Tages, mitten im kalten Winter 1946, kam eine Frau aus der Nachbarschaft zu uns gelaufen und sagte ganz aufgeregt zu meiner Mutter: „Die Russen sind mit Lastkraftwagen im Dorf und greifen die Leute. Man weiß nicht, wo sie sie hinbringen!"

Unser Fluß, die Timber, war zugefroren, so daß wir über das Eis flüchten konnten. Mit wenig Gepäck, das wir auf unseren Schlitten packten, zogen wir los über das Eis. Die Dörfer Karlsrode, Franzrode, Wilhelmsrode, Friedrichsrode und Eversdorf lagen dicht beieinander. Unser erstes Ziel war Tante Hanna, die wir mit ihren vier Kindern nicht zurücklassen wollten. Sie schloß sich uns auch sofort an.

Es wurde beschlossen, nach Lindenhorst zu gehen. Dort stand das Haus von Tante Berta und Onkel Franz. Dort hofften wir Unterkunft zu finden. Als wir die zehn Kilometer bis dahin geschafft hatten, fanden wir das Haus von Zivilrussen bewohnt. Da trauten wir uns nicht hinein. Doch das Haus daneben stand leer. Wir waren so froh und glücklich, daß uns die Flucht geglückt war.

Aber es war Winter, und wir hatten nicht viel zu essen. Uns stand der Hungertod bevor. Wenn wir wenigstens Kartoffeln hätten! Da kam uns ein Zufall zu Hilfe. Wir hatten erfahren, daß sich im Nachbardorf Friedrichsrode ein Kartoffellager befinden soll, und wir erfuhren auch, wo es war. Meine Tante und ich wurden uns schnell einig, in der nächsten Nacht über das Eis nach Friedrichsrode zu gehen. Das Dorf war nur wenige Kilometer entfernt und sollte fast unbewohnt sein. Auf dem Weg dorthin hatten wir immer wieder Angst, daß das Eis einbrechen könnte. Etwa um Mitternacht kamen wir an. Ganz vorsichtig schlichen wir uns in den Ort hinein. Einige Häuser schienen doch bewohnt zu sein. Vielleicht von Russen. Wir fanden auch das Kartoffellager. Doch die Erde war hart gefroren. Wir hatten große Mühe, ein Loch zu buddeln. Dann glückte es uns aber, und wir machten uns zwei große Bündel voll Kartoffeln, die wir auf unseren mitgebrachten Schlitten luden. Dann schlichen wir uns wieder vorsichtig aus dem Ort heraus. Zeitweise krochen wir auch. Der Rückweg machte uns große Mühe. Als wir in den frühen Morgenstunden wieder zu Hause ankamen, waren wir sehr froh. Die Kartoffeln haben uns bis in den Frühling nicht verhungern lassen. Wir gingen sehr sparsam damit um; sogar die Kartoffelschalen wurden gegessen. Die Kartoffeln wurden gerieben, damit das Wasser angedickt war.

Schlimm waren die Menschen dran, die keine Kartoffeln und auch sonst kaum etwas zum Essen hatten. In unserem Nachbarhaus wohnte ein Mann namens Lauscher. Seine Frau war gestorben. Mit vier Kindern blieb er allein zurück. Der älteste Sohn war zehn Jahre alt. Er sollte seine kleinen Geschwister mit Essen versorgen. Wenn er nicht gekocht hatte, bekam er vom Vater Schläge. Der Junge hatte ja gar nichts zum kochen, es war ja nichts da. Eines Tages drehte der Vater durch. Mitten im kalten Winter stellte er einen Stuhl draußen in den Schnee, zog sich nackt aus, setzte sich drauf und ließ sich erfrieren. Es durfte keiner an ihn herankommen. Als er tot war, blieben die vier Kinder allein. Die beiden kleinsten verhungerten. Die beiden anderen Kinder, acht und zehn Jahre alt, gingen dann nach Litauen. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Litauer deutschen Kindern etwas zu essen geben.

Als unsere Kartoffeln verbraucht waren und auch unser Mehl zu En-

de ging, kämpften wir jeden Tag gegen den Hunger an. Nun waren die Brennesseln schon soweit und die Melde. Mutter schickte uns immer los zum pflücken. Man konnte die Wassersuppe zwar essen, aber man war hinterher genauso hungrig wie vorher.

Mit meiner Freundin Erika Ruschöck – sie wohnte in Lindenhorst – machte ich mich eines Tages auf, um nach Lettland zu fahren. Wir wollten dort betteln gehen. Erika hatte noch sechs Geschwister, sie war die zweitälteste.

Wir hatten erfahren, daß man bis Mehlauken laufen muß. Von da an fuhren Züge. Man sagte uns: „Ihr müßt Euch im Bremshäuschen verstecken, und es muß dunkel sein, damit man von den Russen nicht entdeckt wird!"

Wir taten, wie man uns geraten hatte.

In Mehlauken sprangen wir auf einen Zug auf, als dieser anfuhr und versteckten uns im Bremshäuschen. Es ging alles gut. So kamen wir nach Litauen. Dort wurden alle Deutschen aus dem Zug geholt, weil sie keine Fahrkarten hatten. Auch Erika und ich. Wir hatten ja kein Geld. Wir warteten auf dem Güterbahnhof den nächsten Zug ab. Wir hingen draußen am Zug. Man hatte uns den Rat gegeben, uns nicht an die Seite zu hängen, wo die Bahnstation ist. Dann würde uns die Bahnpolizei herunterholen. So sind wir öfter, während der Zug fuhr, über die Puffer auf die andere Zugseite geklettert. Wir wollten bis Libau fahren und haben es auch geschafft.

In Libau sind wir abgesprungen, um betteln zu gehen.

Nun waren wir 15 und 16 Jahre alte Mädchen in einem fremden Land, wo eine andere Sprache gesprochen wurde. Man hatte uns geraten, nur um Geld zu betteln, um nichts anderes, denn mit Gepäck kann man nicht auf einen Zug aufspringen.

Also fingen wir an, in der Stadt um Geld zu betteln. Am späten Nachmittag hatten wir schon einige Geldstücke zusammengebettelt. Die Letten waren sehr freundlich zu uns. Manche gaben uns zu essen, aber kein Geld.

Als wir aus einem Haus herauskamen, begegneten wir einem alten Mütterchen. Sie sprach die plattdeutsche Sprache genau so, wie wir sie zu Hause sprachen. Sie nahm uns beide mit zu sich nach Hause, obwohl das strengstens verboten war. Aber die alte Oma hatte ein Herz für uns zwei Mädchen, und wir konnten bei ihr übernachten. Vorher tischte sie uns Abendbrot auf. Lauter schöne Sachen, die wir lange nicht kannten. Dann sagte die Oma: „Und jetzt wascht Euch erst einmal die Haare." Auch Waschpulver und Seife kannten wir seit langem nicht mehr. Und dann zeigte uns das Mütterchen, wo wir die Nacht schlafen sollten. Eri-

ka und ich sind uns um den Hals gefallen, wir konnten es kaum fassen: in einem weiß bezogenen Bett. Das kannten wir seit langem nicht mehr, in weiß bezogener Bettwäsche zu schlafen. Am liebsten wären wir bei der alten Oma geblieben. Sie war so herzlich gut zu uns.

Am nächsten Morgen gingen wir mit der Oma Wasser holen bei einer Schwengelpumpe, die nicht weit vom Haus entfernt stand. Dabei begegneten wir einem deutschen Kriegsgefangenen, der mit einem Fahrzeug Wasser für sein Lager holte. Die Oma kannte ihn. Von ihr erfuhren wir dann folgende Geschichte:

Der russische Major, der das Lager leitete, hatte die Verpflegung für die Gefangenen anderweitig verschoben und ließ die deutschen Soldaten verhungern. Viele starben und wurden in Massengräbern verscharrt. Der Major hatte einen deutschen Kriegsgefangenen als Fahrer. Der Fahrer konnte nicht mehr mit ansehen, wie seine Kameraden hungerten und starben, nur deshalb, weil der Kommandant des Lagers die Verpflegung verschob. Als er eines Tages mit dem Kommandanten zu seiner Familie unterwegs war, entschloß er sich, sich selbst zu opfern, und steuerte, als er über eine Brücke fahren sollte, den Wagen in vollem Tempo neben der Brücke in einen Fluß. Alle ertranken, er auch. Das Lager bekam einen neuen Kommandanten. Von diesem Tage an wurde alles besser.

Nachdem wir eine Nacht wie im Himmel bei der Oma geschlafen hatten, mußten wir nach dem Frühstück Abschied nehmen. Zuvor gab sie uns noch „Marschverpflegung" mit und Geld für die Rückreise, damit wir uns eine Fahrkarte für den Zug kaufen konnten. Erika und ich bedankten uns ganz herzlich und zogen weiter.

Als Orientierungsmöglichkeit wählten wir die Bahnschienen, an denen wir entlang gingen. Im nächsten Dorf, das an der Bahnlinie lag, gingen wir wieder von Haus zu Haus betteln. Wir bekamen Graupen, Grütze, Mehl oder Brot. Unsere Rucksäcke und Taschen füllten sich immer mehr, und wir freuten uns darauf, mit dieser Beute bald nach Hause zu kommen. Die Litauer haben so manchen Deutschen aus Ostpreußen vor dem Hungertod bewahrt.

Drei Tage lang sind wir noch gelaufen, haben gebettelt, in den Nächten uns nach einem Lager umgesehen und auch immer eine Scheune oder einen Stall gefunden.

Doch die Länge trägt die Last. Der Rücken tat weh, die Arme wurden immer länger. Wir wollten nach Hause.

Als wir Libau endlich erreicht hatten, kauften wir uns eine Fahrkarte bis eine Station vor Memel. Wir hatten gehört, daß in Memel der Zoll sehr streng sei und vielen Leuten das mühsam Erbettelte wieder abnehme. Unsere nächste Station war Tilsit. Wir mußten dort über eine Brücke

zum Bahnhof laufen. Spätabends fuhr der Zug nach Mehlauken. Um Mitternacht kamen wir dort an, mußten dann aber noch sechs Kilometer zu Fuß bis nach Lindenhorst gehen, wo unsere Angehörigen waren. Wir liefen dann immer ein Stück und machten dann eine kleine Pause. Die Füße taten uns jetzt weh, denn unsere Schuhe hatten wir abgelaufen, zuletzt hatte ich meine weggeworfen und lief barfuß. Gott sei Dank trafen wir in dieser Nacht keine Russen, so daß wir mit letzter Kraft mit unserer Last endlich an unserem Ziel ankamen.

Unsere Angehörigen fielen uns um den Hals, weil wir mit so vielen eßbaren Sachen ankamen. Aber ich sagte meiner Mutter gleich, betteln gehe ich nicht mehr, und wenn ich verhungern muß.

Nun, mit dem was ich zusammengebettelt hatte, konnten wir wieder eine Weile leben. Wir haben auch einiges gut verpackt vergraben, weil wir fürchteten, die Russen würden es uns wegnehmen.

Eine Woche später kamen plötzlich Russen in unser Haus und erklärten uns, wir müßten es in einer Stunde räumen, da Zivilrussen hier einziehen würden.

Wir standen wieder vor dem Nichts. Was wir an Eßbarem noch vergraben hatten, mußten wir zurücklassen.

Jetzt wurden wir zur Arbeit getrieben, auf eine Landkolchose, auf der schon viele Frauen waren, denn Männer waren rar und meistens zu alt zum arbeiten. Wir wurden zu verschiedenen Arbeiten eingeteilt. Einige Frauen kamen in den Kuhstall. Die Milch, die die Kühe gaben, bekamen aber nur die Russen. Andere, wozu auch wir, meine Mutter, mein Bruder und ich gehörten, mußten das Land bestellen.

Da es keine Pferde auf der Kolchose gab, wurden sieben Frauen vor den Pflug gestellt und mußten ihn ziehen. Später stellte man 24 Frauen vor die Dreschmaschine, die früher die Pferde gezogen hatten. So wurden viele Frauen mit unerhört schwerer Arbeit gequält.

Eines Tages kam ein Lastwagen auf die Kolchose gefahren. Russen sprangen heraus und nahmen drei Frauen mit. Ich war auch dabei. Wir wurden nach Tilsit zum Bahnhof gefahren. Dort mußten wir Roggen, der eingesät werden sollte, auf den Lkw aufladen. Die Felder dafür waren schon bestellt, sie lagen direkt am Bahnhof in Tilsit neben einem deutschen Kriegsgefangenenlager. Dann fuhr uns der Lkw wieder zur Kolchose zurück. Meine Mutter hatte sich schon große Sorgen um mich gemacht, man wußte ja nie, wohin man von den Russen verschleppt wurde, wenn sie Frauen abholten.

In den nächsten Wochen und Monaten drückte uns jeden Tag nur eine Sorge: was werden wir am nächsten Tag essen. Wir mußten zwar tagaus tagein für die Russen schwer arbeiten, zu essen bekamen wir aber

nichts. Um zu überleben, stahlen wir von streng bewachten Feldern Kartoffeln, um Kartoffelsuppe oder Klöße kochen zu können, sowie aus Scheunen Roggen oder Hafer, den wir fein mahlten für Suppen. Wir fanden auch ein altes Fischernetz und gingen abends auf Fischfang. Da das Netz aber große Löcher hatte und wir es nicht reparieren konnten, blieben nur wenige Fische darin hängen. Unsere Jungen kamen auf die Idee, Fallen zu basteln, um Vögel zu fangen. Abends kletterten sie auf die Telefonmasten und stellten die Fallen auf. Einige Male kamen sie mit großen toten Vögeln an. Die wurden gerupft, und dann gab es eine schöne Brühe mit ein bißchen Fleisch, was wir lange nicht mehr kannten. Vor Hunger haben wir alles gegessen, Hauptsache es war nicht giftig.

Im Herbst wurde die Landkolchose aufgelöst und kurz vor Beginn des Winters 1946/47, ganz in der Nähe, eine Waldkolchose gegründet. Die Arbeit wurde nun noch schwerer. Wir mußten Bäume fällen, ausästen und auf zwei Meter Länge sägen. Die ganz alten Männer mußten die Sägen schärfen. Mittags durften wir uns ein Feuer machen, um uns aufzuwärmen. Der Wald in der Nähe von Großbaum wurde buchstäblich geplündert. Am Abend holten uns Lkws wieder ab. Am Heiligabend 1946, auch das war für uns ein Arbeitstag, holte uns der Lkw nicht ab, so mußten wir den ganzen Weg bis zu unserer Unterkunft zu Fuß laufen und kamen erst weit nach Mitternacht an. Am nächsten Tag fragten wir den Fahrer warum er nicht gekommen sei. „Auto kaputt" sagte er. Wir mußten es ihm glauben.

Die schwere körperliche Arbeit und der Hunger rafften in dieser Zeit viele Menschen dahin. Durch das zunehmende Sterben gingen dem Russen auch Arbeitskräfte verloren. Es mußte sich etwas ändern.

In unserem Ort wurde ein Magazin eingerichtet. Jeder, der gearbeitet hatte, bekam nach der Arbeit jeden Tag ein Pfund Brot. Das eine Pfund war eine dicke Scheibe. Es war auf Alaun gebacken und sehr naß. Doch wir freuten uns, wenn wir abends aus dem Wald kamen und uns das Brot holen konnten. Alte Leute und kleine Kinder, die noch nicht arbeiten konnten, bekamen nichts, nur die acht-, neun- und zehnjährigen, die arbeiteten. Nach einigen Wochen bekamen wir für unsere Arbeit auch einige Rubel, für die wir im Magazin einkaufen konnten.

Schwer bestraft wurde jetzt das Stehlen. Ein junges Mädchen aus Franzrode hatte Pech. Die 16jährige war beim Kartoffelstehlen von einem Posten erwischt worden. Sie wurde dafür mit zehn Jahren Arbeitslager in Sibirien bestraft.

Inzwischen kamen immer mehr Zivilrussen und besetzten die Häuser, wobei sie sich die besterhaltenen aussuchten.

1948 verbesserte sich die Lage, und wir hörten zum ersten Male, daß

das nördliche Ostpreußen jetzt zu Rußland gehörte und daß alle Deutschen das Land verlassen müßten. Das war die erste Nachricht, die wir überhaupt erfuhren. Bis dahin waren wir ohne jede Information darüber, was inzwischen in den ersten Nachkriegsjahren im übrigen Deutschland geschehen ist.

Mitte September 1948 bekamen wir Bescheid, daß auch wir bald nach Deutschland abtransportiert würden und nur das Nötigste mitnehmen dürften. Trotz der Wehmut, die Heimat verlassen zu müssen, waren wir Deutschen überglücklich, als wir auf dem Bahnhof Mehlauken auf unseren Zug warteten.

Als wir in den Güterzug eingestiegen waren, glaubten wir noch immer nicht an unser Glück. Vielleicht fuhr der Zug nicht nach Deutschland, sondern nach Sibirien? Aber als wir an dem ehemaligen Bahnhof Alt Sternberg vorbeifuhren, wußten wir, es geht nach Deutschland, und irgendwer stimmte das Lied an: „Ade – Du mein lieb Heimatland". Und jeder von uns weinte dabei. Die Tränen rollten nur so. Wir mußten die Heimat, unser Ostpreußen, für immer verlassen. Das tat weh!

In Königsberg mußten wir aussteigen, wurden registriert, untersucht und entlaust. Ein Güterzug fuhr ein. Wir stiegen ein. Die Wagen wurden verplombt, und dann fuhren wir. Zwei Tage lang.

In Starkow bei Berlin war Endstation, wir kamen in ein Lager und bekamen unsere Papiere. Wir waren zwar in Deutschland, aber wieder bei den Russen. Als mir das bewußt wurde und ich von der Zoneneinteilung erfuhr, sagte ich zu meiner Mutter: „Hier bleibe ich nicht, ich gehe nach Westen, sobald ich dazu eine Möglichkeit finde!"

Wir taten es auch einige Zeit später, nachdem wir Kontakt zu einer Tante gefunden hatten, die jetzt im Westen wohnte. Schwarz gingen wir über die Grenze, fanden vorübergehend Aufnahme im Flüchtlingslager Uelzen.

Und danach begann ein neues Leben für uns.

Von unserer Familie haben nur drei den Krieg überlebt, meine Mutter, mein Bruder Otto und ich.

Vier meiner Brüder sind im Krieg gefallen, und mein Vater ist, wie wir erst im Oktober 1948 erfuhren, im russischen Sammellager Georgenburg bei Insterburg an Hunger und Entkräftung gestorben. Er fand seine letzte Ruhe in einem Massengrab in heimatlicher Erde in Ostpreußen.

| Originalbericht 59 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön |
| --- |

Dokument 22

**Else Schirrmacher**

Jahrgang 1925, geboren in Herzogswalde, Kreis Mohrungen

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Herzogswalde, Kreis Mohrungen |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Herzogswalde / Liebstadt / Wormditt / Braunsberg / Insterburg / Moskau / Sibirien |
| Ausweisung/Vertreibung: | März 1948 nach Frankfurt (Oder) |

## „Tote Frauen: erschossen, erschlagen, erhängt"

Am Sonntag, den 21. Januar 1945, erhielten wir den Befehl: „Fertigmachen zum Trecken!" Wir ahnungslosen Engel, meine Mutter und ich, hatten bis dahin den Parteiparolen geglaubt, daß kein Russe jemals ostpreußischen Boden betreten würde.

Als mein Vater, 53jährig, im Dezember 1944 plötzlich gestorben war und uns auf dem kleinen Bauernhof, den wir besaßen, zurückgelassen hatte, waren wir sehr traurig gewesen. Wir hatten nicht damit gerechnet, wenige Wochen später sagen zu müssen: Gott sei Dank hat er die über uns hereinbrechende Katastrophe nicht mehr miterleben müssen.

Mit dem Aufruf zur Flucht überstürzten sich die Ereignisse. Unser Fluchtwagen mußte überdacht werden. Mutter und ich standen allein vor dieser Aufgabe. Ich, kurz vor meinem 20. Geburtstag, hatte keine Ahnung, wie ich dies anfangen sollte. Mutter war nicht imstande, einen klaren Gedanken zu fassen; sie setzte sich hin und weinte fassungslos.

So begannen wir mit dem Bepacken des Wagens: Essen für uns, Futter für die Pferde, dann die Betten und die Kleidung. Es mußte an so vieles gedacht werden. Vieles konnten wir nicht mitnehmen: Unser Vieh, die Schweine, das Geflügel, alles mußten wir zurücklassen.

Der Wagen war fast voll, war aber noch immer nicht überdacht. Doch das Problem löste sich von allein. Es begann so heftig zu schneien, daß wir einen Schlitten nehmen mußten. Also in aller Eile alles umgepackt. Wir ahnten nicht, daß sowieso schon alles zu spät war.

Es war wohl schon nach Mitternacht, als ich zur Straße hinunter ging und die zurückflutenden Soldaten und Panzerfahrzeuge sah. Wo sollten wir wohl mit unserem Schlitten bleiben? Dafür war überhaupt kein Platz auf der Straße. Ich fragte einen Offizier, wie und in welche Richtung wir flüchten sollten. Seine Antwort: „Bleibt wo ihr seid, ihr kommt sowieso nicht mehr weit!"

Zurück bei meiner Mutter sah ich, wie schwer ihr der Abschied von Haus und Hof fiel: „Aber Kind, wir können doch nicht alles so einfach im Stich lassen?!"

Wir entschieden uns zu bleiben, zumal auch die anderen Bauern in unserem Dorf noch nicht fertig waren, um zu trecken.

In dieser Nacht bekam niemand ein Auge zu. Was sollten wir machen? Wo sollten wir hin? Warten bis die Russen da sind?

Als der neue Tag begann, wurde es auf der Straße ruhiger. Wir verließen unser Dorf und fuhren mit unserem vollbepackten Schlitten über einen verschneiten Weg zu dem Bauern Weniger, dessen Hof ziemlich versteckt außerhalb des Dorfes etwa zwei Kilometer entfernt mitten im Wald lag. Gott sei Dank, daß ich diesen Einfall hatte. Als ich noch einmal zu unserem Hof zurückfuhr, um noch etwas zu holen, war dieser schon von Volkssturmmännern besetzt. Mit Panzerfäusten bewaffnet erwarteten sie die Russen.

Nicht nur meine Mutter und ich, auch andere Dorfbewohner hatten sich in den abgelegenen Hof des Bauern Weniger geflüchtet. Das Wohnhaus war überfüllt, ebenso der Stall und die Scheune, die voller Pferde standen; auf dem Hof stauten sich die Schlitten. Kisten und Kästen mit Kleidung und Lebensmitteln wurden in dem etwas abseits liegenden Keller verstaut.

Der Hof war vom Dorf nicht einzusehen; es lagen einige Hügel dazwischen. Der anhaltende Schnee hatte unsere Spuren verwischt. So fühlten wir uns sicher. Wenigstens für einige Zeit.

Gleich in der ersten Nacht auf dem Hof hörten wir die russischen Panzer auf der Straße hinter dem Wald in unser Dorf rollen. Auch die grölenden Soldaten konnten wir hören. Und wir bekamen alle Angst, daß man uns finden würde.

Einige Tage vergingen, ohne daß sich die Russen in unserem einsamen Versteck blicken ließen. Die Frauen kochten für die vielen Menschen auf dem Hof. Wir jungen Mädchen halfen den wenigen Männern, das Vieh und die Pferde zu versorgen.

Es war sehr kalt. Felder und Wiesen waren verschneit. Ich war gerade auf dem Hof, als ich plötzlich ein Pfeifen aus dem Wald hörte. Im ersten Erschrecken dachte ich an Russen, sah dann aber, daß jemand winkte. Es

waren fünf deutsche versprengte Soldaten in weißen Schneehemden. Sie wollten wissen, ob die Russen bereits in unserem Dorf seien. Die Soldaten kamen dann mit auf den Hof, sie hatten Hunger und waren total erschöpft, sicher hatten sie schwere Tage hinter sich. Gern versorgten wir die Männer mit Essen und Trinken, was wir in Fülle hatten. Dann ließen sie sich erschöpft auf den Fußboden fallen. Der Unteroffizier hatte Mühe, die Soldaten davon zu überzeugen, daß sie nicht bleiben konnten und mit ihm aufbrechen müßten. Würden die Russen die Soldaten mit uns hier finden, bestand die Gefahr, daß wir alle erschossen würden. Mit reichlich Proviant versorgt, verschwanden sie, wie sie gekommen, wieder im Wald. Einer der Soldaten sagte noch zu mir: „Mädchen, mach Dich alt!"

Ich wußte in diesem Augenblick mit diesem Rat nichts anzufangen; später erfuhr ich, was der Soldat damit gemeint hatte.

Ein paar Tage nachdem die Russen unser Dorf besetzt hatten, waren einige von unserem Hof in das Dorf zurückgegangen. Mit entsetzten Gesichtern kamen sie zurück; sie hatten in den ersten Häusern am Dorfrand nur Tote gefunden: erschossen, erschlagen, erhängt. Junge Mädchen, alte Frauen, Kinder, ganze Familien.

Nun wußten wir, welchem Schicksal wir entgangen waren, aber unsere Angst nahm noch zu, was uns erwarten würde, wenn uns die Russen entdeckten.

Stunden später war es soweit.

Plötzlich Alarm! Russen zu Pferde kamen in unsere Richtung. Wir sahen sie kommen.

Wir waren fünf junge Mädchen im Haus. Im Flur war der Niedergang zu einem Keller. Schnell die Klappe hochgehoben, und wir fünf waren in Windeseile im Keller verschwunden. Die Mütter stellten den Niedergang ganz schnell mit allerlei Hausrat zu, daß man ihn nicht sehen konnte. Die Kellerfenster waren von außen zugeschneit, so daß man auch von außen her unser Versteck nicht entdecken konnte.

Kaum waren wir unten, da ging das Geschrei oben los. „Uri – Uri!" Das waren die ersten Worte, die wir im Keller, auf den Kartoffeln liegend, von den Russen hörten. Die Kinder schrien, die Frauen weinten. Dazwischen Geschrei von Russen, die, wie wir später hörten, einen jungen Mann erschießen wollten, der herzkrank und somit vom Wehrdienst befreit war und in dem sie einen Soldaten in Zivil oder Partisanen vermuteten. All das hörten wir vor Angst zitternd im Keller mit, ohne zu sehen, was geschah.

Als die russischen Soldaten verschwunden waren, ließ man uns wieder aus dem Keller hochkommen. Von nun an häuften sich die Besuche

der Russen. Als erstes nahmen sie uns die Pferde weg. Dann wurden alle Hunde erschossen, damit sie nicht bellten, wenn die Russen sich dem Hof näherten.

Sobald Russen in der Ferne sichtbar wurden, verschwanden wir Mädchen im Keller. Immer hatte ich schreckliche Angst, man würde den Niedergang finden und mit der Maschinenpistole hineinfeuern. Als wir dann von einem älteren Mann hörten, daß die Russen inzwischen wüßten, daß die Häuser Keller hätten, fühlten wir uns nicht mehr sicher. Wir zogen deshalb in die Scheune. Ganz oben in der Spitze, im Saatklee, fanden wir ein neues Versteck. Wir stellten eine lange Leiter an, um hochzukommen. Die Leiter wurde unten sofort wieder weggenommen und auf der anderen Seite der Tenne wieder im Stroh versteckt. Dieses Versteck hatte den Nachteil, daß wir es ohne fremde Hilfe nicht verlassen konnten. Wenn keine Gefahr bestand und kein Russe im Haus war, holte man uns. Gab es Alarm, rasten wir so schnell wir konnten über den Hof in die Scheune in unser Versteck. Manchmal schafften wir es gerade noch in allerletzter Minute. Und es war immer jemand da, der die Leiter wegnahm und versteckte.

Oft tobten sich im Haus die zum Teil betrunkenen Russen aus. Selbst die älteren Frauen wurden von den Vergewaltigern nicht verschont. Wer sich wehrte, setzte sein Leben aufs Spiel. Es wurde geplündert und geräubert. Alles was ihnen gefiel, nahmen die Russen mit.

Wenn die Vandalen das Haus und den Hof verlassen hatten, gab es Entwarnung, und man holte uns aus der Scheune. Doch als die Besuche der Russen auf dem Hof immer öfter stattfanden und zahlreicher wurden, konnten wir unser Versteck nicht mehr verlassen. Da es kälter geworden war, 20 Grad Minus, begannen wir zu frieren, obwohl ich den Schafspelz meines Vaters trug und mehrere Wollsocken übereinander. Wir lagen in der Runde in unserem Nest, in der Mitte eine Pelzdecke über den Beinen. Essen und Trinken wurde in einem Korb an der Leine hochgezogen. Die Toiletteneimer ebenso.

Eines Tages stiegen noch zwei junge Mädchen in unser Versteck, die von ihrem elterlichen Hof, der ebenfalls etwas abseits vom Dorf lag, in den Hof des Bauern Weniger geflüchtet waren. Sie sagten uns, sie hätten die Hetzjagd der Russen auf Frauen und Mädchen nicht mehr ausgehalten. Sie waren durchs Fenster gestiegen und dann querfeldein zu uns gelaufen in der Hoffnung, es würde hier nicht so schlimm sein.

Nun waren wir sieben Mädchen oben in der Scheune.

Einmal, plötzlich in der Nacht, Kanonendonner und das Heulen der Stalinorgeln. Sie konnten nicht sehr weit von uns stehen. Wie sich später herausstellte, hatten deutsche Soldaten für kurze Zeit das nächste Städt-

chen, Liebstadt, ca. sieben Kilometer von uns entfernt, zurückerobern können. Unser Hoffnungsschimmer auf Befreiung hatte nur einen Tag gedauert. Wir hatten keine Ahnung, wie und wo der Krieg weiterging. Kein Radio, kein Strom, kein Licht, keinerlei Informationen.

So vergingen einige Wochen, ohne daß uns die Nahrungsvorräte auf dem Hof ausgingen. Jeder hatte genug mitgebracht. Wir oben in der Scheune haben die Russen zwar immer gehört, doch nie gesehen. Sobald welche in Sicht waren, wurden wir gewarnt. Absolute Ruhe. Kein Sprechen, kein Husten. Ich steckte mir das Taschentuch als Knebel in den Mund.

An einem Vormittag hörten wir lautes Grölen und Gejohle. Die Russen hatten den Vorratskeller entdeckt. Ein schlimmer Verlust für uns alle. Alles wurde geplündert und geraubt, auch eine Menge Spirituosen, die unser Gastwirt Steppun mitgebracht hatte. Unter Freudengeheul räumten die Russen alles aus und zogen mit ihrer Beute los.

Von diesem Zeitpunkt an kamen immer mehr Russen auf den Hof. Ständig waren welche im Anmarsch, zu Fuß oder zu Pferde.

Eines Abends wurden wir gewarnt: „Seid ruhig, es kommen Reiter!" Sie hatten wohl vor, länger zu bleiben, denn sie stellten die Pferde unter uns auf die Tenne. Sie pfiffen, sie lachten und schossen in die Gegend. Eines der zuletzt zu uns gekommenen Mädchen hätte uns beinahe verraten.

Aus Angst war sie aufgesprungen und wollte in Panik über den Balken nach unten springen. Ich faßte sie an den Haaren und drückte ihren Kopf nach unten. Wäre es da unten nicht so laut gewesen, hätte man uns gehört. Wir hatten ständig Angst, daß die betrunkenen Russen ein Streichholz in die Scheune werfen; wir wären dann jämmerlich verbrannt.

Die Russen blieben dann die ganze Nacht im Haus, wunderten sich und sagten immer wieder: „Alles alt, alles alt!" Die Mütter sagten, wir seien aus Angst in den Wald gelaufen, in ein anderes Dorf. Am anderen Morgen verließen die Russen den Hof dann wieder. Was die älteren Frauen im Haus in der letzten Nacht erlebt hatten, danach wagten wir nicht zu fragen, als wir unser Versteck verlassen konnten.

Am nächsten Abend, wir waren in aller Eile wieder in unser Versteck geflohen, erschienen drei Russen und eine Weißrussin, die bei einer Familie im Dorf gearbeitet hatte, auf dem Hof. Sie drohten dem Bauern Weniger mit der Pistole: „Hier muß sein deutsch Mädchen?!"

Vor lauter Angst hat uns der Bauer verraten, obwohl seine zwei Töchter mit uns oben in der Scheune waren. Die Russen hatten seine Frau bereits bedrängt, sie angepinkelt und in die Luft geschossen.

Mir tönt noch heute der Ruf des Bauern in den Ohren: „Mädels, ihr müßt runterkommen, es hat keinen Zweck mehr, sich zu verstecken!"

Ja – nun hatten sie uns. Die Russen machten große Augen, als wir sieben junge Mädchen die Leiter runterstiegen, zitternd vor Angst.

Was wir danach über uns ergehen lassen mußten, ist mit Worten nicht zu beschreiben, es war das schrecklichste Erlebnis meines Lebens. Und es war erst der Anfang des Martyriums, das in den nächsten Tagen, Monaten und Jahren folgte.

Wir wurden am nächsten Tag in die russische Kommandantur nach Liebstadt gebracht. Das bedeutete die Trennung von meiner Mutter, die auf dem Hof des Bauern Weniger blieb.

Die Stadt war bis auf einzelne Häuser zerstört. Das Haus, in dem sich die Kommandantur befand, hatte einem mir bekannten Lehrer gehört. Man brachte uns in einen kleinen Raum unter dem Dach des Hauses. Außer einem Liegestuhl gab es noch einige wenige Matratzen auf dem Fußboden. Das führte dann dazu, daß wir gleich in der ersten Nacht Besuch bekamen. Es schlich sich jemand mit einem Feuerzeug in unseren Raum und sagte: „Frau komm!"

Die 16jährige Lisbeth Holsowski und ich mußten mit dem Russen mitgehen. Als wir die Treppe hinuntergingen und der Kerl Lisbeth in einen dunklen Raum schob, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, drehte mich um und lief die Treppe wieder hinauf. Das rettete mich vor der Vergewaltigung. Lisbeth kam einige Zeit später weinend zurück; sie war von mehreren Soldaten vergewaltigt worden.

Anderntags das gleiche Spiel.

Da alles so heimlich und im Dunkeln geschah, waren wir so ziemlich sicher, daß es verboten war, uns zu belästigen. Als ich daraufhin einmal „njet" sagte, setzte mir ein Russe ein aufgeklapptes Messer auf die Brust und sagte: „Du kaputt!"

Ich sagte mutig: „Gut kaputt!"

Er schlich sich fluchend davon.

Am anderen Tag wurden wir zu verschiedenen Arbeiten eingeteilt. Ich mußte im Wohnraum des Kommandanten den Kachelofen heizen und solange vor dem Ofen sitzen bleiben, bis ich den ganzen Sack Holz verbrannt hatte. Bei dieser Gelegenheit lernte ich dann den Leiter dieser Kommandantur kennen, einen älteren, grauhaarigen Offizier. Mit Hilfe der russischen Köchin, die etwas Deutsch sprach, versuchte er mit mir ins Gespräch zu kommen, über meine Angehörigen, wo ich wohne, was ich über Hitler denke, usw.

Ich verschwieg nicht, daß ich im BDM war, daß wir an Hitler glaubten und daß wir alles hatten, was wir zum Leben brauchten, bis die Russen

kamen. Er ließ dann übersetzen und sagte darauf, daß auch sie alles gehabt hätten, bis Hitler Rußland überfallen hat.

Bei dieser Gelegenheit nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und erzählte ihm von den Belästigungen seiner Soldaten in der Nacht. Erstaunt war ich über seine Reaktion. Ich habe sehr genau erzählen müssen, was sich abgespielt hat und mußte dann das vergewaltigte Mädchen runterholen. Er hat dann die ganze Mannschaft antreten lassen, und sie sollte die Männer herausfinden. Das konnte sie natürlich nicht, denn es war ja dunkel gewesen und sie hatte keines der Gesichter der Männer erkennen können. Wir wußten jetzt aber, daß Vergewaltigungen offiziell verboten waren und – zumindest hier – nicht geduldet würden.

In der folgenden Nacht ließ sich auch kein Russe mehr blicken.

Doch einer versuchte es immer wieder, wenn auch auf eine andere Tour, an uns Mädchen, auch an mich, heranzukommen. Er hatte einen höheren Dienstgrad, war aber kein Offizier, und sprach etwas Deutsch. Er hat uns zu verschiedenen Arbeiten geholt. Mir versprach er einmal: „Du mit mir schlafen, ich Kommandant sprechen, Du nach Hause, wenn nicht, nach Sibirien!" Ich glaubte ihm kein Wort.

Mit einem anderen Mädchen, Gerda Will, war ich einmal dazu eingeteilt, das Mannschaftszimmer sauber zu machen. Wir hatten eine Heidenangst. Die Soldaten lungerten um uns herum und ließen uns nicht aus den Augen. Wir bekamen süßen Kaffee und ein großes Stück trockenes Brot. Wir waren bange, was wohl danach kam. Stalin hatte ja seinen Soldaten versprochen: „... die deutschen Frauen sind Eure Beute!" Viele hatten sich in den vergangenen Wochen in Ostpreußen daran gehalten, wobei die asiatischen Typen die schlimmsten Vergewaltiger waren. Die Arbeit im Mannschaftsraum war ekelerregend. Wir holten haufenweise verdreckte und verlauste Wäsche unter den Bettgestellen hervor. So etwas hatten wir überhaupt noch nicht gesehen. In der Ecke des großen Raumes stand eine 20-Liter-Milchkanne. Aus Neugier machten wir den Deckel auf und ganz schnell wieder zu – es war die Toilette der Soldaten.

Eine richtige Mahlzeit haben wir an keinem Tag erhalten, aber reichlich trockenes Brot und zu trinken. Ein Kaukasier brachte uns auch immer Brot und versuchte sich mit einigen Brocken Deutsch mit uns zu verständigen, wurde dann aber immer wieder von unserem Arbeitseinteiler mit ziemlich lauten Worten hinauszitiert.

Anderntags ging es zum Wäschewaschen durch die zerstörte Stadt. Unten am Flüßchen Liebe stand noch ein einigermaßen erhaltenes Haus. Wenn auch Türen und Fenster fehlten, so stand in der Waschküche doch noch ein großer Kessel. Darin kochten wir dann das ganze Dreckzeug

der Russen. An ein Ausreißen war nicht zu denken, ein alter Wachmann mit Gewehr stand immer im Türrahmen. Nach unserer Arbeit machten wir uns den großen Kessel Wasser heiß und wuschen uns gründlich. Nach vielen Tagen zum ersten und für lange Zeit zum letzten Mal.

Ich mußte wieder mal beim Kommandanten putzen und heizen. Er versuchte immer wieder, mit mir zu reden. Die Köchin – ich schätze, sie hat bis zum Russeneinfall bei Deutschen gearbeitet – mußte immer dolmetschen. Es wurde Essen aufgetragen, und der Kommandant forderte mich auf, am Tisch Platz zu nehmen. Nach dem Essen zeigte er mir Bilder von seiner Familie und legte mir die Karten: „Ein großes, fremdes Haus und viele, viele Tränen. Am Ende aber wird alles wieder gut werden." Heute klingt das ziemlich banal für mich, damals aber in den furchtbaren Jahren in Rußland habe ich mich oft an diese Worte erinnert und auch ein bißchen daran geglaubt. Er fragte mich dann auch nach meinem Zuhause, und so erzählte ich, daß mein Vater und mein Bruder tot seien und meine Mutter allein sei, nur knapp sieben Kilometer von hier entfernt. Da der Kommandant schon einmal erwähnt hatte, daß wir bald von hier weitertransportiert würden, wagte ich ihn zu fragen, ob Gerda und ich noch einmal nach Hause gehen dürften. Er willigte ein.

Gerda Will und ich durften gehen. Aber ein Wachmann mit Gewehr war unser Begleiter. Unterwegs trafen wir meine Mutter mit einem Kind an der Hand. Sie wollte zu mir zur Kommandantur nach Liebstadt und mir etwas zu essen bringen. Nun trafen wir uns völlig überraschend auf halbem Wege. Es kostete uns einige Mühe, dem Wachmann die Situation zu erklären. Dann gelang dies doch. Wir gingen alle zusammen zu Gerdas Eltern. Die Mütter hatten uns so gut wie dies möglich war, noch einmal mit Essen und Trinken versorgt. Den Rat des Kommandanten, wir sollten uns zu Hause warm anziehen und auch warme Kleidung mitnehmen, auch eine Decke, haben wir befolgt, wofür wir ihm später noch sehr dankbar waren. Mutter hatte noch einen Koffer mit Kleidung versteckt gehabt, den bekam ich noch mit auf den Weg.

Lange konnten wir nicht bleiben. Der Wachmann drängte zur Eile.

So wurde denn mit Tränen in den Augen Abschied genommen. Für mich war es ein Abschied von meiner Mutter für drei lange Jahre, was ich im Augenblick des Abschieds noch nicht ahnen konnte. Doch keiner von uns wußte, was die nächsten Tage und Wochen bringen würden und wohin die Reise ging.

Ein letztes Mal ging ich mit Gerda durch unser Herzogswalde, wo wir 20 Jahre unseres Lebens verbracht hatten. Man kannte die Menschen in jedem Haus. Und jetzt? Unser Herzogswalde war nicht wiederzuerkennen. Tot und still war alles, offene Türen und Fensterhöhlen. Herausge-

worfener Hausrat lag überall herum. Es war ein Abschied für immer. Gott sei Dank wußten wir es noch nicht.

Der Wachmann war froh, als er uns wieder in der Kommandantur in Liebstadt abliefern konnte.

Unser Aufenthalt dort dauerte dann nur noch eine knappe Woche. Dann wurden wir sieben Mädchen aus Herzogswalde mit einem Lastwagen nach Wormditt befördert. Man brachte uns in das dortige Gefängnis. Dicht gedrängt hockten wir hier die nächste Nacht auf dem blanken Fußboden. Am nächsten Tag ging es weiter nach Braunsberg. Auch hier erfolgte die Unterbringung wieder in einer Zelle. Hinter den vergitterten Fenstern ohne Glas bekamen wir wenigstens Luft zum Atmen, denn wir waren viel zu viele Menschen in der Zelle. Wir waren eingeschlossen und wurden bewacht wie Schwerverbrecher. Zu essen und zu trinken gab es nichts. Es gab auch keine Toilette. Für dringende Fälle benutzten wir eine Tasse, die durch das Fenster entleert wurde.

Plötzlich in der Nacht wurde unsere Zelle von einem Feuerschein hell erleuchtet. Man hörte ganz deutlich das Feuer knistern und krachen. Wir hatten eine panische Angst, daß das Zuchthaus brennt und man uns verbrennen lassen würde. Wie die Irren haben wir an die Tür gehämmert, bis endlich jemand kam und uns verständlich machte, daß ein Haus nebenan brannte. Der enge Raum, die vielen Menschen, die panische Angst, diese Szene vergesse ich mein ganzes Leben nicht.

Am nächsten Tag wurden wir in kleinen Gruppen auf mehrere Zellen verteilt. In der Nacht gingen dann die Verhöre los. Man wollte wohl Partei-Nazi-Größen herausfinden. Nach und nach wurden alle Mädchen herausgeholt, nur ich blieb allein zurück und heulte vor Angst. Ich wußte ja nicht, daß sie nur verhört wurden und nach dem Verhör in andere Zellen kamen.

Eine Weile später wurde dann eine junge Frau in meine Zelle gebracht. Sie war wohl etwas älter als ich und sah alles ein wenig gelassener. Sie zog ihren Pullover über den Kopf und suchte nach Läusen. Ich war ganz entsetzt. Sie sagte dann: „Glauben Sie denn, Sie haben keine?" Ich, einen Augenblick sprachlos, zog auch meinen Pullover aus und siehe da, ich fand die ersten drei Kleiderläuse meines Lebens. Sicher hatte ich schon mehr, die ich bei dem schlechten Licht nur nicht gefunden habe. Diese Plage sollte ich nun drei Jahre lang nicht mehr loswerden. Meine Zellengenossin wurde bald wieder herausgeholt. Alles spielte sich in der Nacht ab.

Endlich holte man auch mich zum Verhör. Oben an einer Tischreihe standen einige Offiziere und eine Dolmetscherin. Ich stand in einigen Metern Abstand davor. Fragen nach Namen und Familienangehörigen

mit dem drohenden Hinweis, Lügen würden schwer bestraft. Ich hatte nichts zu verbergen. Was die Russen von uns zu erfahren hofften, blieb mir ein Rätsel. Man kam sich jedenfalls vor wie ein Schwerverbrecher.

Auch das wurde überstanden, und ich kam in eine Zelle, wo ich die mir bekannten Mädchen alle wieder vorfand. Hier haben wir auch zum ersten Male einen Blechtopf mit Kohlsuppe erhalten. Das Blechschüsselchen blieb dann für die nächsten drei Jahre unser Eßgeschirr.

Tags darauf wurden wir registriert. Alles, was wir noch besaßen, wurde uns abgenommen: Geld, Ringe, Uhren, sogar Fotografien. Jedes einzelne Stück wurde notiert, jedenfalls sah dies so aus; wir sollten bei unserer späteren Entlassung alles wieder zurückerhalten. Es war eine Einlieferung wie in ein Gefängnis. Auch das Eßbesteck, das Gerda und ich noch besaßen, wurde uns weggenommen.

Mit offenen Lkws erfolgte der Weitertransport von Braunsberg nach Insterburg. Dies war am 20. März 1945. Daß immer noch Krieg war, sahen wir daran, daß Tiefflieger und Bomber über uns hinwegdonnerten in Richtung Königsberg, wo offensichtlich noch gekämpft wurde. Vom sonstigen Kriegsverlauf hatten wir keine Ahnung.

In Insterburg erwartete uns ein riesiges Sammellager. Es waren Hunderte oder gar mehr als tausend, fast ausnahmslos Frauen und junge Mädchen. Dichtgedrängt hockten und lagen sie auf dem Zementboden einer großen Werkshalle. Gerda und ich waren in der glücklichen Lage, eine Decke unter uns legen zu können, wovon auch noch einige andere profitierten. Als Toilette dienten ein paar riesige hohe Blechtonnen. Man mußte erst einmal einen Schemel besteigen, um mit dem Allerwertesten den oberen Rand zu erreichen. Die Tonnen waren offen. Die Luft und der Gestank waren bestialisch. Alles in allem eine menschenunwürdige, ja menschenverachtende Unterkunft. Genauso war die Verpflegung: Es gab einmal am Tag eine undefinierbare Suppe.

Doch mir war alles egal, ich fühlte mich hundeelend. Ich hatte Fieber bekommen und eine Angina. Mein Wunsch war es zu sterben. Doch dann wäre ich den Russen als Arbeitskraft verlorengegangen. Eine Ärztin erschien, von einem Mädchen geholt. Sie schaute mir in den Hals und gab mir eine dicke schwarze Pille, die ich mit Abscheu schluckte. Sie bewirkte Wunder. Am nächsten Tag ging es mir wesentlich besser; neuer Lebensmut kam in mich.

Am 23. März 1945 begann ein neuer Lebensabschnitt für mich und viele hundert ostpreußischer Frauen im Insterburger Lager. Die Russen bereiteten unsere Vertreibung aus unserem Heimatland vor; nicht etwa nach Deutschland, sondern nach Rußland. Viehwaggons wurden bereitgestellt, die Beladung begann.

Jeder Waggon wurde bis auf den letzten Platz vollgestopft. War ein Waggon voll, wurde er sofort verschlossen.

Auch ich konnte diesem Schicksal nicht entgehen.

Von uns sieben Mädchen aus Herzogswalde kam ich mit zwei weiteren in einen Waggon. Gerda und ich saßen in der Mitte, über uns ein offenes Loch, das wohl für ein Ofenrohr vorgesehen war. Erstmal freuten wir uns über die Frischluft. Brunhilde, das dritte Mädchen aus Herzogswalde, saß ganz an der Außenwand, direkt neben dem schmalen Holzschacht, der in Schrägstellung durch die Tür nach draußen einen Ablauf hatte und uns als Toilette dienen sollte.

Unsere Decken kamen uns wieder zugute, die wenigsten hatten eine. Wenn die Nacht kam und sich alle auszustrecken versuchten, war man mit den Beinen von allen Seiten zugedeckt. Während der Fahrt bekamen wir einmal am Tag zwei kleine Scheiben knochenhartes Brot, so groß wie eine Toastscheibe, eine Scheibe Käse und einen Eimer Wasser. Wohl dem, der noch ein paar Lebensmittel bei sich im Gepäck hatte.

Tag um Tag verging. Manchmal standen wir endlos lange irgendwo herum. Jemand hatte ein Taschenmesser gerettet. Damit wurden kleine Sehschlitze in die Außenwand des Waggons geschnitzt. Dadurch konnten wir wenigstens etwas von der Außenwelt wahrnehmen, vor allem die Namen der Stationen, die wir durchfuhren.

Es ging über Goldap, Smolensk, Witebsk, vorbei an Feldern voller Kreuze gefallener Soldaten. Unser Reiseziel kannte keiner. Wie wir gehört hatten, sollte es irgendwo in Sibirien liegen. Und Sibirien war weit, sehr weit, weiter als unsere Vorstellung reichte.

Wenn der Zug fuhr, hatte dieses Geschaukel etwas Beruhigendes. Alles döste vor sich hin.

Wir waren schon einige Tage unterwegs. In unserem Waggon lag ein ganz junges schwerkrankes Mädchen, von dem ein übler Geruch ausging. Das Wort „geschlechtskrank" machte die Runde. Als der Zug wieder einmal stand, haben wir so lange an die Tür gehämmert, bis endlich aufgemacht wurde. Ein Mädchen in unserem Waggon, das aus einem Dorf in der Nähe der russischen Grenze stammte, konnte sich mit den Russen verständigen; das kranke Mädchen wurde herausgeholt und blieb zurück.

Bei einem anderen Halt wurde die Tür plötzlich aufgeschoben und russische Soldaten stürzten für uns völlig überraschend in den Waggon. Sie drängten uns alle auf eine Seite, und jeder von uns mußte seine Habe vorzeigen. Sie durchsuchten alles und nahmen mit, was ihnen gefiel. Ich, sehr warm angezogen, hatte den Mantel geöffnet, und auf meinem Pullover prangte mein kleines Medaillon, das ich durch alle bisherigen

Kontrollen bis hierher gerettet hatte. Mit einem Ruck riß es mir ein Russe vom Hals.

Die Fahrt dauerte und dauerte. Wir dachten, wir müßten doch schon längst in Sibirien sein. Dabei waren wir noch nicht einmal in Moskau. Die Zeit mußte totgeschlagen werden. So erzählten wir von zu Hause. Gerda berichtete von ihrem schon festgelegten Hochzeitstermin. Als die Russen kamen, hat sie ihr Hochzeitskleid, gut verpackt in einem festen Koffer, vergraben. Brunhilde erzählte, sie hätte vieles Wertvolle in einer 20-Liter-Milchkanne im Dorfteich versenkt. Andere Mädchen in unserem Waggon schwiegen, sie waren todtraurig. Doch die meisten von uns hatten die Hoffnung, alles noch irgendwie überleben zu können, denn wir waren doch alle noch sehr jung, und das ganze Leben schien noch vor uns zu liegen.

Wir waren wohl schon eine Woche unterwegs, als unsere Verpflegung reduziert wurde; es gab keine Scheibe Käse mehr, sondern nur noch die zwei kleinen Scheiben trockenes Brot. Wir bemühten uns, möglichst lange darauf herumzukauen.

Es gab Hunger, Durst und immer mehr Kranke.

Da war eine junge Frau, die immer furchtbar stöhnte, wenn sie über der Toilettenrinne stand und Blut und Eiter, zur gefälligen Ansicht der Mädchen, die ganz oben an der Rinne saßen, von sich gab. Die Mädchen mußten praktisch jeder zuschauen, die diesen Abort benutzen mußte. Wie ekelhaft, menschenunwürdig und erniedrigend das alles war, kann sich kaum jemand vorstellen, der es nicht selbst gesehen und miterlebt hat.

Endlich, am 10. April 1945 waren wir in Moskau.

Welches Datum! Welcher Tag!

Zum erstenmal seit Insterburg durften wir unseren Waggon verlassen. Wir wurden in eine große Halle geführt, und alles mußte sich splitternackt ausziehen. Rundherum standen Soldaten, die uns bewachten. Wir haben uns alle sehr geschämt, zu Hause haben wir uns nicht einmal vor der Mutter nackend ausgezogen.

In Gruppen eingeteilt wurden wir in einen großen Raum zum Duschen geschickt. Das Wasser kam einfach in bestimmten Abständen aus Brausen unter der Decke. Wir genossen es, uns nach so langer Zeit endlich wieder einmal waschen zu können.

Anschließend an diese körperliche Reinigung ging es zurück zu unseren Waggons, wo eine Graupensuppe ausgeschenkt wurde, die erste und einzige warme Mahlzeit seit langem. Doch wer keine Tasse oder kein sonstiges Gefäß hatte, ging leer aus.

Dann wurde die Fahrt fortgesetzt.

Je weiter wir kamen, desto kälter wurde es im Waggon. Viele waren nicht warm genug angezogen und froren jämmerlich, denn sie hatten ja nur das auf dem Leibe, was sie gerade anhatten, als die Russen sie in Ostpreußen mitnahmen; angeblich nur „zur Registrierung".

Als wir während der Fahrt durch die Waggonritzen spähten, sahen wir kaum noch menschliche Ansiedlungen. Nur noch eine trostlose, von Buschwerk und Schnee bedeckte Einöde war zu sehen. Das mußte Sibirien sein – es war Sibirien! Jedenfalls der Anfang. Noch einige Tagesreisen, und wir waren am Ziel.

Die Waggontüren wurden aufgerissen, und wir durften aussteigen. Bei Frühlingswetter waren wir in Insterburg eingestiegen, hier, an unserem Fahrtziel, lag der Schnee neben den Schienen meterhoch.

Was nun folgte, nachdem wir ausgestiegen waren, war ein kilometerlanger Fußmarsch. Die lange Fahrt, das lange Sitzen, der Hunger, der Durst. Viele waren so entkräftet, daß sie einfach umfielen und liegenblieben. Niemand kümmerte sich um sie. Wir durften nicht helfen. Man trieb uns vowärts. „Dawaj – dawaj...!" Manche ließen ihr letztes Bündel, das sie bis hierher noch gerettet hatten, stehen, weil ihnen die Kraft fehlte, es weiter zu tragen.

Ich selbst versuchte mit eisernem Willen, meinen kleinen zerbeulten Koffer, der mir immer als Kopfkissen diente, festzuhalten und mitzuschleppen. Die paar Sachen, die noch darin waren, wollte ich doch wieder mit nach Hause nehmen. Eine Illusion. Es blieb mir nicht ein einziges Stück.

Ich kam mir vor wie ein Schwerverbrecher auf dem Weg ins Gefängnis. Wie ging man mit uns um: „Dawaj, dawaj – nicht stehenbleiben!" Soldaten mit Gewehren waren unsere Begleiter. Du lieber Gott – was hatten wir verbrochen? – Nichts!

Dann waren wir am Ziel.

Ein hoher Bretterzaun mit darüber hinausragenden Wachtürmen an den Ecken wurde erkennbar. Unser Gefangenenlager – ein Arbeitslager – ein Frauen-KZ? Es war alles in einem, wie sich später zeigte.

Als wir durch das breite Tor gingen, sahen wir in der Lagermitte einen riesigen Bau, eine einzige riesige Halle. Darin standen reihenweise dreietagige Bretterpritschen. Gerda und ich kletterten gleich ganz nach oben. Die nackten Bretter empfingen uns, aber was für ein Glück, wir hatten ja zwei Decken. Noch!

Von dieser riesigen Halle waren durch einfache Bretterwände der Krankenraum, der Eßraum und die Küche abgetrennt. Die Wände gingen nicht bis zur Decke, so daß wir alle die gleiche Luft atmeten. Auch die vielen Schwerkranken.

In den nächsten Tagen wurden wir in Gruppen eingeteilt und dann auch gruppenweise zum Essen geführt. Die Abfütterung der Massen dauerte immer bis in die Nacht hinein. Zum Frühstück, mittags und abends immer die gleiche Kohlsuppe, mehr Wasser als Kohl, und ein Stück trockenes Brot. Man ging hungrig zu Tisch und stand hungrig wieder auf.

Einige Frauen, die von ihren Männern schwanger waren, haben unter diesen Zu- und Umständen ihre Kinder geboren – doch keines überlebte. Es gab keinen einzigen Tropfen Milch – und die Mütter hatten keine.

Der Hunger machte uns immer mehr zu schaffen. Das Brot war feucht und säuerlich, viele konnten es nicht vertragen. Zwei von uns, Lotti und Lisbeth, sind im sogenannten Krankenrevier gelandet. Von Lotti konnte ich mir ab und zu ein Stück Brot an der breiten Ritze, die in der Bretterwand war, abholen; sie konnte es auch nicht essen. Der Eßraum lag neben dem Krankenrevier.

Hier hörte ich auch mehrere Male unsere Jüngste, Lisbeth Holsowski, sie war erst 16 Jahre alt, nach ihrer Mutter rufen. Sie starb bald darauf. Auch Lisbeth Perscheon und Brunhilde Weniger, von Haus aus junge gesunde Mädchen, starben.

Eines Tages große Aufregung: wir mußten mit allem, was wir noch besaßen, nach draußen auf den großen Hof. Dann holte man uns einzeln wieder in die Halle. Durch die Fenster konnten wir sehen, wie die Soldaten drinnen unsere Habe durchwühlten. Ich hatte noch ein Bernsteinarmband, ich verbuddelte es ganz schnell an der Hauswand, wo auch andere ihre letzten Erinnerungsstücke verscharrten. Dann mußte auch ich in die Halle, in der ich mich sofort bis auf die nackte Haut ausziehen mußte. Auf dem Boden lag eine Decke, auf der ich alles aus meinem Köfferchen auspacken mußte. Ich hatte zwei kleine Bildchen von meinem Freund mit Stopfwolle umwickelt, so daß nur der kleine weiße Rand zu sehen war. Auch diese nahm man mir wie vieles andere. Als dann die Filzaktion zu Ende war und ich wieder draußen war, suchte ich vergeblich nach meinem verbuddelten Armband. Von den Wachtürmen aus hatte man unser Tun beobachtet. Soldaten hatten inzwischen das Versteck entdeckt. Nichts war mehr da.

Am 9. Mai teilte man uns über Lautsprecher mit, daß Deutschland kapituliert hatte. Als man uns, von Soldaten bewacht, zur Arbeit durch einen Ort führte, stürmten Kinder in blauen Schuluniformen auf uns zu und brüllten uns entgegen: „Stalin gut, Gitler kaputt – Stalin gut, Gitler kaputt!" Sie spuckten uns an und warfen auch schon mal einen Stein auf uns.

Der Krieg war zu Ende. Doch für mich begann das Leid der 1.000 Ta-

ge weit von der Heimat entfernt in Sibirien und anderswo in diesem weiten, weiten Land.

Im Sommer wurde ich in ein anderes Lager in die Provinz Kasan an der Wolga verlegt. Das Lager bestand aus zwei Baracken, einem Totenhaus und einer Latrine. Mein Arbeitsplatz war zunächst eine Waggonfabrik, später eine Ziegelei, in der ich die gebrannten Ziegel aus einem Brennofen herauskarren mußte, danach ein Waldgelände, in dem ich mit anderen Frauen Langholz auf eine Zugplattform laden mußte. Läuse und Wanzen machten uns das Leben besonders schwer und bereiteten uns nach der täglichen schweren körperlichen Arbeit viele schlaflose Nächte.

Mittlerweile war ich mit niemandem der sieben Mädchen aus unserem ostpreußischen Dorf Herzogswalde mehr zusammen. Elfriede Baginski hatte von Jugend an ein Hüftleiden und hinkte, trotzdem hatte man sie aus Ostpreußen mit nach Rußland verschleppt, sie wurde bereits nach einem Jahr nach Hause entlassen. Gerda Will und Lotti Pörschke waren einer anderen Gruppe zugeteilt, die anderen drei waren bereits tot.

Tote gab es auch in diesem neuen Lager. Jeden Tag mehr. Sie wurden in das Totenhaus geworfen und später nackt abtransportiert; sie hatten kein Kleidungsstück mehr am Körper, auch das hatte man ihnen noch abgenommen.

Eine Zeitlang lag ich mit zwei jungen Ostpreußinnen zusammen, Liane Ammon und Ilse Scheffler. In dem bißchen Freizeit haben wir dann immer von gutem Essen geträumt. Es wurde gekocht, gebraten und gebacken, um wenigstens den Gedanken an Hunger zu vertreiben. Pläne wurden geschmiedet, was wir tun würden, wenn wir nach Hause kommen. Ilse, einzige Tochter von einem großen Hof, hatte uns zu Besuch eingeladen, wollte uns dann mit der schönsten Kutsche vom Bahnhof abholen. Ja – wir hatten keine Ahnung davon, daß unser Zuhause überhaupt nicht mehr existierte. Wir wußten nicht, daß unser Ostpreußen jetzt zu Rußland und Polen gehörte, daß es in Deutschland Besatzungszonen gab und daß unsere Heimat nicht mehr unsere Heimat war, wenn wir zurückkehren würden, sondern Feindesland. Gott sei Dank wußten wir das alles nicht; ich glaube, wir hätten dann den Mut verloren, überhaupt noch ums Überleben zu kämpfen.

Monate vergingen, ein Jahr war zu Ende, ein neues hatte begonnen, und zum ersten Male bekamen wir Gelegenheit zu schreiben und Post abzusenden. Wir schrieben an unsere Heimatadressen, ohne zu wissen, daß es diese überhaupt nicht mehr gab. Vergeblich warteten wir auf Antwort. Es kam keine. Dann schrieb ich an meine Tante in Hamburg, deren

Adresse ich noch im Gedächtnis hatte. Und ich bekam eine Antwort, wenn auch erst nach Monaten, aus Hamburg. Von meiner Mutter, die bei meiner Tante war. Und jetzt erfuhr ich, daß es ein Herzogswalde in Ostpreußen nicht mehr gab und ich mein Heimatdorf nicht mehr wiedersehen würde, da auf unserem Hof jetzt Russen wohnten. Doch meine Mutter lebte. Nur das allein zählte und war neuer Ansporn, die Verschleppung nach Rußland zu überleben.

Von diesem Tage an waren meine Gedanken nur noch auf Deutschland gerichtet, auf meine Mutter, ein neues Zuhause, eine neue Zukunft. Jetzt ließ sich die schwere Arbeit, Hunger und Durst, Ungeziefer und Krankheiten leichter ertragen, und die Hoffnung wuchs, daß diese Zeit einmal vorübergehen würde. Nur eines war wichtig: Überleben!

Ilse Scheffler, die so hoffnungsvolle Bauerntochter, mit der ich lange zusammen war, war inzwischen erkrankt und im Revier gelandet. Als ich ihr das letzte Mal begegnete, ging sie gebeugt wie eine alte Frau über den Hof zur Latrine. Was war sie für ein hübsches junges Mädchen gewesen. Sie starb wenig später und hat ihre Heimat nicht wiedergesehen. Alle ihre Träume waren umsonst gewesen; ihr Tod erschütterte mich sehr.

Doch das Leben ging weiter, die Zeit verging.

Inzwischen sahen wir aus wie die Russenweiber. Im Winter trugen wir eine wattierte Jacke, wattierte Hosen, abklappbare Pelzmützen und Filzstiefel, die bis zum Knie reichten. Statt Strümpfen gab es Fußlappen. Die Filzstiefel hätten eine feste Sohle haben müssen, aber leider, bei nassem Wetter hatte man ganz schnell große Löcher in der Sohle. Bei trockenem Frost und heilem Zustand waren sie eine warme, ideale Fußbekleidung.

Anfang 1947 wurde ich erneut in ein anderes Lager verlegt. Unsere Lagernummer – 1115 – war jedoch immer die gleiche. Hier wurden wir in einem Torfstich beschäftigt. Es war eine harte, schwere Knochenarbeit. Bei genügend Essen wäre das alles kein Problem gewesen. Doch bei Kohlsuppe und trockenem Brot konnte man sich ausrechnen, wann man am Ende ist. Ich bekam am Handgelenk ein großes Geschwür, das später aufplatzte, weil ich trotzdem mit dem Spaten weiterarbeiten mußte. Danach konnte ich einige Tage nicht arbeiten.

In diesem Lager fanden nach der Arbeit – die Teilnahme war Pflicht – die ersten antifaschistischen Versammlungen statt.

Der Redner, es war ein Mann, der recht gut Deutsch sprach, versuchte uns über die politischen Verhältnisse in Deutschland aufzuklären. Zu unserem Erstaunen bekamen wir immer zu hören, wenn wir nach Hause entlassen würden, sollten wir in jedem Fall in Mitteldeutschland bleiben und nicht „in den Westen gehen!“ Bis dahin hatten wir keine Ahnung, daß die gemeinsamen Kriegssieger inzwischen wieder Feinde ge-

worden waren und die Russen darauf bedacht waren, daß auch wir, wenn wir nach Deutschland entlassen würden, in der sowjetisch besetzten Zone bleiben.

Unser Interesse an der Politik war zwar gleich Null, wir hatten ganz andere Sorgen, aber der Hinweis, daß man bereits offiziell über unsere „Entlassung" sprach, war für uns eine positive Mitteilung.

Ende 1947 wurde ich wieder in ein anderes Lager, am gegenüberliegenden Ufer der Wolga, ein sogenanntes „Entlassungslager" verlegt. Hier fand ich auch Lotti Pörschke wieder, die schwer krank auf einer „Krankenbude" lag. Ich versuchte das arme Mädchen mit den Worten zu trösten: „Es dauert nicht mehr lange, bald fahren wir alle nach Hause!"

Dann endlich kam der ersehnte Tag, als es hieß „Alles antreten!" Das Gerücht machte die Runde: ein Transport wird zusammengestellt, es geht nach Deutschland.

Namen wurden aufgerufen. Ammon, Lisa, war die Erste, ich vergesse es mein Leben nicht. Weitere Namen wurden aufgerufen, dann endlich Schirrmacher, Gerda, ein Mädchen gleichen Namens, aber mit mir nicht verwandt. Danach mußte mein Name folgen. Doch es folgten andere Namen. Ich war nicht dabei. Der russische Offizier blickte auf seine Liste und sagte drei Worte, die der Dolmetscher übersetzte: „Das sind alle!" Für mich schien dies ein Todesurteil. Noch ein Jahr hier, das schaffst Du nicht, dachte ich und begann zu weinen. Ich hörte kaum noch den weiteren Befehl: „Die nicht Aufgerufenen packen ihren Strohsack zusammen und gehen in die rechte Baracke, alle Aufgerufenen bleiben in der linken Baracke!"

Ich war dabei, meinen Strohsack und die paar Habseligkeiten zusammenzupacken, wobei ich immer noch weinte, als der Offizier mit dem Dolmetscher noch einmal in die Baracke kam.

„Warum weint sie?" fragte er den Dolmetscher.

Dieser antwortete: „Weil sie nicht aufgerufen wurde!"

„Wie ist ihr Name?" fragte der Offizier.

„Schirrmacher, Elsa" antwortete der Dolmetscher.

Der Offizier blickte noch einmal auf seine Liste und sagte dann: „Sie steht doch auf der Liste und gehört zum Transport!"

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich die Worte des Dolmetschers hörte; ich gehörte zu den Glücklichen, die nach Hause durften. Nach Hause? Nach Deutschland!

Dann ging alles sehr schnell. Nochmal eine gründliche Entlausung. Strümpfe und Schuhe mußten für uns beschafft werden. Ich bekam ein paar alte Soldatenschuhe an meine dünnen Beine; bestimmt von einem

Verstorbenen. Die Wattejacke durfte ich anbehalten, man hatte ja sonst keine. Von meinen eigenen Sachen war kein Stück mehr vorhanden.

Dann, in der ersten Märzwoche 1948, hieß es plötzlich: morgen geht es los! Ich konnte es noch gar nicht fassen.

Ein schwerer Gang lag nun aber noch vor mir. Das letzte von uns sieben Mädchen aus Herzogswalde in Ostpreußen, Lotti Pörschke, lag todsterbenskrank im Krankenraum auf einer eisernen Pritsche, abgemagert bis auf die Knochen, ein mitleiderregender, furchtbarer Anblick. Weinend sagte sie zu mir: „Elsa, Du fährst nach Hause – und ich?"

Wie und was konnte ich ihr Tröstendes sagen?

Sie war nicht transportfähig.

Den Blick aus ihren leeren Augen, als ich ihr zum letzten Mal die Hand drückte, vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht. Lotti stammte von einem großen Bauernhof. Wie ich später erfuhr, wurden ihre Eltern, die im Heimatdorf verblieben waren, von den Russen als Kapitalisten erschossen. Eines von vielen Schicksalen ostpreußischer Familien.

Einen Tag später war ich bereits auf der Heimreise in einem Viehwaggon wie bei meiner Verschleppung von Insterburg nach Sibirien, aber in einem nicht verschlossenen Waggon und mit einer Strohunterlage. Wir Frauen waren in zwei Waggons untergebracht, die an einen Soldaten-Heimkehrertransport angehängt waren. In Brest hatten wir einen Tag Aufenthalt, wurden noch einmal entlaust und konnten duschen.

In Frankfurt/Oder durften wir endlich raus aus dem Viehwagen und kamen in ein Sammellager. Welch ein Augenblick.

Nach über drei Jahren, mehr als 1.000 Tagen, war ich wieder unter Deutschen, hatte die Verbannung nach Rußland überlebt. Endlich nicht mehr hinter Stacheldraht, ein unbeschreibliches Gefühl.

Was ich in diesem Augenblick empfand, kann wohl niemand nachfühlen. Mein Herz lief über voll Dankbarkeit.

Wehmut und Trauer, meine ostpreußische Heimat verloren zu haben, kamen erst später, als ich meine Mutter in Hamburg wiedersah. Ich war aus der sowjetischen Besatzungszone, in die ich entlassen worden war, schwarz über die Grenze nach Westen gegangen; ich konnte keinen russischen Soldaten mehr sehen.

Die Erinnerung an meine Gefangennahme, die Verschleppung und die tausend Tage Verbannung in Rußland bleiben unauslöschlich in meinem Bewußtsein, zu schrecklich, zu menschenunwürdig war diese Zeit.

Originalbericht 67 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 23

**Erna Widdra**

Jahrgang 1926, geboren in Rastenburg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Rastenburg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Rastenburg / Insterburg / Karpinsk / Swerdlowsk / Beresok |
| Ausweisung/Vertreibung: | Juli 1948 nach Frankfurt (Oder) |

## „In Rastenburg von den Russen überrollt"

Der 26. Januar 1945 war ein sehr kalter Wintertag mit 27 Grad unter Null und viel Schnee. Ich befand mich, knapp 19 Jahre alt, an diesem Tage mit meinen Eltern noch in meiner Heimatstadt Rastenburg in Ostpreußen.

Seit Tagen warteten wir auf den Fluchtbefehl, da die Front immer näher rückte und die Straßen voller Militärfahrzeuge und Soldaten waren, die sich zurückzogen: sie mußten der Übermacht der Russen weichen. Es konnte also nicht mehr lange dauern, bis die Russen in Rastenburg waren.

Der arbeitenden Bevölkerung war jedoch jede Flucht bei Strafe verboten. Trotzdem hatten viele Rastenburger bereits, ohne den Treckbefehl abzuwarten, die Stadt verlassen.

Wir, mein Vater, meine Mutter und ich, blieben noch. Mein Vater war im Gaswerk tätig, dort im Werkschutz eingesetzt und konnte die Stadt sowieso nicht verlassen, und meine Mutter wollte bei ihm bleiben. So beschlossen meine Freundin und ich, zu fliehen. Unsere Schlitten hatten wir bereits gepackt; sie standen vor der Tür zum Abmarsch bereit.

Als gegen 16.00 Uhr der Fluchtbefehl für alle kam und es hieß: „Rette sich wer kann!", schien es schon zu spät.

Es herrschte in der ganzen Stadt ein unbeschreibliches, heilloses Durcheinander. Flüchtlingstrecks aus anderen Städten und Dörfern, die seit Tagen durch Rastenburg zogen, verstopften die Fluchtstraßen. Die

Straße, die nach Königsberg führte, war durch Militärfahrzeuge und Truppenkolonnen blockiert. Da wir an diesem Abend keine Möglichkeit des Fortkommens mehr sahen, begaben wir uns in die Wohnung meiner Freundin in der Wilhelmstraße. Wir hofften, daß am nächsten Morgen die Straßen wieder freier wären.

Am frühen Morgen des 27. Januar 1945 stürzte plötzlich ein Soldat in unser Zimmer und forderte uns auf, sofort in den Keller der gegenüberliegenden Herzog-Albrecht-Schule zu gehen, weil die auf dem Lindenmarkt gelagerte Munition gesprengt würde. Noch schlaftrunken taumelten wir in den Keller, der zu unserem Erstaunen bereits mit Flüchtlingen voll besetzt war. Wir suchten uns noch ein Plätzchen und beschlossen, sobald die Sprengung vorbei wäre, die Stadt zu verlassen. Die Detonation, die kurz darauf folgte, war so stark, daß wir glaubten, die Schule bräche über uns zusammen, und das sei unser Ende.

Wir hatten es sehr eilig, aus dem Keller wieder herauszukommen. Wir traten auf den Schulhof und dachten an unsere Schlitten auf der anderen Straßenseite. Plötzlich stand ein Pferd mit einem Reiter, beide getarnt mit weißen Schneehemden, vor uns. Der Reiter rief uns etwas zu, aber wir verstanden kein Wort. Doch es schien uns irgendwie eine bedrohliche Situation zu sein. Unwillkürlich hoben wir beide die Hände hoch und deuteten damit das Zeichen des Ergebens an. Der Reiter stieg vom Pferd, tastete unsere Handgelenke nach Uhren ab, nahm diese an sich und verschwand mit seiner Beute. Nun wurde uns das Schreckliche erst richtig bewußt: wir waren dem ersten Russen begegnet.

Als wir uns zur Seite drehten und in Richtung Rathaus – Königsberger Straße schauten, erschraken wir: Panzer rollten in die Stadt, russische Truppen mit ihren Panjewagen und zu Fuß folgten, an eine Flucht war nicht mehr zu denken.

Wir konnten es überhaupt nicht fassen. Vor Stunden waren die Straßen noch voller flüchtender Menschen mit ihren Fahrzeugen gewesen, jetzt war davon nichts mehr zu sehen. Dafür waren die Russen da.

Kurze Zeit später waren wir von ihnen umringt.

Sie drängten uns in die Schule, aus deren Keller wir entwichen waren. Diesmal mußten wir in eines der Klassenzimmer, in welchem alle Fensterscheiben zerstört und die Bilder von den Wänden gerissen waren. Immer mehr Menschen wurden in die Klassenzimmer gestopft, die, wie auch die Flure, bald überfüllt waren. Dann kamen die ersten Russen und suchten sich junge Mädchen heraus.

Ähnlich Schlimmes geschah an diesem 27. Januar 1945, dem Tag der Besetzung Rastenburgs, überall draußen auf den Straßen und Plätzen sowie in den Häusern, Wohnungen und Kellern.

Die durch die Stadt rollenden russischen Panzer walzten alles nieder, was ihnen in den Weg kam: Fluchtfahrzeuge, Pferde, Schlitten, Kinderwagen, Menschen, alles. Panikartig versuchten die Bewohner und Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder, in Kellern Schutz zu suchen. Doch vor den Russen gab es keinen Schutz.

Die Greueltaten begannen.

Wehrlose Menschen wurden gequält, geschlagen, erschlagen und erschossen, Frauen und Mädchen vergewaltigt, oft auf so grausame Art, daß es kaum beschreibbar ist. Danach trieb man die Deutschen in einem Viertel der Stadt zusammen und bewachte sie wie Verbrecher.

Der 27. Januar 1945 war wohl der schlimmste Tag, den Rastenburg jemals in seiner Geschichte erlebt hat.

Auch für uns war er noch nicht zu Ende. Ich saß immer noch in einem Klassenzimmer der Herzog-Albrecht-Schule an einem Fenster, durch das ich den Feuerschein der brennenden Häuser sah. Meine größte Sorge galt meinen Eltern. Wie es ihnen wohl ergangen sein mochte?

Drei Tage saßen wir ohne Essen und Trinken in dieser Schule, bis es uns, meiner Freundin und mir, gelang, nach draußen zu kommen. Auf dem Weg in mein Elternhaus bot sich uns ein schrecklicher Anblick in den Straßen: in fast allen Häusern waren die Fensterscheiben zertrümmert, Gardinen wehten wie Fahnen durch die Fenster, Türen standen auf oder waren aufgebrochen, Katzen und Hunde liefen herrenlos über die Straßen.

Was nicht zu sehen war, waren Menschen: alle Frauen hatten sich mit ihren Kindern meist in Kellern versteckt.

Ich hatte Glück. Unser Haus stand noch. Doch niemand war drin. Die Wohnungstür war abgeschlossen, aber die Füllung war eingetreten worden. Waren meine Eltern rechtzeitig geflohen, oder waren sie von den Russen gewaltsam herausgeholt worden? Wir fanden weder etwas Wertvolles, noch etwas Eßbares; die Wohnung war total ausgeplündert. Hier konnten und wollten wir nicht bleiben.

Nun begann das Umherziehen, die Suche nach einem Quartier, einem Versteck, die Suche nach Eß- und Trinkbarem. Die Wasserleitungen waren schon beim Einmarsch der Russen zerstört worden, es gab nur noch Schnee und das, was wir an Eßbarem in verlassenen Häusern fanden.

Abends gingen immer wieder Häuser in Flammen auf. Russische Soldaten, zum Teil betrunken, zogen als Brandkommandos durch die Stadt. Wir nannten sie Feuerteufel. Sie suchten sich immer wieder neue Häuser aus, die ihnen zum Opfer fielen, und das ohne Rücksicht darauf, ob sich noch Menschen in diesen Häusern befanden.

Tagsüber mußten alle Frauen bis zu 60 Jahren zur Arbeit gehen. Jeden

Morgen um 6.00 Uhr mußten sie in der Bankmannstraße vor der Krankenkasse antreten, wo sie zur Arbeit eingeteilt wurden. Wer Glück hatte, wurde zu Aufräumungsarbeiten kommandiert, wer Pech hatte, zur Leichensuche und -bestattung.

Auch meine Freundin und ich wurden eines Tages einem solchen Kommando zugeteilt, welches Leichen suchen und begraben mußte. Nun bekamen wir erst einen richtigen Eindruck von dem Massaker, das die Russen beim Einmarsch in Rastenburg angerichtet hatten. Überall lagen Leichen von Frauen, Kindern, alten Männern, Soldaten und Tieren herum. Eine große Anzahl Toter fanden wir am Oberteich und am Wasserturm.

Mit Spitzhacken und Spaten fingen wir an, Gräben auszuheben. Die Erde war so hart gefroren, daß dies für uns schwerste körperliche Arbeit war. Dann suchten wir uns Decken, Tücher und Teppiche, rollten die Leichen mit Spitzhacken darauf, da wir uns scheuten sie anzufassen. Wir warfen sie in das mühsam ausgehobene Loch und deckten sie mit Schnee und Erde zu. Wir dachten im Moment, es sei alles zugedeckt, doch als einige Tage später der Schnee aufzutauen begann, lagen die Toten wieder obenauf.

Der Zufall wollte es, daß ich eines Tages vom Schicksal meiner Eltern erfuhr.

Ganz überraschend traf ich meine Tante, die ebenfalls in Rastenburg wohnte. Von ihr erfuhr ich, daß die Russen meinen Vater und meine Mutter mit vielen anderen am Wasserturm erschossen hätten, dort, wo ich einige Tage zuvor hatte Leichen vergraben müssen. Für mich war diese Todesnachricht erschütternd, meine Hoffnung, meine Eltern lebend wiederzusehen, ausgelöscht. Ein fürchterlicher Weinkrampf schüttelte meinen abgemagerten Körper. Denn jetzt war ich allein.

Viele Tage lebte ich wie unbewußt vor mich hin.

Ende März, wir hatten endlich eine Bleibe, ein Zimmer in einem Haus, gefunden, in dem wir uns nachts aufhielten, jagten uns russische Soldaten hinaus auf die Straße und brachten uns zu einem Sammelplatz der Kommandantur. Von dort marschierten wir über den Königsplatz, die Ludendorffstraße, die Angerburger Straße, die Königsberger Straße, zur Ordensstraße hinauf. Vor dem Gerichtsgebäude wurde Halt gemacht.

Dort standen bereits Hunderte von Menschen, erschöpft und hungrig, und warteten auf Einlaß ins Gefängnis. Es begann zu regnen, und langsam wurde es dunkel. Dann endlich kam der Befehl zum Einzug in das Gebäude. Ich wanderte bis unter das Dach in einen Bodenraum, der ein wenig Geborgenheit versprach. Jeder suchte sich sofort einen Platz, um sich etwas auszuruhen. Plötzlich ging die Tür auf, zwei Russen mit ei-

ner Liste standen davor und verlasen die Namen der Menschen, die zur Vernehmung vorgesehen waren.

Ich war auch dabei.

Man brachte uns nach unten in einen großen Raum und durchwühlte alles, was wir bei uns trugen. Alles was den Russen gefiel, nahmen sie uns ab. Danach brachte man uns in einen anderen Raum, der bereits mit Menschen vollgestopft war. So saßen wir dicht aneinander gedrängt die ganze Nacht auf dem Fußboden.

Am nächsten Morgen wurden wir auf Kommando zur Toilette geführt. Hinter dem Gerichtsgebäude war eine Grube ausgehoben worden, über die man ein paar Bretter gelegt hatte, und so mußten wir vor den Augen der Russen unsere Notdurft verrichten. Danach ging es zurück in das Gerichtsgebäude.

Dort wurden wir in Zellen eingesperrt. Alle Zellen waren überfüllt. Auf einmal wurde die Tür wieder aufgerissen, wahllos zog man Frauen heraus und verprügelte sie ohne Grund. Danach durften sie in die Zelle zurück. Immer mehr Frauen wurden in die Zelle gedrängt, so daß wir nicht mehr sitzen konnten, sondern stehen mußten. Nach und nach wurden wir zur Vernehmung gerufen. Wer nicht schnell genug die Treppe zum Vernehmungsraum hochkam, wurde mit Peitschenhieben hochgeprügelt. Das Stehen in der Gefängniszelle fiel uns allen immer schwerer, zumal wir auch weder etwas zu essen noch zu trinken bekamen. An einem Vormittag verbreitete sich das Gerücht von Zelle zu Zelle, man würde uns irgendwo anders hinbringen. Genaueres wußte niemand, doch wir alle ahnten Schreckliches: Sibirien!

Kurze Zeit später wurden die Zellen aufgeschlossen, und wir wurden hinausgetrieben. Vor dem Gerichtsgebäude standen Lastkraftwagen. Man führte uns zu den Wagen und befahl uns, aufzusteigen. Plötzlich stand ein Mädchen neben mir, das ich sehr gut kannte. In den Armen hielt es eine Viertel-Matratze. Weiter hatte es nichts bei sich. Ich fragte das Mädchen: „Warum schleppst Du immer das Ding mit Dir herum?" „Es liegt sich besser darauf, als auf der Erde!" antwortete es. Auf dem Lastwagen legte Elisabeth, so hieß das Mädchen, die Matratze hin, und wir legten uns beide darauf. Sie hatte recht, es war angenehm darauf zu liegen. Ich hatte noch eine Decke, die ich über uns legte.

Unser Lkw fuhr über schneeverwehte Landstraßen. In Straßengräben lagen noch nicht weggeräumte Leichen von Frauen, Kindern und Soldaten. Niemand wußte, wohin die Fahrt gehen würde.

Plötzlich hielt unser Lkw und auch die anderen, die uns folgten. Wir standen vor dem Zuchthaus in Insterburg. Wir mußten aussteigen und wurden in einen großen leeren Raum geführt, in dem vorn ein Redner-

pult stand. Kerzen dienten als Beleuchtung. Auf dem Pult stand ein Russe und hielt eine lange Rede. Natürlich auf Russisch. Niemand von uns verstand ein Wort.

Nach der langen Fahrt mußten viele von uns ihre Notdurft verrichten. Doch niemand durfte den Raum verlassen, man konnte dafür nur die dunklen Ecken des Raumes benutzen. Schon nach kurzer Zeit verbreitete sich ein ganz übler Gestank.

Nachdem der Russe endlich seine Rede beendet hatte, wurden wir wieder in Zellen getrieben, wobei ich das Glück hatte, mit meiner Freundin in eine Zelle im obersten Stock zu kommen. Bevor der Posten die Zelle abschloß, warf er noch einige Stücke hartes Brot in den Raum, die natürlich nicht für alle Zelleninsassen reichten.

Tage vergingen, fast eine ganze Woche. Dann wurde unsere schreckliche Vermutung furchterregende Gewißheit: Wir sollten nach Rußland abtransportiert werden.

Tag für Tag wurden Transporte zusammengestellt. Und eines Tages war auch ich an der Reihe. Zum Bahnhof mußten wir laufen. Alles war tief verschneit. Ein Trampelpfad vom Zuchthaus zum Bahnhof schien der einzige begehbare Weg zu sein. Am Bahnhof, auf freier Strecke, stand ein langer Güterzug. In jeden Waggon mußten 60 Frauen einsteigen, so daß man nur nebeneinander sitzen konnte, ausstrecken zum Schlafen war unmöglich. Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, begann das Rätselraten, wohin die Reise gehen würde. Einige hofften, daß das Fahrtziel die Ukraine wäre, dort sei es wärmer als in Sibirien.

In Wilna hielt der Zug zum ersten Mal. Es wurde Essen ausgegeben: Sauerkraut. Dann fuhren wir weiter. Tagelang. Unsere tägliche Verpflegung bestand aus einem Stück trockenem Brot und einer kleinen Scheibe sehr scharfem Tilsiter Käse, der großen Durst hervorrief.

Täglich mußten wir durch ständiges Klopfen an der Waggontür darum betteln, daß man uns die Toten aus dem Waggon herausholte, deren Zahl von Tag zu Tag größer wurde.

Eines Tages hielt der Zug irgendwo an der Wolga. Man trieb uns zum Waschen aus den Waggons zum Fluß. Schon beim Anblick des Wassers begannen wir zu frieren. In etwa zehn Meter Entfernung standen die russischen Posten, die uns wie ein Weltwunder anstarrten. Jeder von ihnen hatte einen halben Laib Brot und aß davon. Ab und zu bissen sie ein Stückchen davon ab und warfen es zu uns herüber, so wie man einem Hund etwas hinwirft. Trotz des großen Hungers, den wir hatten, hob niemand von uns etwas auf.

Etwa vier Wochen nach unserer Abfahrt aus Insterburg kamen wir an unserem Zielort an: in Karpinsk in Sibirien.

Nach unserem Ausstieg aus dem Waggon marschierten wir, von Posten bewacht, durch eine öde und trostlose Gegend in ein Lager. Hier mußten wir uns in Reih und Glied aufstellen, und ein Russe hielt wieder eine Rede, sprach endlos auf uns ein, obwohl wir kein Wort verstanden.

In diesem Lager, von dem aus ich im Kohlebergbau eingesetzt wurde, begann mein Leidensweg in Rußland, fern der Heimat. Unterbrochen wurde mein Leben in diesem Lager am 9. Mai 1945, als uns die Russen verkündeten: „Gitler kaputt – der Krieg ist zu Ende!" Im Oktober 1945 wurde ich in das Lager Swerdlowsk verlegt, wo ich in einem Torflager arbeitete. Nach der Verlegung in zwei weitere Lager kam ich schließlich nach Beresok, wo ich in einem Goldschacht arbeiteten mußte.

Im Juli 1948 – arbeitsunfähig – wurde ich nach Deutschland in die sowjetisch besetzte Zone ausgewiesen.

Originalbericht 12 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 24

**Waltraud Trompell**

Jahrgang 1931, geboren in Posselau, Kreis Samland

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Posselau, Kreis Samland |
| Aufenthaltsorte 1945–1947: | Posselau / Neukuren / Posselau / Lixeiden / Kalaushöfen / Pobethen / Powunden / Posselau / Neukuhren / Posselau |
| Ausweisung/Vertreibung: | 22. November 1947 nach Eisenach |

## „Mutter verloren – als Waisenkinder ausgewiesen"

Jahrzehnte sind vergangen. Doch was ich als 14jährige unter den Russen im Samland in Ostpreußen erlebte, wird mir bis an mein Lebensende unvergeßlich bleiben.

Weihnachten 1944 konnten wir schon nicht mehr wie früher feiern, denn mein Heimatort Posselau im Kreis Samland war bereits seit Wochen mit Flüchtlingen überfüllt. Meine Familie lebte und schlief in einem Zimmer. Die Küche wurde mit mehreren Flüchtlingsfamilien, die in den anderen Zimmern schliefen, geteilt. So war es in allen Häusern in unserem Dorf.

Weil die Front immer näher rückte, sollte ich bereits am Sonntag, den 28. Januar 1945, konfirmiert werden. Leider wurde nichts daraus. Meine Mutter und ich waren bereits fertig für die Kirche angezogen, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und jemand schrie: „Posselau muß in einer halben Stunde geräumt sein!"

Draußen war ein heftiges Schneegestöber, dazu etwa 18 Grad Kälte. Also hieß es: alles wieder ausziehen. Dann mußte ich dreimal Unterwäsche anziehen, Bluse, Pulli und darüber ein Kleid, lange Strümpfe, ein Paar Söckchen und noch eine Trainingshose. Ich fühlte mich wie ein Teddybär, war aber so für alle Fälle gerüstet.

Mein Vater war als Volkssturmmann nicht weit von uns entfernt im Einsatz. Darum beschloß meine Mutter: Wir bleiben und flüchten nicht. Wohin sollten wir auch in dieser Kälte?

Am 10. Februar 1945 kam mein Vater für eine Nacht zu uns. Er wollte uns nach Neukuhren zum Haff bringen, damit wir mit einem Schiff über die Ostsee in Sicherheit gebracht würden. Davor hatte nicht nur ich, sondern auch meine Mutter eine furchtbare Angst. „Wasser hat keine Balken", sagte sie. Doch wir warteten vergebens auf ein Schiff. Als am 14. Februar 1945 Sturm aufkam und kein Schiff mehr Neukuhren anlaufen konnte, entschloß sich meine Mutter, mit uns wieder nach Hause zu fahren.

Als wir nach Posselau zurückkamen, standen alle Kühe auf dem Hof, die Schweine und das Federvieh waren geschlachtet, Ställe und Scheunen waren voller deutscher Soldaten, wie auch der ganze Ort. Posselau war jetzt Frontgebiet, hielt sich aber noch über viele Wochen. Alle zwei Wochen wurden die Soldaten abgelöst. Die Verwundeten wurden zunächst notdürftig versorgt und dann nach Pillau gebracht, um von dort über See abtransportiert zu werden. Die toten Soldaten mußte man zunächst liegen lassen; der Boden war so hart gefroren, daß eine Bestattung nicht möglich war.

Die Lage wurde immer bedrohlicher, als jeden Abend, fast pünktlich um halb neun, russische Flugzeuge ihre Sprengbomben über uns abwarfen und furchtbare Schäden anrichteten. Es gab viele Verletzte und Tote.

Am Abend des 10. April 1945 erlebten wir den schwersten Luftangriff auf Posselau. Ein Bombenhagel prasselte auf unser Dorf nieder. Ich befand mich gerade im Flur unseres Hauses, als es blitzte und krachte. Alles schrie durcheinander. Es war auf einmal stockfinster. Dann bin ich zu meiner Mutter gelaufen; sie war unverletzt wie ich, doch meine Geschwister, meine Schwester Christel und mein Bruder Jochen, waren nicht da.

Ich fand meinen Bruder an einer anderen Stelle des Hauses am Boden liegend, eine dicke Holzbank hatte sein Leben gerettet, er hatte nur einige Fleischwunden.

Mit einem Soldaten suchte ich dann nach meiner Schwester. Wir fanden sie an der Gartentür sitzend, einen Mantel über den Kopf geschlagen. Sie kam aber nicht wieder hoch und gab uns auch keine Antwort, als wir sie ansprachen. Reg- und leblos blieb sie sitzen. Ich lief zu meiner Mutter und freute mich, daß jetzt auch unser Vater da war; er war gerade eingetroffen. Mein Vater und der Soldat brachten meine Schwester in das Haus. Mein Vater nahm die Laterne vom Tisch, denn Licht gab es nicht mehr, so daß der Kopf meiner Schwester sichtbarer wurde. Ein schrecklicher Anblick bot sich uns: ein Bombensplitter hatte ihr die Schädeldecke fast abgerissen, sie war nach hinten geklappt.

„Sie ist tot – ihr ist nicht mehr zu helfen" sagte mein Vater. Nachdem die Tote ins Haus gebracht worden war, ging mein Vater mit meinem vierjährigen Bruder zum Verbandsplatz, um dessen Fleischwunden verbinden zu lassen.

Am nächsten Tag machte mein Vater einen Sarg für meine Schwester, denn Eile war geboten. Obwohl unser Dorf heftig beschossen wurde, gelang es uns noch, meine Schwester nach St. Lorenz zum Friedhof zu bringen. Es war an ihrem 11. Geburtstag, sie hat ihn nicht mehr erlebt.

Am 14. April, es war 8.15 Uhr morgens, brachte mein Vater die Nachricht mit, daß russische Panzer bereits in St. Lorenz einrollen. Wir waren kaum im Keller, als die Russen in unser Dorf und unser Haus kamen. Der Keller neben uns, in dem sich deutsche Soldaten befanden, wurde zuerst geräumt. „Dawaj, dawaj!" hörten wir die Russen brüllen. Dann kamen sie in unseren Keller. Zuerst holten sie die alten Männer, dann zwei kranke Jungen. Nach einer kurzen Pause kamen mehrere Russen und verlangten Uhren, Ketten, Ringe, Schmuck, alles was man hatte. Aus Angst gaben wir alles her. Einem Russen gefiel mein kleiner Koffer; er nahm ihn mir sofort weg. Da ich noch auf dem zweiten Koffer meiner Schwester saß, kam er wieder und wollte den zweiten Koffer auch. Als ich nicht darauf reagierte, drückte er mir seine Maschinenpistole an die Brust.

Nach einer Stunde mußten wir alle aus dem Keller raus. Russen zu Pferde jagten uns regelrecht. Ich humpelte, da ich tags zuvor die Kellertreppe hinabgestürzt war. Meine langen Zöpfe trug ich recht weit nach hinten, damit ich recht kindlich aussah. Zuerst mußten wir nach Lixeiden, dann weiter nach Kalaushöfen. Dort sahen und hörten wir am Wegesrand eine Frau schreien, über die scharenweise die Russen hergefallen waren. Es war eine 86jährige, die an den Folgen der Vergewaltigungen qualvoll starb.

Den nächsten Tag ging es nach Pobethen. Dort sahen wir unseren Vater zum letzten Mal. Er rief uns zu: „Sagt immer ja – wer nein sagt, wird so lange geschlagen, bis er ja sagt!"

Eine Nacht lang durften wir in Pobethen bleiben. Das war gut so, da mein Bruder, der große Schmerzen hatte, eine Nacht ausruhen konnte. Doch seinen Verband konnten wir nicht wechseln, wir hatten kein Verbandszeug.

Am nächsten Tag wurden wir über Feld- und Waldwege in Richtung Cranz getrieben. Die Wege waren nur noch ein Modder und kaum begehbar; die Kinderwagen blieben im Morast stecken und mußten zurückgelassen werden. Ich mußte meinen jüngsten, zweieinhalbjährigen Bruder auf den Arm nehmen und tragen. Da es an diesem Tag fast

pausenlos regnete, waren wir durch und durch naß und froh, endlich ein Gehöft zu erreichen, um ein Dach über dem Kopf zu haben. Doch das Gehöft war voller Russen, und wir mußten draußen im Freien übernachten. Ich war wieder einmal das Kopfkissen für meine jüngeren Geschwister.

Als wir am Gehöft angekommen waren, hatten sich die Russen die Frauen genau gemerkt, die sie haben wollten. Und in der Nacht kamen sie, um sie zu holen, angeblich zum Verhör, in Wirklichkeit um sie zu vergewaltigen.

Gott sei Dank hatte es in der Nacht aufgehört zu regnen, denn schon am frühen Morgen des nächsten Tages trieb man uns in Richtung Powunden. Dabei kamen wir an mehreren großen Bombentrichtern vorbei, die halbvoll mit Wasser waren. In dem größten der Trichter sahen wir etwa fünfzig Menschen – wir zählten etwa einhundert Füße und Beine –, die man mit Stricken zusammengebunden und mit dem Kopf nach unten in das Wasser gesteckt hatte. Waren sie schon tot oder hatten sie noch gelebt? Eine schreckliche Frage, auf die niemand eine Antwort hatte. Erschreckt und mit Entsetzen waren wir stehengeblieben. Für mich als 14jährige war es das Grausamste, was ich bis dahin in meinem Leben gesehen hatte.

Rasch trieb man uns weiter.

Endlich erreichten wir ein größeres Gehöft. Die Wohngebäude waren bereits von Frauen und Kindern belegt, die das gleiche Schicksal wie wir zu tragen hatten, aber im Kuhstall war noch Platz. Hier lag abgeschlachtetes und schon stinkendes Vieh, aber das schafften wir in gemeinsamer Arbeit hinaus. Mein Bruder und ich schliefen die ganze Nacht in der Krippe mit angezogenen Knien, doch wir waren wenigstens unter einem Dach. Im Stall blieb es auch in der Nacht ruhig, während die Frauen in den Wohnhäusern von Russen belästigt wurden; wir hörten es an ihrem Geschrei.

Am nächsten Morgen trieb man uns wieder weiter. Als wir über einen Feldweg auf eine Straße gelangten, sahen wir einen im Straßengraben liegenden Flüchtlingstreck, der wahrscheinlich von den Russen überrollt worden war. Zertrümmerte Treckwagen lagen herum und viele tote Körper. Die Pferde hatte man wohl mitgenommen.

Kaum hatten wir dieses weitere Schreckensbild hinter uns, kamen wieder Russen auf Pferden und jagten uns von der Straße auf einen Schlammweg in ein nahes Dorf. Dann verschwanden die Russen mit ihren Pferden; aber auch diejenigen, die uns bis hierher begleitet hatten und unsere Treiber waren.

In dem menschenleeren kleinen Dorf standen einige unzerstörte Häu-

ser. Sofort machten wir uns auf die Suche nach Eßbarem und fanden Kartoffeln, von denen wir uns eine Suppe kochten. Auch gründlich waschen konnten wir uns, was für uns ganz wichtig war. Drei Tage lang blieben wir in diesem Dorf, dann war auch hier nichts Eßbares mehr zu finden.

Meine Mutter beschloß, mit uns den Heimweg anzutreten. Das war nicht so einfach, denn wir wußten überhaupt nicht, wo wir uns befanden. Die Russen hatten uns offenbar immer nur im Kreis herumgetrieben. Als wir uns aufmachten, wußten wir nur, wir dürfen nicht der Sonne entgegen gehen.

Wir brauchten drei Tage, bis wir todmüde und hungrig wieder in Posselau ankamen, wo wir eine böse Überraschung erlebten: unser Haus und Hof sowie unser ganzes Dorf – alles war voller Russen.

Wir zogen weiter nach Neukuhren und hatten Glück. Wir fanden dort unseren Großvater, der uns sofort ein Quartier in einem leerstehenden Geschäft besorgte. Er organisierte, woher auch immer, für uns Federbetten, so daß wir wieder einmal richtig schlafen konnten.

Am nächsten Tag meldeten wir uns sofort bei der russischen Kommandantur, weil wir gehört hatten, daß man hier zur Arbeit eingeteilt wurde, und nur wer arbeitete, bekam etwas zu essen. So war es auch, wenngleich unsere Verpflegung nicht regelmäßig erfolgte und wir nur Innereien von Tieren bekamen, die die Russen nicht essen wollten.

So lebten – oder vegetierten – wir dahin, ohne zu wissen, ob der Krieg schon zu Ende war oder nicht. Wir erfuhren nichts. Es interessierte uns auch wenig, denn egal ob der Krieg aus war oder nicht, an unserer Situation hätte sich nichts geändert. Hier ging es nur noch um das nackte Überleben, was nicht einfach war, denn jeden Tag gab es mehr und mehr Tote.

Da wir Wasser nur aus dem Fluß holen konnten, verbreitete sich Typhus, an dem die Menschen wie die Fliegen starben. Es gab keinerlei ärztliche Hilfe. Auch meine Schwester erkrankte daran und verlor fast alle ihre Haare, aber sie schaffte es zu überleben.

Im September 1945 – wir wußten jetzt, daß der Krieg zu Ende war – durften wir zurück nach Posselau, wo von den Russen eine Kolchose eingerichtet werden sollte. Dafür brauchte man deutsche Arbeitskräfte.

Unser Haus in Posselau fanden wir ohne Fenster und Türen vor; nichts war mehr in Ordnung. Doch mein Bruder war ein richtiger Handwerker; er brachte in kurzer Zeit vieles wieder in Ordnung, so daß wir wieder ein „Zuhause“ hatten, wenn auch nicht das, das wir verlassen hatten müssen, als die Russen kamen.

Wenn wir geglaubt hatten, auf der Kolchose, auf der wir arbeiten muß-

ten, würden wir auch ausreichend zu essen bekommen, so wurden wir bitter enttäuscht. Wir hungerten weiter; in den ersten Monaten gab es überhaupt nichts. Den Roggen hatten die russischen Soldaten noch in einige Scheunen eingefahren. Wir mußten dieses Getreide dreschen, Strom gab es noch nicht wieder, also mußte eine alte Dampfmaschine her. Ich aß die Körner roh, um überhaupt etwas im Magen zu haben. Das Stehlen von Körnern war schwer, man mußte sie einwickeln und auf der nackten Haut unter der Kleidung tragen, durfte dabei aber nicht aussehen, als sei man dicker geworden, denn dies wäre den Posten sofort aufgefallen.

Eines Tages waren wir in St. Lorenz zum Dreschen eingeteilt. Dabei traf ich meinen Bruder. Er fuhr den Natschalnik mit einem Panjewagen und zwei Pferdchen. Er bekam dafür auch manchmal etwas zu essen, meistens Kohlsuppe oder Buchweizengrütze. Er ahnte wohl, daß ich großen Hunger hatte und wollte mir etwas Eßbares bringen, hatte aber kein Gefäß. Da entdeckte er einen alten Nachttopf mit einigen Rostflecken, aber sonst in heilem Zustand. Mit Sand und Stroh schrubbte er den Nachttopf aus und brachte mir damit Kohlsuppe. Anstatt eines Löffels, den er nicht auftreiben konnte, brachte er mir einen hohlen Markknochen mit. Für mich war es in dieser Zeit ein herrliches Essen.

Dann kam der Winter 1945/46. Wir wußten nicht, ob wir ihn überleben würden.

Zum Hunger kam die Kälte. Da das Getreide gedroschen war, mußten wir im Wald arbeiten. Bäume fällen mit Axt und Säge. Das war härteste Knochenarbeit, die viel Kraft kostete. Doch auch 14- und 15jährige, ob Junge oder Mädchen, mußten diese schwere Arbeit verrichten. Abends schleppten wir trockene Knüppel mit nach Hause, damit wir unseren Ofen heizen konnten und über Nacht nicht in unseren vier Wänden erfroren.

Da Krankheit, Hunger und Kälte immer mehr Todesopfer unter den deutschen Arbeitskräften forderten, entschlossen sich die Russen, vom 1. Februar 1946 an allen deutschen Arbeitskräften täglich einen Liter Mehlsuppe – wir nannten diese Suppe „Schlunz" – und 400 Gramm Brot auszugeben. Kleinere Kinder und alte Menschen, die nicht arbeiteten, bekamen nichts. Wir waren sechs Personen, also hieß es teilen: jeder eine Tasse Brühe ohne Fettaugen, dazu ein Scheibchen Brot. Getrocknete Getreidekörner, die wir noch als letzte Reserve hatten, wurden in einer alten Kaffeemühle gemahlen und mit Wasser aufgekocht, damit wir auch am Abend noch etwas in den Magen bekamen, sonst hätten wir vor Hunger nicht in den Schlaf gefunden. Gut, daß wir noch Kamille hatten; damit hatten wir wenigstens etwas zu trinken.

Eines Tages wurde auch ich krank. Ich bekam ein rotes dickes Knie, ich wußte nicht wovon, es war sehr schmerzhaft. Eine ältere Frau, eine ehemalige Krankenschwester, sagte mir, es sei Rheuma. Meine Mutter machte mir in der Nacht Kamillekissen auf das Knie, und es wurde nach vier Wochen besser und besser. In dieser Zeit ging meine Mutter, die sehr schwach und kränklich war, für mich zur Arbeit, so daß wir nicht verhungerten.

An einem Sonntag – wir hatten Glatteis – ging ich mit meinem Bruder zu den Russenfamilien, die man nach und nach in unserem Dorf angesiedelt hatte, betteln. Wir bekamen auch einige Kartoffelschalen. An einer Müllkippe, an der wir vorbeikamen, fanden wir noch einige Dorschköpfe, die wir mitnahmen. Unsere Mutter wässerte und brühte sie und kochte damit eine Fischsuppe. Wenn man so wenig zu essen hat und so großen Hunger wie wir, ißt man alles. Fleisch von einem verendeten Pferd bescherte uns einige Zeit später endlich wieder einmal eine richtige Fleischmahlzeit. Als es Frühling wurde und Brennesseln und Melde wuchsen, stillten wir damit unseren Hunger. Trotzdem fielen immer mehr, vor allem ältere Menschen, dem Hungertod zum Opfer. Die Toten wurden im Garten verscharrt.

Das Hungern hörte nicht auf.

Mein Bruder arbeitete jetzt bei einer Russenfamilie in Neukuhren. Dafür bekam er Kartoffelschalen und manchmal Fisch. Das brachte er mit nach Hause. Doch es reichte nicht. Ich arbeitete bei den Russen auf einem großen Feld mit Gurken und Tomaten. Doch mitnehmen durften wir nichts, wir wurden von Posten bewacht. Im Herbst 1946 wurden wir bei der Kraut- und Kartoffelernte eingesetzt. Doch auch hier hatten wir kaum Gelegenheit, etwas zu stehlen und mit nach Hause zu nehmen.

Als der Winter 1946/47 hereinbrach, mußten wir Rüben-, Wruken- und Kartoffelmieten anlegen. Um diese vor Diebstahl zu schützen, wurden wir jungen Leute als Nachtwachen eingesetzt und von russischen Posten kontrolliert.

Als wir für unsere Arbeit Rubel bekamen, wurde es etwas besser, da wir uns nun Eßbares kaufen konnten. Doch man mußte lange anstehen und endlos warten, um tatsächlich etwas kaufen zu können, und dafür brauchte man Zeit, die alle, die arbeiten mußten, nicht hatten. Zum Glück hatten wir unsere kranke Mutter, die nicht arbeiten konnte.

Kurze Zeit später bekam ich einen Furunkel hinter dem Ohr, so groß wie ein Hühnerei. Bis er aufging, machte meine Mutter für mich Nachtwache, bis sie eines Tages zusammenbrach. Um ihr zu helfen, schickte ich meine jüngere Schwester mit allen Rubeln, die wir noch hatten, zum Schwarzmarkt, um Bohnenkaffee und Lebertran zu holen, damit unsere

Mutter wieder auf die Beine kam. Wir durften sie nicht verlieren, sie war unser ein und alles.

Eines Tages mußten wir vor einer weißen Hauswand von einem Fotografen Fotos von uns machen lassen, da wir einen Paß bekommen sollten. Als wir unsere Bilder abholen sollten, fand ich kein Bild von mir. Doch es war dabei. Da wir seit Monaten in keinen Spiegel mehr gesehen hatten, da es nirgendwo mehr welche gab, hatte ich mich nicht wiedererkannt, so abgemagert war ich, und so elend sah ich aus. Auch das Bild meiner Mutter, das ich mitbringen sollte, fand ich zuerst nicht. Sie sah auf dem Foto aus wie meine Großmutter, dabei war sie kaum älter als vierzig.

Ein neuer Winter stand vor der Tür, der Winter 1946/47.

Wir hatten Angst, ihn nicht zu überleben. Zwar bekamen wir jetzt Rubel für unsere Arbeit – die Älteren 60 Rubel, wir Jüngeren 90 Rubel im Monat –, doch das Geld reichte bei weitem nicht aus, um uns zu ernähren. Ein Brot kostete 140 Rubel. Das bedeutete, wir konnten uns nur jeden zweiten Monat ein Brot kaufen. Dann brauchten wir noch Salz, das genauso teuer war wie Bohnenkaffee. Da wir wußten, daß in Neukuhren Salz verladen wurde, ging ich mit meiner Schwester dorthin. Wir glaubten, beim Salzverladen würde vielleicht etwas auf den Bahnsteig fallen, was wir mit dem Löffel aufnehmen könnten, was uns auch gelang.

Wir waren glücklich, einen kleinen Beutel mit Salz zu haben, da stand plötzlich ein Russe hinter uns. In der einen Hand hatte er Rubelscheine, in der anderen sein Geschlechtsteil. Wir sollten mit ihm gehen. Für Geld. Doch ich lief mit meiner Schwester weg. Wir rannten, so schnell wir konnten, zum Bahnhofsgebäude, wo sich der Schwarzmarkt befand. Der Russe verfolgte uns bis dahin, doch dann gab er auf. Wir sahen ihn einige Zeit später mit einer anderen Frau über die Gleise gehen. Arme Frau, dachte ich. Meine Mutter war froh, als wir mit dem Beutelchen Salz nach Hause kamen; es reichte wieder für einige Zeit.

Als der Winter endlich zu Ende ging und ein neuer Frühling nahte, ging es meiner Mutter immer schlechter. Wir hatten zwar alle Wasser im Körper – abends waren die Beine dick und morgens hatten wir das Wasser im Gesicht –, aber bei meiner Mutter ging es nicht mehr weg, und ihre Beine drohten zu platzen. Eines Tages merkte ich, daß sie ihr Stückchen Brot meinen beiden kleinsten Geschwistern gab. Sie hatte wohl keinen Lebensmut mehr und ahnte, daß sie sterben müßte. Sie wußte, daß es keine ärztliche Hilfe gab, für niemanden von uns Deutschen. Als die Sonne höher stand und es wärmer wurde, stellte ich ihr einen Stuhl in den Garten, damit sie sich darauf setzen konnte.

Es war der 10. Juni 1947, als sie zu mir sagte: „Kind – ich muß sterben!"

Ich stand neben ihrem Sessel im Garten, als ich diese vier Worte von ihr hörte; ich wäre vor Schreck bald zusammengebrochen. Sie nahm meine Hand und sagte zu mir: „Versprich mir, daß Du mich nicht in ein Massengrab bringst. Ich möchte auf dem Friedhof beerdigt werden – und paß auf die Kinder auf, Du bist die Älteste!"

Ich versprach meiner Mutter alles, was sie sich wünschte, ohne zu ahnen, welche Aufgabe und Verantwortung ich damit übernommen hatte. Und es geschah alles schneller, als ich dachte.

Am 17. Juni holte mich meine jüngere Schwester vom Feld. „Komm schnell – Mutti röchelt nur noch!"

Wir liefen so rasch wir konnten nach Hause. Eine Nachbarin stand vor unserer Tür: „Geh nur rein, sie wartet nur noch auf Dich!"

Meine Mutter lag im Bett und röchelte ganz schlimm. In meiner Angst rief ich immer wieder „Mutti, Mutti ...!" Sie schlug noch einmal die Augen auf, konnte mich zwar hören, aber nicht mehr sprechen. Ich streichelte ihre Hand, die Zeit verging. Nach drei Stunden mußte ich ihr die Augen zudrücken.

Ich weiß nicht, wie lange ich danach noch bei ihrem Bett so gesessen habe. Dann holte ich Wasser, wusch meine tote Mutter, zog sie an und kämmte sie. Mein Bruder hatte inzwischen zwei Bretter auf das alte Sofa in der Kammer gelegt, auf die wir unsere Mutter betten konnten.

Am nächsten Tag ging ich zum Brigadier und bat um drei Tage Urlaub, um unsere Mutter beerdigen zu können. Er lachte nur hämisch und meinte, daß ich es in drei Tagen sowieso nicht schaffen würde, sie auf dem Friedhof zu beerdigen.

Doch wir schafften es gemeinsam. Meinem Bruder und meiner Schwester gelang es, aus einem ehemaligen Bunker der deutschen Soldaten noch gute Bretter zu holen. Daraus zimmerte mein Bruder einen richtigen Sarg. Der Schmied machte uns ein Eisen darum und gab uns einen Holzanstrich, womit wir das Holz gleichmäßig dunkel streichen konnten. Aus einer alten Matratze nahmen wir das Innere heraus und legten dies in den unteren Teil des Sarges, nagelten darüber ein weißes Bettuch und legten dann unsere Mutter hinein. Den Sarg ließ ich zunageln. Bis zum Friedhof waren es zwei Kilometer. Wir liehen uns einen Handwagen und stellten den Sarg darauf. Viermal zwei Sträuße banden wir zusammen und hängten sie darüber. Schön, daß so viele Lupinen, Margeriten und Kornblumen blühten, und daß wir auch Tannengrün hatten, so daß wir den Sarg sehr schön schmücken konnten. So brachten wir Kinder unsere Mutter zum Friedhof.

Mit einer Nachbarin, die uns dorthin begleitet hatte, schaufelte ich die

Grube. Dabei wechselten wir uns ab, weil wir nur einen Spaten hatten. Wir waren gerade fertig und waren dabei, den Sarg in die Grube zu legen, als die einzige Glocke vom Kirchturm die Mittagszeit einläutete und auch unserer Mutter den letzten Gruß brachte.

Als wir das Grab zugeschaufelt hatten, konnte ich meine Tränen nicht mehr aufhalten, war aber auch gleichzeitig dankbar, eines der Versprechen, das ich meiner Mutter gegeben hatte, gehalten zu haben. Unsere Mutter wurde so würdig beerdigt, wie sie es sich gewünscht hatte und nicht in eine alte Decke gehüllt in einen Bombentrichter oder in ein Massengrab geworfen, wie es mit vielen Toten zu dieser Zeit geschah.

Als wir uns das Grab noch einmal ansahen, sagte meine Nachbarin, die mir geholfen hatte: „Hier ist noch Platz genug, hier kannst Du in 14 Tagen auch Deinen Helmut hinschaffen!"

Diese Worte gaben mir einen Stich ins Herz. Das würde nicht geschehen. Für das Leben meines kranken kleinen Bruders Helmut, der vier Jahre alt war, aber aussah wie ein eineinhalbjähriges Kind, würde ich kämpfen und alles tun, damit er wieder gesund würde. Ich hatte meiner Mutter versprochen, mich um meine Geschwister zu kümmern.

Jeden Tag teilte ich meine Mehlsuppe und mein Brot, das mir für meine Arbeit zugeteilt wurde, mit meinem Bruder, damit er nicht verhungerte. Löffelweise flößte ich ihm die Suppe ein, da er kaum noch den Mund aufmachen konnte, und ich trug ihn als 17jährige wie mein eigenes Kind, denn er konnte nicht mehr gehen und stehen.

Ich war glücklich darüber, daß sein Zustand von Tag zu Tag besser wurde, und als er begann, das Brot selbst wieder in die Hand zu nehmen, wußte ich: er wird es schaffen. Und er schaffte es, wenn auch nur langsam, und lernte wieder das Laufen.

Im Sommer 1947, als wir wegen starker Gewitter einen Tag nicht arbeiten konnten, ging ich zum Friedhof und bepflanzte das Grab unserer Mutter mit Fetter Henne; es sollte wenigstens ganz grün sein, denn ich wußte ja nicht, wann ich wieder Gelegenheit haben würde, zum Friedhof zu kommen. Daß ich das Grab meiner Mutter überhaupt nicht mehr wiedersehen würde, ahnte ich an diesem Tage nicht.

Im September 1947 mußten plötzlich alle Deutschen ihre Häuser und Wohnungen räumen; diese wurden mit Russenfamilien belegt. Ich bekam mit meinen Geschwistern ein Zimmer zugewiesen, das noch gar nicht fertig war, es hatte weder einen Fußboden noch eine Decke und bestand nur aus vier kahlen Wänden. In diesem Raum würden wir den nächsten Winter nicht überleben; ich hatte Angst vor den nächsten Wochen und Monaten.

Einige Tage später wurden alle Älteren plötzlich von der Arbeit nach

Hause geschickt. Dafür kamen Russenfrauen, die wir Jüngeren anlernen mußten. Was das alles zu bedeuten hatte, wußte niemand von uns.

Wenige Wochen später erfuhren wir es: unsere Leidenszeit sollte ein Ende haben. Wir konnten es kaum glauben.

Am 20. November 1947, rechtzeitig bevor der kalte Winter begann, hieß es: „Packen – jeder was er tragen kann – morgen geht es nach Deutschland!"

Gut, daß ich meine Geschwister hatte in meinen Ausweis eintragen lassen, sonst hätten sie alle dort bleiben müssen und wären in ein russisches Waisenhaus gekommen. So aber durfte ich sie mitnehmen, denn ich war die Erziehungsberechtigte, an Mutters statt.

In Viehwagen wurden wir nach Königsberg transportiert. Dort bekamen wir zum ersten Male ein richtiges Essen – und endlich – nach einigen Tagen zwischen Bangen und Hoffen, fuhren wir, wieder in Viehwagen, was wir jedoch gern ertragen haben, in Richtung Deutschland.

Am 5. Dezember 1947 kamen wir in Sonneberg in der sowjetischen Besatzungszone in ein Quarantänelager, das sich nach und nach leerte.

Wer übrigblieb, das waren wir. Ich mit meinen kleineren Geschwistern. Wir hatten unseren Vater verloren und unsere Mutter. Wir waren allein auf der Welt.

Am 17. Januar 1948 schickte man uns als Waisenkinder in ein Waisenhaus in Eisenach. Wir hatten wieder ein „Zuhause".

Originalbericht 16 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 25

**Margarete Nahum**

Jahrgang 1919, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Ostseebad Cranz |
| Aufenthaltsorte 1945–1949: | Cranz / Pronitten / Labiau / Tapiau / Tscheljabinsk (Ural) / Kopejsk (Ural) |
| Ausweisung / Vertreibung: | 19. Dezember 1949 nach Frankfurt (Oder) |

## „Als im Ostseebad Cranz das Licht ausging"

Mein Vater, in Frauenburg bei Riga (Lettland), und meine Mutter, in Narva (Estland) geboren, waren bereits im Ersten Weltkrieg, vom Kriegsausbruch 1914 bis Januar 1918, in russischer Gefangenschaft in Kasachstan. Sie wurden im Juli 1918 nach Königsberg entlassen, haben dort geheiratet; ein Jahr später, im Juni 1919, wurde ich in Königsberg geboren. Noch vor meiner Geburt ging mein Vater zum Freiwilligen Grenzschutz; er kam nicht wieder und galt als „verschollen". Meine Mutter hat nicht wieder geheiratet.

1942 heiratete ich. Mein Mann, 1912 in Wladimir (Wolhynien) geboren, kam nach dem Ersten Weltkrieg mit seiner Mutter in das Ostseebad Cranz, wo ich ihn 1937 kennenlernte; er erhielt erst kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges die deutsche Staatsangehörigkeit. Da er in einer Uniformschneiderei beschäftigt war, wurde er zunächst vom Wehrdienst befreit, im August 1944 jedoch eingezogen und kam zur Ausbildung nach Insterburg. Bis Dezember 1943 wohnten wir in Königsberg, von Januar 1944 an im Ostseebad Cranz in der Hohenzollernstraße, früher Hotel „Königin Luise".

Eine Woche nach Beginn des Großangriffs der Russen auf Königsberg, Ende Januar 1945, als die Front immer näher rückte, wurden plötzlich für uns alle unerwartet der Bahnhof Cranz und die Kasernen von deutschen Soldaten gesprengt; sie sollten wohl dem Russen nicht unversehrt in die Hände fallen. Für die Bevölkerung bedeutete diese Maßnahme,

daß russische Truppen bald in Cranz erwartet würden. Dies wurde uns auch deshalb bewußt, weil die deutschen Soldaten Cranz in Richtung Pillau verließen. Viele Frauen, vor allem Mütter mit kleinen Kindern, folgten den Soldaten; sie hofften, im Pillauer Hafen ein Schiff zu finden, das sie nach Westen in Sicherheit bringen würde. Auch ich hatte zunächst die Absicht, mich mit meiner anderthalbjährigen Tochter den Soldaten anzuschließen. Da mein Mann mich jedoch gebeten hatte, seine 70jährige Mutter in Cranz nicht allein zu lassen, blieb ich – wie auch viele andere, die sich einzureden versuchten: „Die Russen sind auch nur Menschen, und so schlimm wird es schon nicht werden!"

Von dem Tag an, an dem in Cranz der Bahnhof und die Kaserne gesprengt wurden und das Licht ausging, versank das Ostseebad in eine Weltuntergangsstimmung.

Da es keinen Strom und damit auch kein Licht mehr gab, konnte in keinem Büro und keinem Laden mehr gearbeitet werden. Bäcker, Fleischer, Einzelhandelsgeschäfte schlossen ihre Türen. Brot, Milch und einige andere Lebensmittel hatten die meisten zwar vorrätig, aber auch diese gingen schnell zu Ende. Ohne Strom konnte kein Haushalt, der darauf angewiesen war, mehr kochen. Ein Zustand, der uns schockierte, zumal diese Situation für uns so überraschend und ohne jede vorherige Information eingetreten war.

Nachdem die Soldaten abgerückt waren, wurde die Situation für alle in Cranz gebliebenen Menschen von Tag zu Tag noch schlimmer. Wir erfuhren überhaupt nichts mehr; ohne Radio, ohne Zeitung, ohne eine Behörde oder Stelle, die Auskunft geben konnte, waren wir vom Tagesgeschehen abgeschnitten. Wir wußten nichts über den Frontverlauf, ob in Königsberg noch gekämpft wurde, oder ob der Russe schon auf dem Weg nach Cranz war.

Wir ahnten alle Unheilvolles auf uns zukommen.

Am frühen Morgen des 4. Februar 1945 erreichten die Russen Cranz.

Einige Cranzer nahmen sich aus Angst vor den Russen das Leben, andere zündeten ihre Häuser an. Das war am Tag, an dem die Russen kamen.

Mit zitternden Knien, klopfendem Herzen und einer unsagbaren Angst saß ich mit meiner kleinen Tochter, meiner Schwiegermutter und den anderen Bewohnern unseres Hauses in meinem Wohnzimmer. Eine schlaflose Nacht lag hinter uns, als die Tür aufgerissen wurde, mehrere Russen im Türrahmen standen und einer laut brüllte: „Kapitalist – Uri, Uri – Schnaps – jetzt!"

Nachdem sie uns alles abgenommen hatten, was wir an Fingern, Handgelenken und um den Hals an Uhren und Schmuck trugen, trieben

sie uns in den Keller. Schnell nahmen wir unsere wichtigsten Sachen, die wir bereits vorher in Taschen gepackt hatten, mit und ich meinen Kinderwagen mit meiner Tochter. Währenddessen durchwühlten die Russen die Wohnungen und suchten nach Eßbarem und vor allem nach Alkohol. Doch bei mir war davon nichts zu finden.

Nachdem sie alles durchstöbert und geplündert und alles ihnen brauchbar Erscheinende an sich genommen hatten, holten sie uns aus dem Keller. Wir durften wieder in unser Wohnzimmer. Dort wurden uns unsere Taschen abgenommen.

Abends kamen die Russen wieder in unser Wohnzimmer, wo wir alle versammelt waren, und riefen: „Frau komm!" Doch alle Frauen blieben sitzen, als hätten sie nichts gehört. Dann stellte sich ein Russe an den Kinderwagen und rief: „Wo – Mutter!" Doch ich meldete mich nicht. Daraufhin schoß der Soldat in die Decke des Zimmers. Um uns Angst zu machen, schrie er etwas Bedrohliches. Wir verstanden ihn nicht, doch meine Schwiegermutter verstand ihn, sie konnte etwas russisch.

„Geh mit, sonst erschießen sie uns alle!"

Sie nahmen mich mit in eine Villa, in der mehrere Soldaten waren. Fünf Kerle vergewaltigten mich. Ich jammerte und schrie: „Laßt mich zu meinem Kind!" Endlich ließen sie mich dann laufen. Ich fühlte mich am Ende meines Lebens, doch ich ahnte, daß es noch schlimmer kommen würde.

In den nächsten Nächten kamen die Russen noch öfter, um sich Frauen zu holen, vor allem jüngere. Ich mußte nicht mehr mit. Meine Schwiegermutter hatte mir einen alten schwarzen Mantel und ein schwarzes Kopftuch gegeben. So erkannten mich die Russen nicht mit ihren Taschenlampen.

Tagsüber räumten die Russen Häuser und Wohnungen leer. Wir mußten zusehen, wie sie alle Wertgegenstände aus den Häusern holten, Radios, Nähmaschinen und Klaviere auf Lastwagen luden. Auch meine fast neue Wohnungseinrichtung wurde ein Opfer der Plünderung; die Russen holten auch mein Fahrrad vom Boden, ohne die leisteste Ahnung zu haben, wie man damit umging. Als sie die Geschäfte plünderten, holten sie uns aus den Kellern, damit wir ihnen dabei helfen.

Am Sonntag, den 11. Februar 1945, mußten alle alten Männer, die für den Volkssturm schon zu alt, und alle jungen, die dafür noch zu jung gewesen waren, sich auf einem Platz einfinden; sie wurden abtransportiert.

Ein Freund meines Mannes, der als Kfz-Mechaniker vom Militärdienst freigestellt war, hatte sich in der Gartenlaube seiner Familie versteckt. Wegen der Kälte hatte er sich einen Militärmantel seines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg angezogen. Die Russen fanden ihn, vermuteten in ihm

einen Soldaten, nahmen ihn mit und sperrten ihn in ein GPU-Lager bei Cranz. Wie andere, ist auch er dort nicht mehr lebend herausgekommen.

Am 18. Februar 1945, frühmorgens gegen 5.00 Uhr, mußten sich alle Zivilisten aus Cranz auf einem Platz einfinden. Wir waren vielleicht hundert oder mehr Personen, vor allem Frauen und Kinder, aber auch alte Leute. Als uns bewußt wurde, daß uns die Russen aus Cranz vertreiben wollten, holten sich viele von uns aus ihren Wohnungen, Kellern und Verstecken noch einige Lebensmittel. Auch ich tat das und schloß mich dann der letzten Gruppe von etwa 20 Personen an.

Meine Schwiegermutter zog einen kleinen Ziehwagen, in dem sich auch einige Weckgläser befanden, die die Russen nicht mitgenommen hatten. Ich schob den Kinderwagen mit meiner 18 Monate alten Tochter, die sehr schwach war und nicht laufen konnte. Von der Austreibung aus Cranz wurde niemand verschont; keiner durfte bleiben.

So zogen wir auf Landwegen nach Osten, es war wohl zunächst der Landweg zwischen der Ostsee und der Kurischen Nehrung. Nur langsam und mühsam kamen wir voran, da viele Mütter mit mehreren kleinen Kindern dabei waren, die nicht mehr so schnell gehen konnten, wie auch alte Menschen, von denen viele an Krücken gingen. Doch stehenbleiben und Pause machen gab es nicht. Es hieß immer nur: „Dawaj, dawaj...!“

In dem ersten Ort, den wir nach einem Tagesmarsch abends erreichten, und wo wir in leeren Häusern Unterkunft fanden, kamen nachts wieder Russen und wollten mich mitnehmen. Ich zeigte ihnen meinen fettigen Ausschlag im Genick und blieb verschont. Vor ansteckenden Krankheiten hatten die Russen Angst.

Da mein Kind immer schwächer wurde, bat meine Schwiegermutter auf russisch einen Posten um ein Stück Brot. Er sagte ihr, sie hätten selbst kein Brot und nichts zu essen.

Fünf Wochen trieb man uns so durchs Land. Jeden Tag von einem Ort zum anderen. Unsere Gruppe wurde immer kleiner, da viele unterwegs starben.

Am 28. März 1945 hatte auch meine Tochter ausgelitten. Wir befanden uns an diesem Tage in Pronitten am Kurischen Haff. Einige Leidensgenossen, alte Männer, die mit uns zogen, halfen mir, am Vorgartenzaun eines Hauses mein Kind unter die Erde zu bringen. Es war ein schwerer Tag für mich. Aber es war für mich auch beruhigend, daß mein Kind nun endlich von seiner Qual erlöst war. Es war den Hungertod gestorben.

Am nächsten Morgen ging es weiter. Wir kamen durch einige verlassene Fischerdörfer, fanden aber in den leeren Häusern, die wir durchsuchten, nichts Eßbares.

Unser nächster Aufenthaltsort war Labiau, wo wir in einem leeren Haus eine Unterkunft fanden. Aus dem Inhalt unserer Weckgläser kochten wir uns eine Wassersuppe, die aber kaum unseren Hunger stillte.

Am nächsten Tag erlebten wir eine Überraschung. Unser Marsch durch das Land schien vorbei zu sein. Einige Polen, die etwas Deutsch sprachen, holten uns aus dem Haus. Wir wurden in arbeitsfähige und nicht arbeitsfähige Personen eingeteilt. Alte Frauen und Mütter mit Kindern mußten auf die eine Seite, Frauen ohne Kinder auf die andere Seite; sie waren zum Arbeitseinsatz vorgesehen. Ich wurde gefragt: „Wie alt?" – „Fünfundzwanzig!" – „Kinder?" – „Keine!"

Damit kam ich zur rechten Gruppe. Von meiner 70jährigen Schwiegermutter, die schon sehr geschwächt war, wollte ich mich noch verabschieden, doch das wurde mir untersagt. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Bei ihrem Gesundheitszustand dürfte sie nicht mehr lange gelebt haben und verhungert sein.

Die Hoffnung, daß wir irgendwo bei Labiau zum Arbeitseinsatz kämen und dafür auch Brot und Nahrung erhielten, erfüllte sich nicht. Wir wurden nach Tapiau gebracht. Dort wurden wir am 1. April 1945 in ein großes Gefängnis eingeliefert, in dem sich bereits sehr viele Frauen, die man aus anderen Orten hierher transportiert hatte, befanden.

Insgesamt mögen es etwa 2.000 Frauen gewesen sein, die die Russen hier gefangen hielten.

Daß man uns wohl als Arbeitskräfte brauchte, erkannten wir daran, daß wir morgens und abends eine Schüssel Suppe und eine Scheibe Brot bekamen.

Am 9. April 1945 wurden wir in Viehwagen verladen. Damit begann unsere Verschleppung nach Rußland.

Trockenes Brot und Tee war unsere Nahrung auf der wochenlangen Reise. Viele Frauen haben die Fahrt in den kalten Waggons, vor allem in den Nächten, nicht überlebt. Die Toten wurden aus dem Zug geworfen. Nach drei Wochen landeten wir im Ural in der Nähe von Tscheljabinsk.

Hier erfolgte unsere Unterbringung in menschenunwürdigen Erdbaracken mit etwa 200 Frauen in einer Baracke. Im ersten Jahr starben in unserem Lager täglich 25 bis 30 Frauen; sie wurden nachts auf Lkws geladen und ohne Bekleidung weggebracht, um in Massengräbern verscharrt zu werden.

In einer besonderen Baracke wurden die Typhus- und Ruhrkranken untergebracht; es war die Todesbaracke, denn ohne jede ärztliche Hilfe und Medikamente waren alle Kranken zum Tode verurteilt.

Im Frühjahr 1946 kam unerwartet der Befehl: „Sachen packen – es geht nach Deutschland!"

Doch nach 30 Kilometern Fahrt mit dem Lkw landeten wir nicht auf einem Bahnhof, sondern auf einer Kolchose. Unsere Enttäuschung war groß. Wieder wurden wir in Erdbaracken untergebracht. Dürre Baumstämme, die man zusammengefügt hatte, waren unsere Schlafstellen, auf denen wir kaum Ruhe fanden. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mußten wir bei karger Verpflegung Kohl und Gemüse pflanzen und Kartoffeln legen. Hunger und Krankheiten forderten auch in diesem Lager ihre Opfer. Als das Gemüse erntereif war, mußten wir wiederum unsere Sachen packen, wieder mit dem Versprechen: „Es geht nach Deutschland!"

Doch auch diesmal wurden wir wieder belogen. Wir wurden nach Kopejsk gebracht, einem Ort, in dessen unmittelbarer Nähe sich Kohlengruben befanden. Hier wurde die Arbeit noch schwerer und die Unterbringung noch schlechter. Wir wurden in verwanzte Holzbaracken eingewiesen und mußten uns nicht nur mit Wanzen, sondern auch mit Läusen plagen.

Vor dem Arbeitseinsatz im Kohleschacht wurden wir ärztlich untersucht. Dabei wurde festgestellt, daß wir ausnahmslos unterernährt und zu einer solch schweren Arbeit deshalb nicht tauglich waren. Deshalb wurden wir zunächst 14 Tage von der Arbeit freigestellt und bekamen die doppelte Portion Suppe und Brot morgens und abends.

Danach wurden wir in Gruppen eingeteilt; ich kam in die vorletzte und mußte unter Tage Kohle schieben. Für diese Schwerstarbeit gab es monatlich 300 Rubel, zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.

Die Arbeit war nicht ungefährlich.

Eine von den Frauen war nervlich am Ende und fiel aus dem fahrenden Fahrstuhl, der ringsum keine Gitter hatte, in die Tiefe. Sie war sofort tot. Ein 18jähriges Mädchen wurde beim Kohleschippen von einer herabfallenden Kohlewand erdrückt und starb kurz nach diesem Unglück.

In jedem Jahr durften einige Frauen von uns, die „Bestarbeiter", nach Deutschland ausreisen. Ich war traurig, daß ich nicht dabei war.

Inzwischen hatte ich durch den Suchdienst in Berlin, dem ich schreiben durfte, meinen Mann gefunden, der in Mecklenburg eine neue Bleibe gefunden hatte. Von ihm erfuhr ich auch, daß meine Mutter, die in Königsberg den Einmarsch der Russen erlebt hatte, noch lebt und Anfang 1948 von Königsberg nach Leipzig ausgesiedelt worden ist. Diese Botschaft gab mir die Hoffnung, meine Mutter wiederzusehen, wenn ich nach langer Zeit der Trennung nach Deutschland entlassen würde.

Doch das dauerte noch viele, lange Monate.

Erst im November 1948 erhielt ich im Lager die erlösende Nachricht, daß ich beim nächsten Transport nach Deutschland dabei sein würde.

Doch ich glaubte es noch nicht, zu oft war ich von den Russen belogen und enttäuscht worden. Wieder vergingen Monate, ohne daß bekannt wurde, wann der nächste Transport nach Deutschland abgeht.

Im Sommer 1949 erhielt ich die Nachricht, daß meine Mutter sehr schwer krank sei und ich mit dem Schlimmsten rechnen müßte. Nach dieser niederschmetternden Nachricht ahnte ich, daß meine Mutter schon nicht mehr leben würde.

Im Dezember 1949 begann mein Leidensweg in Rußland zu Ende zu gehen, ich wurde mit anderen Frauen zum nächsten Bahnhof gebracht, wir wurden in Güterwagen verladen und das Reiseziel hieß wirklich: Deutschland.

Am 19. Dezember 1949 kam unser Transport in Frankfurt/Oder an und ich erhielt meinen „Entlassungsschein", durfte aber erst nach einer Quarantäne und Entlausung nach Mecklenburg zu meinem Mann weiterreisen. Anfang Januar 1950 sah ich ihn wieder; ich war inzwischen dreißigeinhalb Jahre alt. Gemeinsam begann wir ein neues Leben in Deutschland, fern unserer Heimat Ostpreußen.

Erst jetzt erfuhr ich, daß meine Mutter bereits vor einem Jahr, im Januar 1949, durch eine Straßenbahn tödlich verunglückt war. Tief erschüttert hat mich, daß sie mit 59 Jahren freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Sie hat das Leid, das sie in Königsberg unter den Russen erlebt hat, und den Verlust ihrer Heimat Ostpreußen nicht überwinden können.

Originalbericht 10 Seiten (handschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 26

**Doris Meyer**

Jahrgang 1936, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsort 1945–1948: | Königsberg |
| Ausweisung/Vertreibung: | 1948<br>nach Arnstadt (Thüringen) |

## „Unsere Familie wurde nahezu ausgerottet"

Meine Familie lebe schon immer in Königsberg in Ostpreußen. Für uns begann der Krieg damit, daß mein Vater bereits 1939 eingezogen wurde. Er verließ seine Familie in nicht sehr begeisterter Stimmung. Ich habe ihn nur noch schwach von den wenigen Urlaubstagen in Erinnerung.

Anfang des Krieges verlief das Leben in Königsberg noch relativ normal. Die Kriegseinwirkungen begannen mit den Bombardements der englischen Luftwaffe. Erst 1944 wurde Königsberg durch zwei große Luftangriffe sehr stark zerstört.

Dann kam jedoch der schreckliche Winter 1944/45. Bereits wochenlang hausen wir, Großmutter, Mutter und ich, ein achtjähriges Mädchen, im Keller unseres Hauses am Sackheim, das wie ein Wunder noch stand. Die Rote Armee hatte Königsberg umzingelt, und wir waren einem ständigen Artilleriefeuer ausgesetzt.

Im April 1945 begann der Sturm auf die Stadt, der für beide Seiten furchtbare Verluste an Menschen und Material brachte. Auf Grund der Durchhaltepolitik des Gauleiters Koch, der sogar Kinder und Greise zur Verteidigung der zur Festung ausgebauten Stadt zusammentrommelte, wurde mit allen Mitteln versucht, die Einnahme der Stadt zu verhindern oder hinauszuzögern. So mußte Straße für Straße, ja sogar Haus für Haus durch die Rote Armee erkämpft werden. In den Gefechtspausen liefen die Menschen aus den Kellern auf die Straßen und versuchten, von den tödlich getroffenen Pferden Fleisch zu gewinnen, um ihre Verpfle-

gung aufzubessern. Nach Möglichkeit hatten viele Familien Vorräte geschaffen, von denen sie in diesen Wochen lebten.

Zum Glück befand sich eine Bäckerei in unserem Haus, in dem der Bäcker mit einem jungen Franzosen, der als Kriegsgefangener dort arbeiten mußte, in der beschußfreien Zeit immer noch etwas Brot backen konnte.

Nach den schrecklichen Straßenkämpfen wurde es am 9. April ruhig in der Stadt. Es folgte eine absolute Stille. Sie war furchtbarer als der ständige Geschützdonner und die darauffolgenden Einschläge, an die man sich schon gewöhnt hatte. Maurice, der kriegsgefangene Bäcker, war während dieser Kellerzeit unser Informant zur Außenwelt. Er kam mit der Neuigkeit, daß der Russe die Stadt eingenommen habe und bei Todesstrafe niemand den Keller verlassen dürfe. Trotz des Verbots verließ er noch einmal den Keller, um die Lage zu erkunden. In höchster Eile kam er jedoch zurück. Er konnte gerade noch die schwere Eisentür des Kellers verriegeln, als eine furchtbare Detonation mit grellem Blitz den Keller erschütterte. Was war geschehen? Ihm war ein Rotarmist gefolgt, der sicher vermutete, daß sich in unserem Keller ein „Faschistennest" befand, so daß er ihm eine Handgranate hinterherwarf. Hätte unser Franzose nicht diese Geistesgegenwart bewiesen, wäre uns sicher viel erspart geblieben. Wir wären dann der Hölle entgangen, die wir nun erleben mußten.

Die Tortur begann mit der zweiten Welle der Rotarmisten, die nach den eigentlichen Kampftruppen kamen. Die Stoßtruppen hatten wenig Zeit und mußten weiter. Sie nahmen uns zunächst nur den Schmuck und die Uhren ab. Die nachfolgenden Truppen nahmen alles, was brauchbar war, was einer vollständigen Ausplünderung der Zivilbevölkerung gleichkam. Dann begannen die Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen, was für mich zu den schrecklichsten Erinnerungen gehört. Plötzlich hieß es: „Alle Deutschen den Keller verlassen und auf der Straße aufstellen!"

Meine Mutter hatte große Mühe, ihre kranke und bettlägerige Mutter anzuziehen und auf die Straße zu bringen. Alles mußte sehr schnell gehen, so daß nur wenige Habseligkeiten mitgenommen werden konnten. Die zusammenströmenden Menschen, bestehend aus Frauen, Kindern und Greisen, wurden von sowjetischen Soldaten in Richtung Innenstadt getrieben. Die Straßen lagen voller rauchender Trümmer, toter Pferde und toter Soldaten und waren von Granat- und Bombentrichtern aufgerissen und zerwühlt. Wo es kein Weiterkommen gab, mußten die Frauen mit bloßen Händen die Straßen freiräumen. Aus der Innenstadt kamen uns in langen Reihen Soldaten mit erhobenen Händen entgegen. Sie

wurden zum Gefangenensammelplatz am Sackheimer Tor getrieben. Nie werde ich vergessen, wie ein Rotarmist mit seiner Maschinenpistole wahllos in diese sich bereits in Gefangenschaft befindlichen Soldatenkolonnen hineinschoß.

Durch den Gewaltmarsch war meine Großmutter so entkräftet, daß sie das Tempo nicht mehr durchhalten konnte. Sie fiel hin und konnte nicht wieder aufstehen. Meine Mutter ließ unsere letzte Habe am Straßenrand stehen und versuchte, unsere Großmutter auf dem Rücken zu schleppen, bis sie vor Erschöpfung nicht mehr weiter konnte. Sie flehte den antreibenden Posten an, eine Pause einzulegen. Er schlug jedoch mit dem Gewehrkolben auf sie ein und schrie: „Dawaj, dawaj" und gab zu verstehen, daß, wer zurückbleibt, erschossen würde. Da ich ein sehr sensibles Kind war, meine Mutter und Großmutter sehr liebte und sie nun so leiden sah, kniete ich mitten in diesem Chaos an den Straßenrand und betete. Ich kann mich noch erinnern, daß ich den lieben Gott bat, er möge uns doch aus dieser Hölle befreien und uns helfen. Und tatsächlich, ein paar Schritte weiter hatten Leute einen kleinen Handwagen stehengelassen. In den hinteren Rädern hatte sich ein Seil verklemmt, so daß der Wagen nur schwer zu bewegen war, aber für uns bedeutete er dennoch erst einmal die Rettung. Aber der schwer ziehbare Wagen mit der Großmutter darin war trotz allem Glück im Unglück eine nicht zu bewältigende Last für meine total erschöpfte Mutter. Die mit uns mitgetriebenen Deutschen waren der Meinung, wir sollten unsere Großmutter einfach am Straßenrand zurücklassen, wie es bereits mit vielen alten Leuten und Säuglingen geschehen war. Niemals jedoch hätte meine Mutter so einen Rat befolgt.

Während des Marsches kam es auch vor, daß sowjetische Panzer rücksichtslos durch die total erschöpften Menschen fuhren und sie zerquetschten. Ein Menschenleben war nichts wert. In dieser Verzweiflung tauchte plötzlich eine Nachbarin auf, zu der wir in all den Kriegswochen ein gutes Verhältnis gehabt hatten. Sie half meiner Mutter den Wagen zu ziehen. An einer Straßenkreuzung machte der Zug halt. Die Menschen wurden in Gruppen eingeteilt: Frauen ohne Kinder, Frauen mit Kindern, alte Frauen, alte Männer jeweils für sich. Die Familien wurden einfach auseinandergerissen und nach verschiedenen Seiten weggetrieben. Diese Menschen haben sich zumeist nie wieder in ihrem Leben gesehen.

Aber Gott hat uns in dieser Situation doch geholfen. Ein Offizier der Roten Armee, der die Aufteilung der Gruppen beaufsichtigte, hatte mein Gebet am Wegrand beobachtet. Als wir zur Aufteilung an der Reihe waren, legte er mir seine Hand auf den Kopf und fragte in gebrochenem Deutsch, ob Gott mich erhört hätte. Er hatte Mitleid mit uns, und die

Großmutter durfte bei uns bleiben. Jede andere Lösung wäre ihr sicherer Tod gewesen.

Der Marsch endete am Abend auf einem großen Holzplatz am Pregelfluß. Die Menschen waren nun froh, endlich von den Strapazen auszuruhen zu können. Wir setzten uns dicht aneinander gedrängt bzw. kauerten uns auf die Erde. Ringsum brannte die Stadt und erleuchtete die schreckliche Szenerie taghell. Und diese Helligkeit war das Unglück für die vielen anwesenden Frauen und Mädchen. Sie wurden nun ständig von den russischen Soldaten aus den Reihen der lagernden Menschenmassen herausgezerrt und vergewaltigt. Neben uns saß ein 16jähriges Mädchen, das nach zehnmaliger Tortour nicht mehr wiederkam.

Am nächsten Morgen ging der Marsch weiter. Am Straßenrand lagen getötete und verstümmelte Menschen, meist deutsche Frauen, die sich gegen die ständigen Vergewaltigungen aufgelehnt hatten. Dieser Anblick sollte die noch Lebenden gefügiger machen.

Für mich als kleines Mädchen waren diese Erlebnisse so grausig und einschneidend, daß ich sie nie in meinem Leben vergessen werde. Aber es war nur der Anfang der Greuel, des Hungers, der Seuchen und Erniedrigungen, denen wir von nun an täglich ausgesetzt waren und die man im einzelnen nicht schildern kann.

In den folgenden drei Jahren wurde unsere Familie nahezu ausgerottet. Wir mußten, ohne helfen zu können, miterleben, wie unsere beiden Großmütter verhungerten und mein Großvater im sowjetischen KZ Rothenstein umkam. Wir waren vollkommen der Siegermacht UdSSR ausgeliefert, die damals in Königsberg systematisch die Ausrottung aller Deutschen verfolgte. Eine totale Apathie, Gleichgültigkeit, Stumpfheit und Niedergeschlagenheit überwältigte viele Menschen. Ihr Lebenswille wurde gebrochen. Wer dem nachgab, war verloren. Wir waren Menschen ohne Rechte.

Erst die endgültige Vertreibung aus Königsberg 1948 war für uns eine letzte Hoffnung und Chance, wenigstens das nackte Leben, auch wenn es physisch und psychisch zerstört war, zu retten. Auf den Transporten (48 Menschen, im Viehwaggon ohne Verpflegung, acht Tage von Ostpreußen nach Thüringen) starben noch viele Menschen an Hunger, Kälte und Erschöpfung.

Wir kamen nach Arnstadt/Thüringen, in ein Städtchen, das keinen Krieg kannte. Wir waren fassungslos, es gab dort noch gut genährte Menschen mit hübschen und reinlichen Kleidern, unbeschädigte Häuser und Geschäfte, die sogar Waren anboten. In Königsberg hatten wir uns „wie dieser Erde nicht mehr zugehörig“ gefühlt. Jetzt plötzlich waren wir wie im Himmel. Wir standen vor den Schaufenstern und konnten

uns nicht sattsehen an den Auslagen. Eine Gruppe Kinder entdeckte unsere armseligen Gestalten, die zerlumpt, von Hunger und Krankheiten zum Skelett abgemagert waren. Sie zeigten mit Fingern auf uns und lachten. Sie hatten den Krieg nicht kennengelernt. Nach Quarantäne, Entlausung und einem halben Jahr Krankenhausaufenthalt waren wir wieder zu relativ normalen Menschen geworden. Viele körperliche Leiden und vor allem die seelischen Erschütterungen wirken jedoch nach, zum Teil bis auf den heutigen Tag.

Meine Mutter wurde dann mit 41 Jahren invalidisiert. Sie konnte nie wieder arbeiten.

Als Flüchtlinge in Thüringen besaßen wir nie eine richtige Wohnung, mußten stets bei fremden Leuten in möblierten Zimmern leben und waren sogar gehalten, aus „Freundschaft" zur UdSSR unsere Erlebnisse zu verschweigen.

Heute soll nun der 8. Mai der „Gedenktag der Befreiung" sein. Er sollte jedoch viel eher Gedenktag der Leiden und Opfer der Vertriebenen aus dem deutschen Osten sein.

Originalbericht 8 Seiten und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

Dokument 27

**Doris Fuhlert**

Jahrgang 1931, geboren in Königsberg

| | |
|---|---|
| Letzter Wohnort 1945: | Königsberg |
| Aufenthaltsorte 1945–1948: | Königsberg / Rothenstein / Samland / Labiau / Laukischken / Mauern / Samland / Kaunas (Litauen) / Memel / Königsberg |
| Ausweisung / Vertreibung: | Oktober 1948 nach Pasewalk |

## „Als Waisenkind das Sterbelager überlebt"

Als Ende August 1944 meine Geburts- und Heimatstadt Königsberg bombardiert wurde, war ich wenige Wochen zuvor 13 Jahre alt geworden. Meine Familie wohnte in Königsberg in der Sternwartstraße, mein Vater war Soldat in Königsberg, mein älterer Bruder im Fronteinsatz, mein jüngster Bruder und ich noch zu Hause.

Im Herbst 1944 begannen Flüchtlingstrecks durch die Stadt zu ziehen, viele Verwandte machten sich auf die Flucht, doch da mein Vater bei uns in der Stadt war, blieben wir.

Am 20. Januar 1945 schlugen die ersten russischen Granaten schweren Kalibers in unserer Nähe ein; es wurde von Tag zu Tag gefährlicher, in Königsberg zu leben. Da unser Haus keinen Keller hatte, luden wir einige Habseligkeiten auf einen Schlitten und suchten Quartier in einem Keller bei Bekannten.

Während dieses Umzuges holte man meinen Bruder, 16 1/2 Jahre alt, von der Straße weg zum Volkssturm. Meiner Mutter fiel es sehr schwer, sich damit abzufinden. Mein Bruder war noch sehr klein und zierlich. Wir haben ihn danach nur noch einmal gesehen. Er stand irgendwo in der Stadt auf Posten. Das Gewehr war größer als er, in seinen Mantel hätten zwei gepaßt, vom Stahlhelm ganz zu schweigen. Es war ein Abschied für immer.

In den folgenden Wochen – Königsberg war inzwischen zur Festung erklärt worden – wohnten wir nur noch im Keller. An das tägliche Artil-

leriefeuer und die Luftangriffe hatten wir uns gewöhnt. Da mein Vater mit seiner Einheit in Königsberg stationiert war und öfter zu uns kam, behielten wir unseren Lebensmut und die Hoffnung, daß sich Königsberg halten würde. Daß die Lage hoffnungsloser wurde, erkannten wir Ende März, als man alle Frauen, Mädchen, Jungs und alten Männer aus den Kellern holte zum Einsatz beim Bau von Panzer- und Schützengräben.

Der 3. April, der erste Werktag nach Ostern, wurde zum Schicksalstag für mich. Auf dem Weg zur Arbeit wurde meine 39jährige Mutter von einem Granatsplitter getroffen und tödlich verletzt. Obwohl es vor einem Verbandsplatz geschah, kam jede Hilfe zu spät. Meinem Vater gelang es noch, einen Sarg zu besorgen, was in diesen Tagen nicht einfach war. Jeden Tag fuhr ein mit Pferden bespannter Wagen durch die Straßen, sammelte die Leichen ein, die in Papiersäcke gesteckt und in Massengräbern beigesetzt wurden. Wir aber konnten unsere Mutter noch auf einem Friedhof an der Alten Pillauer Landstraße würdig mit einem Pfarrer beerdigen; Kameraden meines Vaters trugen den Sarg.

Nach der Beerdigung mußte mein Vater zu seiner Einheit zurück; auch das war ein Abschied für immer, ich habe ihn nie wiedergesehen.

Nun war ich allein. Eine meiner Mutter bekannte Frau, eine Kriegerwitwe, nahm mich auf; sie war von da an für mich meine Tante, denn ich hatte ja sonst niemanden mehr.

Da der Beschuß immer stärker wurde und wir uns in unserem Keller nicht mehr sicher fühlten, zogen wir in einen Keller im Stadtinneren, der größer, wärmer und sicherer war und in dem auch Verwundete Zuflucht gesucht hatten. Von ihnen erfuhren wir, daß Königsberg nicht zu halten sei und die Russen bald in der Stadt sein würden.

Am nächsten Tag erschien ein junger deutscher Offizier und erklärte uns, daß wir an einem vom Militär vorbereiteten Ausbruchsversuch in Richtung Pillau teilnehmen sollten. Wir verließen den Keller, kamen aber einige Stunden später wieder zurück, da der Ausbruchsversuch gescheitert war; es war kein Durchkommen mehr.

Nun drehte sich alles nur um die Frage: Wann stehen die Russen vor unserem Keller?

Am 8. April schossen die Russen Königsberg sturmreif. Ein Höllenlärm brach los. Wir dachten, die Welt geht unter. Stalinorgeln heulten, Granaten schlugen ein, Flugzeuge warfen Bomben ab, es dröhnte und krachte, und unser Keller bebte.

Nach dem Feuerhagel kamen die Russen.

Gegen 17 Uhr polterten die ersten zwei russischen Soldaten die Treppe herunter, rissen die Tür auf, fragten „Soldaten – nix?" und waren

schon wieder weg. Die nächsten, die kamen, nahmen uns Uhren und Schmuck weg. Auch sie verschwanden sofort wieder. Dann kam wieder ein Trupp Russen, jagte uns auf die Straße, und im Laufschritt ging es ein paar Straßen weiter. Überall wurde geschossen, der Kampf um Königsberg war voll entbrannt, der Häuserkampf hatte eingesetzt.

Auf der Straße lagen überall Leichen, deutsche und russische Soldaten, Frauen, Kinder, alte Leute, alle, die in den Feuerhagel geraten und vielleicht aus brennenden Häusern und Kellern geflüchtet waren, denn es brannte überall. Man jagte uns, um dem zunehmenden Beschuß zu entgehen, wieder in den Keller einer Hausruine. Trotz des Chaos um uns herum erschienen die russischen Soldaten und holten sich Frauen aus dem Keller. Es kam zu den ersten Vergewaltigungen.

Nach einiger Zeit trieb man uns wieder auf die Straße. Hier war die Hölle los: Häuser brannten, stürzten ein, krachten zusammen. Frauen und Kinder kamen aus den Kellern, rannten um ihr Leben, schrien, brachen zusammen, wurden von Russen zusammengetrieben, Panzer rollten heran, schossen in Häuser und Hausruinen. Auf der anderen Seite wurde noch um einzelne Häuser gekämpft, deutsche Soldaten mit erhobenen Händen herausgetrieben, Häuser, die noch standen, und Wohnungen wurden geplündert, Möbel und aufgeschlitzte Federbetten aus den Fenstern auf die Straße geworfen, dazwischen johlende, betrunkene Russen, die sich weinende Frauen griffen, sie von ihren kleinen Kindern brutal wegrissen, sie in Hausruinen schleppten und dort vergewaltigten.

Ich, knapp 14 Jahre alt, sah das alles mit Entsetzen, ohne völlig zu begreifen, was um mich herum geschah. Die Hilfeschreie der Frauen, die um mich herum vergewaltigt wurden, verfolgten mich noch nächtelang.

Endlich senkte sich die Dunkelheit über das Geschehen dieses Tages. Wir Frauen und Kinder wurden zusammengetrieben zu einem langen Zug, und unter Bewachung ging es über die Schleichermacherstraße, die Schrötterstraße und die General Litzmannstraße aus Königsberg hinaus.

Überall an den Straßen standen russische Soldaten, nahmen uns alles weg, was wir noch besaßen, holten sich aus unserem Elendszug die jungen Frauen heraus, während die Kolonne weiterzog in das Dunkel der Nacht. Außerhalb Königsbergs erreichten wir einen Gutshof. Im Pferdestall und in den kleinen Zimmern, in denen sonst die Knechte und Mägde wohnten, fanden wir Unterkunft, doch zur Ruhe kamen wir nicht. Mit Taschenlampen und Feuerzeugen kamen die Russen des Nachts wie böse Geister und riefen „Frau komm!" Und wer nicht kam, wenn sie es wollten, wurde gewaltsam nach draußen gezerrt.

Am nächsten Morgen – es waren weitere Menschen hinzugekommen – begann unser Todesmarsch durch das Samland. Stunde für Stunde, Tag

für Tag trieb man uns planlos durch das Land. Und jeden Tag gab es Tote. Sie starben an Erschöpfung oder machten ihrem Leben selbst ein Ende.

Nach etwa drei Wochen waren wir wieder in der Nähe von Königsberg, wo unser Elendszug in Rothenstein endete; in einem Lager, das aus Fahrzeughallen bestand. Es war ein Todeslager, wie sich zeigen sollte.

Nach den Strapazen, die wir durchlebt hatten, mußten wir auf dem Zementfußboden der Lagerhallen kampieren, bekamen kaum etwas zu essen, außer einer Wassersuppe und einer Scheibe Hartbrot. Das große Sterben begann. Die Kinder und die Alten waren die ersten Opfer. Jeden Tag wurden es mehr. Wir legten die Toten innen vor die abends geschlossenen Hallentüren. Wenn diese am Morgen aufgemacht wurden, mußten erst die Toten weggeräumt werden.

Dann begann man mit der „Registrierung", besser gesagt mit den „Verhören". Dabei bekam ich die schlimmsten Prügel meines Lebens. Nachdem ich meine Personalien angegeben hatte, kam die Frage „Du Hitlerjugend?" Aus lauter Angst sagte ich „Nein!" Schon hieß es „Du lügst – alle deutschen Kinder Hitlerjugend!" Und schon gab es Prügel. Am nächsten Tag die gleiche Frage: „Du Hitlerjugend?" Nun wollte ich es besser machen und sagte der Wahrheit entsprechend „Ja!" Nun hieß es „Du Hitlerschwein", und es gab wieder Prügel, mehr noch als am Tag zuvor.

Es dauerte nicht lange, da brach in unserer Halle die Ruhr aus. Ärztliche Hilfe gab es nicht. Der Weg zur Latrine – dies waren nur Löcher im Freien – war für die Erkrankten zu lang. Die meisten brachen vorher zusammen. Viele starben elend und hilflos auf diesem Wege.

Als die Zahl der Toten von Tag zu Tag größer wurde und die Gefahr bestand, daß Seuchen ausbrachen, an denen auch unsere Bewacher erkranken könnten, löste man das Lager auf. Die Überlebenden konnten gehen, wurden einfach auf die Straße gesetzt.

Mit meiner Tante, die die ganze Zeit bei mir gewesen war, mußte ich mir nun eine Unterkunft suchen, was sehr schwer war, weil es kaum noch bewohnbare Häuser gab. Ganze Straßenzüge, die noch einigermaßen intakt gewesen waren, hatten die Russen angezündet und abgebrannt. Alle übrigen Häuser waren ausgeraubt, ausgeplündert, ohne Fenster, ohne Türen, bei den meisten fehlten auch die Dächer. Doch es gelang uns, in einem halbzerstörten Haus wenigstens noch einen Platz für eine Nacht zu finden, bevor wir am nächsten Morgen weiterzogen. Am nächsten Tag hatten wir dann mehr Glück und fanden in der Schleiermacherstraße noch einen halbwegs bewohnbaren Raum.

Da wir nichts mehr zu essen hatten, meldeten wir uns bei der Kom-

mandantur zum Arbeitseinsatz. Wir wurden sofort zur Trümmerbeseitigung eingeteilt. Dafür gab es am Abend nach der Arbeit 400 Gramm Brot.

Doch die Arbeit war für mich schwerer, als ich erwartet hatte. Wir mußten nicht nur Trümmer wegräumen, sondern auch die Leichen, die überall in den Trümmern herumlagen. Die meisten Toten waren Frauen, darunter viele, die man auf bestialische Weise ermordet hatte. Deren Anblick war manchmal zuviel für mich junges Mädchen. Wir mußten die Toten auf Karren laden, sie wurden dann in Bomben- und Granattrichtern „beigesetzt".

Hinter einem Gebüsch, in einem Granattrichter, fanden wir die Leichen von sieben deutschen Soldaten. Wir holten sie aus dem Trichter heraus, was gar nicht so einfach war, und begruben sie in einem gemeinsamen Grab. Dabei dachte ich immer an meinen Vater und meine Brüder. Ob sie wohl noch lebten oder auch schon gefallen waren, wie diese Soldaten, die wir begraben hatten?

Tagsüber, während der Arbeit, wurden wir von Posten bewacht und waren vor Übergriffen russischer Soldaten geschützt. Aber nach Feierabend kam die Angst vor der Nacht. Wir konnten uns nicht schützen. Im Haus gab es keine Türen mehr, oder sie waren nicht abschließbar, weil die Schlösser fehlten. So verging keine Nacht, in der nicht die Russen kamen, zumeist Betrunkene, um sich Frauen zu holen.

In einer der Nächte sprang ich, als die Russen kamen, aus dem ersten Stock aus dem Fenster und lief zur Kommandantur, die ganz in der Nähe war. Ich traf dort einen jungen Offizier, der einige Worte deutsch sprach und bat ihn um Hilfe. Er gab mir den Rat, an unsere Haustür ein Schild mit der Aufschrift „Typhus" zu hängen und sagte mir auch, wie man dieses Wort in russisch schreibt. Diesen Rat befolgte ich, und von diesem Tage an hatten wir Ruhe, denn die Russen hatten große Angst vor Seuchen. Der junge Offizier war der erste „gute" Russe, der mir begegnet war, und er blieb auch eine Ausnahme.

Unser Arbeitseinsatz dauerte einige Wochen; er wurde zu einer Qual, als wir nicht mehr von Russen, sondern von Russinnen bewacht wurden, die schlimmer waren als Männer. Unserer Bewacherin gaben wir den Spottnamen „Schirmtante", weil sie immer einen Schirm bei sich trug, den sie dazu benutzte, uns damit bei der Arbeit zu prügeln, wenn es ihr nicht schnell genug ging.

Eines Morgens – es war inzwischen Sommer – standen an dem Platz, an dem wir uns wie jeden Morgen zur Arbeitseinteilung einfinden mußten, einige Lkws, auf die wir aufstiegen und die uns zum Ernteeinsatz aufs Land fuhren.

Auf einem Bauernhof, irgendwo im Samland, wurden wir in einer Scheune untergebracht, und dann ging es auf die Felder zur Getreideernte. Die Felder waren noch im Herbst 1944 von den deutschen Besitzern bestellt worden. Im Frühjahr 1945 hatten auf diesen Feldern schwere Kämpfe zwischen deutschen und sowjetischen Truppen stattgefunden, und deutsche Soldaten hatten hier auch Tretminen gelegt, um die Russen beim Vordringen aufzuhalten. Das alles aber wußten wir nicht. In dem hohen Getreide konnte man nicht sehen, wo Minen lagen. Wir wunderten uns nur darüber, daß die russischen Posten, die uns bewachten, nicht hinter uns standen, sondern sich weitab an den Rändern des Feldes aufhielten. Das war ungewöhnlich.

Erst als eine Mine ganz in meiner Nähe einer meiner Arbeitskameradinnen beide Füße abriß, wußten wir, in welcher Gefahr wir uns alle bei dieser Arbeit befanden.

Trotz unserer Beschwerden mußten wir in dem verminten Feld die Arbeit fortsetzen, jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, auf eine Mine zu treten, verwundet zu werden, oder gar das Leben zu verlieren.

In der darauffolgenden Nacht machte ich mich „aus dem Staub" und auf den Weg „nach Hause" nach Königsberg. Ich wollte nicht weiter bei der Arbeit mein Leben riskieren.

Dort angekommen, fand ich in der Wohnung meiner Tante ihre Nichte, die als Nachrichtenhelferin im Königsberger Schloß in die Hände der Russen geraten war und Furchtbares erlebt hatte. Ihr war es aber gelungen auszureißen; sie wollte am nächsten Tag weiter zu ihrer Familie, zu Mutter und Geschwistern, die in Labiau wohnten.

Ich entschloß mich mitzugehen, da ich bei meinem „Ernteeinsatz" festgestellt hatte, daß man auf dem Lande besser überleben konnte als in der Stadt. In den Gärten gab es Obst, im Wald Beeren, auf den Feldern fand man noch Kartoffeln und Rüben, und in den verlassenen Bauernhäusern, obwohl sie ausgeplündert waren, ab und zu auch noch etwas Eßbares und manche brauchbaren Dinge.

Also machten wir uns auf den Weg von Königsberg nach Labiau. Für die etwa 50 Kilometer Fußweg brauchten wir einige Tage. Doch als wir dort ankamen, fanden wir keine Spur von der Familie, die wir suchten.

Allerdings erlebte ich in Labiau eine andere Überraschung.

Russische Behörden hatten hier eine Sammelstelle für elternlose deutsche Kinder eingerichtet. Ich wurde aufgegriffen und kam in ein Haus, in welchem sich bereits etwa 35 bis 40 Kinder befanden. Als „Betreuerin" erhielt ich ein etwas älteres deutsches Mädchen, das Gerda hieß und mit der ich mich von Anfang an gut verstand. In diesem Haus, einem Bauernhof, arbeiteten Deutsche, meist Frauen, unter russischer Aufsicht. In

den Ställen stand Vieh, so daß die kleinen Kinder auch etwas Milch bekamen. Wir größeren bekamen auch jeden Tag unser Essen, zwar nicht viel, aber doch so viel, daß wir nicht hungern mußten.

Doch im Herbst kamen immer mehr Kinder zu uns, so daß es an Schlafraum und vor allem auch an Essen fehlte. Wir mußten zusammenrücken und zu dritt oder viert in einem Bett schlafen. Dazu kam die Krätze und außerdem Typhus, der sich rasch ausbreitete. Die daran erkrankten Kinder kamen nach Mauern in ein Notkrankenhaus, das den Ruf eines „Sterbelagers" hatte. Da ich schon etwas älter und größer war, mußte ich nur mit einem anderen Mädchen das Bett teilen. Doch nicht lange. Eines Nachts merkte ich, daß meine Bettgefährtin eiskalt war, als ich sie anfaßte. Sie war tot, neben mir im Schlaf gestorben.

Dann hatte es auch mich erwischt, ich wurde krank und kam nach Mauern ins „Sterbelager". Doch ich überstand die Krankheit, auch ohne ärztliche Hilfe, und kam zurück in das Waisenhaus. Hier herrschten jetzt unbeschreibliche Zustände: Die Verpflegung reichte nicht mehr, die Zahl der Kranken und Toten wuchs täglich und auch meine Betreuerin Gerda war inzwischen gestorben. Die Russen, die das Heim leiteten, sagten nur, wenn wieder ein Kind starb: „Gutt, gutt, eine Brotfresser weniger!"

Im Dezember, nachdem auch das Heizmaterial ausgegangen war, wurden wir, der Rest der Waisenkinder, auf einen offenen Leiterwagen gepackt und nach Laukischken gebracht, wo wir im Pfarrhaus eine neue Unterkunft fanden. In diesem Pfarrhaus hatte, wie ich später erfuhr, „Ännchen von Tharau" von 1641 bis 1677 gelebt.

Hier war es sauberer und wärmer und das Essen auch besser, nur unsere Läuse wurden wir nicht los, obwohl uns mehrmals die Köpfe geschoren wurden.

Als der Winter 1945/46 vorbei war und der Sommer kam, mußten alle Kinder ab dem 14. Lebensjahr zur Arbeit auf die Kolchosen. Im Herbst, als es keine Arbeit mehr gab, hieß es: „So, Ihr seid alt genug, Ihr könnt jetzt selbst für Euch sorgen!"

Was blieb mir jetzt anderes übrig, als auf Arbeitssuche zu gehen, um nicht zu verhungern, und ich fand auf einer Kolchose auch Arbeit. Doch damit war es im Dezember 1946 wieder vorbei. Ich ging wieder ins Waisenhaus und bat um „Asyl". Dies wurde mir für einige Tage gewährt, dann mußte ich wieder raus in den kalten Winter.

Doch das Glück war auf meiner Seite. Ich fand eine Stelle als Kindermädchen in einer russischen Familie, die man von der Krim hierher dienstverpflichtet hatte. Diese Familie mit fünf Kindern lebte nicht im Überfluß, aber ich hatte eine Unterkunft und bekam jeden Tag mein Essen. Wenn es nicht reichte, ging ich mit dem größten Kind der Familie,

einem Jungen, auf die Felder stehlen: Zwiebeln, Gurken, Kohl, Kartoffeln, alles was es gab. Der Junge klaute und ich stand Schmiere. In dieser Familie lernte ich auch durch den täglichen Umgang mit den fünf Kindern etwas russisch.

Das gute Leben in dieser russischen Familie endete im Herbst 1947, als ihre Dienstverpflichtung auslief und sie auf die Krim zurückging, wo sie zuvor eine Obstplantage bewirtschaftet hatte. Die Familie war nicht freiwillig nach Ostpreußen gekommen, man hatte sie „zwangsverpflichtet".

Für mich begann nun ein weiterer neuer Lebensabschnitt.

Schon im Sommer 1947, als die Deutschen die Erlaubnis erhielten, nach Deutschland zu schreiben, hatte ich einer Tante nach Lauenburg geschrieben, deren Adresse ich noch wußte. Nun, im Herbst, gerade zu dem Zeitpunkt, als ich die Russenfamilie verlassen mußte, kam eine Antwort. Ich erfuhr von meiner Tante, daß meine beiden Brüder noch lebten, aus der Gefangenschaft entlassen worden waren und auf mich warteten. Meine Freude über diese Nachricht war nicht zu beschreiben.

Mein Überlebenswille stieg, doch die Überlebenschancen in Ostpreußen wurden immer schlechter, als der Winter 1947/48 anbrach.

Da inzwischen bekannt war, daß Deutsche in Litauen besser leben konnten, machte ich mich auf den abenteuerlichen Weg dorthin. Zu Fuß, auf Güterwagen, auf Trittbrettern und Puffern von Zügen. Denn der Weg war weit, allein zu Fuß zu beschwerlich und zu gefährlich. So gelangte ich nach Kaunas.

Mit Betteln überlebte ich den Winter, eine furchtbare Zeit, in der ich nur von Hunger und Kälte und der Angst, verhungern oder erfrieren zu müssen, begleitet wurde. Nur dadurch, daß die Litauer ein gutes Herz für uns Deutsche und besonders für Kinder hatten und trotz ihrer eigenen Armut uns noch etwas abgaben, überlebte ich die Wintermonate.

Im Frühjahr 1948 suchte ich mir wieder Arbeit; ich wurde bei einem Bauern Kuhhirtin und bewachte sieben Kühe. Die Bäuerin gab mir eine Unterkunft und sogar Kleidung und sorgte auch dafür, daß ich nicht verhungerte. Diese Fürsorge der litauischen Familie gab mir neue Hoffnung und Lebensmut. Es gab also auch noch gute Menschen in dieser Welt.

Im Herbst 1948 verdichteten sich die Gerüchte, die Russen würden alle Deutschen aufgreifen und abtransportieren. Niemand wußte wohin, viele befürchteten nach Sibirien.

Eines Abends, als ich mit meinen Kühen heimkam, warteten vier Milizionäre auf mich, um mich mitzunehmen. Meine Bäuerin hatte mir schon ein Eßpaket gemacht. Die Bewaffneten führten mich armes und barfüßiges Wesen ab zu einem Lastwagen, auf dem schon andere Deutsche waren. Wir wurden nach Alytus gebracht. Dort hatten die Russen

eine Sammelstelle für Deutsche eingerichtet. Hier blieben wir einige Tage. In dieser Zeit brachte mir meine Bäuerin noch meine Schuhe und eine Jacke – ich hatte ja in der Eile nichts mitnehmen können, da man mich so, wie ich vom Felde kam, abgeführt hatte – und auch etwas Eßbares. Das war gut so, denn im Lager gab es nichts.

Einen Tag danach brachte man uns nach Kaunas, wieder in ein Sammellager, doch diesmal ein größeres, und von da aus mit einem Güterzug nach Königsberg. Was dann kam, ging sehr schnell: wir wurden noch einmal registriert, dann in einen Güterzug verfrachtet, und ab ging es in Richtung Deutschland, obwohl einige in unserem Wagen immer noch vermuteten: „Jetzt bringen sie uns nach Sibirien!"

Doch die Endstation war Pasewalk in Pommern.

Hier wurden die elternlosen Kinder, wozu auch ich gehörte, „aussortiert". Ich war zwar schon 17, sah aber aus wie eine 14jährige, so abgemagert war ich. Mit anderen etwa 20 Kindern, ich war die Älteste, kam ich für drei Wochen in Quarantäne und dann nach Greiz in Thüringen in ein Kinderheim. Da sich meine Tante in Lauenburg bereit erklärt hatte, mich aufzunehmen, konnte ich im April 1949 über das Lager Friedland ausreisen. Wir – meine beiden Brüder, die sich in Westdeutschland befanden, und ich – hatten Mutter, Vater und unsere Heimat Ostpreußen verloren, aber wir hatten den Krieg überlebt.

Originalbericht 14 Seiten (maschinenschriftlich) und persönliche Erklärung vorliegend im Ostpreußen-Archiv Heinz Schön

3. Kapitel

# Ostpreußen 1945–1948: Die Vertreibung

## Das Ende der Deutschen in einer deutschen Provinz

Nach dem Tag der Kapitulation kehrten die meisten Ostpreußen, die auf der Flucht oder zu Hause in die Hände der Russen gefallen waren und die man danach planlos durch das Land getrieben hatte, in ihre Heimatorte zurück.

Die Königsberger fanden eine zertrümmerte, kaum noch bewohnbare Stadt vor. Nach den schweren Verwüstungen, die die Terrorangriffe der Alliierten in den letzten Augusttagen 1944 angerichtet hatten, wobei fast der gesamte Stadtkern in Flammen aufgegangen war, hatten Artillerie- und Raketengeschosse, Panzer- und Luftangriffe der Roten Armee bei der Erstürmung der Festung weitere Häuser vernichtet und in Schutt und Asche gelegt. Brandschatzungen von Soldaten der Roten Armee nach der Einnahme der Festung und in den Wochen danach hatten den Rest besorgt. Überstanden hatten den Krieg die meisten Kasernen sowie zahlreiche Verwaltungsbauten und auch einige Straßenzüge in den Vororten. Die noch intakten Häuser hatten die Russen belegt.

So gab es für die in ihre Heimatstadt zurückkehrenden Königsberger, abgesehen von wenigen Ausnahmen, als Wohnraum nur die Kellerräume in zusammengestürzten Häusern sowie Häuserruinen, in denen noch der eine oder andere Raum im Erdgeschoß bewohnbar war. Dieser Zustand änderte sich auch nicht, als die „Königsberger Trümmerfrauen" nach einigen Monaten harter Arbeit auf Befehl der russischen Besetzer die Trümmer zum größten Teil fortgeräumt hatten.

So wie in Königsberg sah es auch in anderen Städten Ostpreußens und in den Dörfern aus. Von Insterburg bis Tilsit, von Gumbinnen bis Pillau,

überall das gleiche Bild, die gleiche Situation. Nichts war mehr so wie es früher war; der Krieg hatte seine Spuren hinterlassen und ganz Ostpreußen in ein Trümmerland verwandelt, in dem die Lebens- und Überlebenschancen für die besiegten Deutschen von Monat zu Monat geringer wurden.

## Rußlands Kriegsbeute: Nord-Ostpreußen

Über das Schicksal der deutschen Provinz Ostpreußen und über die Vertreibung der Menschen, die sich nach dem Tage der Kapitulation noch in diesem Land befanden, war bereits entschieden worden, lange bevor der Krieg zu Ende war. Bevor der letzte Schuß gefallen war, hatten sich die Sieger bereits die Beute geteilt.

Die Staatschefs der UdSSR, Großbritanniens und der USA, Stalin, Churchill und Roosevelt, hatten bereits auf der Konferenz von Teheran, die vom 28. November bis 1. Dezember 1943 stattgefunden hatte, die Neuordnung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg und die Behandlung des besiegten Deutschen Reiches beschlossen. Hierzu gehörte u. a. auch eine „Westverschiebung" Polens.

Vom 4. bis 11. Februar 1945 tagten die Regierungschefs der drei Siegermächte, Stalin, Churchill und Roosevelt, erneut, diesmal unter Hinzuziehung ihrer Außenminister. Tagungsort war die sowjetische Stadt Jalta. Auf dieser Konferenz wurde u. a. die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen und die Verschiebung der Westgrenze Polens, jedoch noch ohne genaue Grenzziehung, beschlossen.

Die Würfel über das Schicksal des besiegten Deutschland und Ostpreußens fielen endgültig auf der Potsdamer Konferenz, die vom 17. Juli bis 2. August 1945 stattfand.

In dem Abschlußkommuniqué, als „Potsdamer Abkommen" bezeichnet, wurde u. a. „vorbehaltlich einer friedensvertraglichen Regelung" die Übergabe Nord-Ostpreußens an die UdSSR, die Unterstellung der anderen Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie unter polnische Verwaltung und die Ausweisung (Vertreibung) der deutschen Bevölkerung aus den deutschen Ostgebieten beschlossen.

Die Potsdamer Konferenz war keine Friedenskonferenz, ihre Beschlüsse hatten aber faktisch den Charakter „friedensvertraglicher" Regelungen.

Artikel VI des „Potsdamer Abkommens" vom 2. August 1945 hatte folgenden Wortlaut:

„Stadt Königsberg und das anliegende Gebiet.

Die Konferenz prüfte einen Vorschlag der Sowjetregierung, daß vorbe-

haltlich der endgültigen Bestimmung der territorialen Fragen bei der Friedensregelung derjenige Abschnitt der Westgrenze der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, der an die Ostsee grenzt, von einem Punkt an der östlichen Küste der Danziger Bucht in östlicher Richtung nördlich von Braunsberg–Goldap und von da zu dem Schnittpunkt der Grenzen Litauens, der Polnischen Republik und Ostpreußens verlaufen soll.

Die Konferenz hat grundsätzlich dem Vorschlag der Sowjetregierung hinsichtlich der endgültigen Übergabe der Stadt Königsberg und des anliegenden Gebietes an die Sowjetunion gemäß der obigen Beschreibung zugestimmt, wobei der genaue Grenzverlauf einer sachverständigen Prüfung vorbehalten bleibt.

Der Präsident der USA und der britische Premierminister haben erklärt, daß sie den Vorschlag der Konferenz bei der bevorstehenden Friedensregelung unterstützen werden."

Im Artikel IX des „Potsdamer Abkommens" hieß es hinsichtlich Polens:

„Bezüglich der Westgrenze wurde folgendes Abkommen erzielt:

In Übereinstimmung mit dem bei der Krimkonferenz erzielten Abkommen haben die Häupter der drei Regierungen die Meinung der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit hinsichtlich des Territoriums im Norden und Westen geprüft, das Polen erhalten soll. Der Präsident des Nationalrates Polens und die Mitglieder der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit sind auf der Konferenz empfangen worden und haben ihre Auffassungen in vollem Umfang dargelegt. Die Häupter der drei Regierungen bekräftigen ihre Auffassung, daß die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zu der Friedenskonferenz zurückgestellt werden soll.

Die Häupter der drei Regierungen stimmen darin überein, daß bis zur endgültigen Festlegung der Westgrenze Polens die früher deutschen Gebiete östlich der Linie, die von der Ostsee unmittelbar westlich von Swinemünde und von dort die Oder entlang bis zur Einmündung der westlichen Neiße und die westliche Neiße entlang bis zur tschechoslowakischen Grenze verläuft, einschließlich des Teiles Ostpreußens, der nicht unter die Verwaltung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken in Übereinstimmung mit den auf dieser Konferenz erzielten Vereinbarungen gestellt wird und einschließlich des Gebietes der früheren Freien Stadt Danzig, unter die Verwaltung des polnischen Staates kommen und in dieser Hinsicht nicht als Teil der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland betrachtet werden sollen."

Die festgelegte Grenze zwischen dem nördlichen, sowjetischen und dem südlichen, polnischen Teil teilte die Frische Nehrung und das Haff

und verlief dann nördlich von Braunsberg und Goldap bis zu der Stelle, an der die Grenzen von Polen, Litauen und Ostpreußen zusammentrafen.

Wenige Tage nach Abschluß der Konferenz in Potsdam, am 16. August 1945, schlossen die Sowjetunion und Polen einen Vertrag über die Regelung ihrer Grenzen, sowohl der polnischen Ostgrenze als auch der Grenze quer durch Ostpreußen. Damit wurde die in Jahrhunderten entstandene Verkehrsstruktur Ostpreußens, Straßen und Eisenbahnen, durchschnitten.

Königsberg und besonders Pillau in die Sowjetunion einzugliedern, schien der russischen Führung nicht zuletzt aus militärisch-strategischen Gründen ganz besonders wichtig, um diese beiden Städte als Militärstützpunkte auszubauen. Der Kriegshafen Pillau ermöglichte die Kontrolle und Beherrschung der östlichen Ostsee; er wurde in den letzten Jahrzehnten umfassend zu einer starken sowjetischen Marine- und Militärbasis ausgebaut und zum Sperrgebiet erklärt.

## Das Internierungslager Rothenstein

Bereits wenige Tage nach der Kapitulation von Königsberg hatte das NKWD in der unzerstörten Kaserne in Rothenstein, einem Stadtteil von Königsberg, ein erstes Internierungslager für deutsche Zivilisten eingerichtet. In dieses Lager kamen diejenigen Deutschen, die bei den zahllosen Verhören als „verdächtig" eingestuft worden waren. Es waren über 4.000 Menschen, die hier buchstäblich dahinsiechten. Die russischen NKWD-Offiziere bedienten sich polnischer Handlanger als Dolmetscher und als Bewachungspersonal. Die Polen prügelten die Internierten und raubten sogar noch die Toten aus, deren Zahl von Tag zu Tag wuchs. Der geschwächte körperliche und seelische Zustand und der Hunger raffte Hunderte dahin.

In einem zweiten Lager in Rothenstein hatte man über 15.000 Menschen in neun Werkstatt- und Fahrzeughallen eingesperrt, getrennt nach Frauen und Männern. In jeder Halle lagen 1.300 bis 2.000 Menschen dichtgedrängt auf nackten Betonfußböden.

Unter den menschenunwürdigsten sanitären Bedingungen – zur Verrichtung der Notdurft waren zwischen den Hallen Latrinen ausgehoben worden – vegetierten die Inhaftierten dahin. Zu Hunger und Durst – es gab 200 Gramm Brot, und nur wer ein Gefäß besaß, bekam außerdem einen halben Liter Wassersuppe pro Tag – kam die Ungewißheit über die eigene Zukunft. Die Unglücklichsten unter den Internierten waren die Mütter mit kleinen Kindern.

Die mangelhafte Verpflegung und die katastrophalen sanitären Einrichtungen führten sehr rasch zu Ruhrerkrankungen, die viele Todesopfer forderten. Wenn morgens die am Abend verschlossenen Hallen wieder geöffnet worden waren, mußten zunächst die Toten herausgeschafft werden. Das war Aufgabe der Überlebenden.

Als die Zustände in den Hallen immer unerträglicher wurden, die Zahl der Toten immer mehr anwuchs und auch die Gefahr zunahm, daß sich Krankheiten und Seuchen auch auf die Bewacher ausbreiteten, entschlossen sich die Russen dazu, internierte Ärzte, auch frühere Militärärzte und Krankenpfleger, in den Hallen einzusetzen, zumal auch die Geschlechtskrankheiten, als Folge der ständigen Vergewaltigungen, unter den Russen ein bedrohliches Ausmaß angenommen hatten.

Währenddessen waren die Verhöre der Internierten pausenlos fortgeführt worden, wobei die NKWD-Offiziere nur zwischen „Faschisten" und „Antifaschisten" unterschieden. Wer kein „Antifaschist" war, und das waren nach Meinung der NKWD-Offiziere nur Kommunisten, war automatisch „Faschist".

Wer von den Verhörten der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen, z.B. der Hitler-Jugend (HJ), dem Bund Deutscher Mädchen (BDM) oder der NS-Frauenschaft angehört oder sonst eine öffentliche Funktion oder ein Amt gehabt hatte, wurde in ein besonderes Lager abgeschoben. Viele kamen in ein Lager in dem knapp 100 Kilometer von Königsberg entfernten Insterburg. Die meisten der dort Inhaftierten wurden dann als Arbeitskräfte nach Rußland verschleppt, andere, zu langjährigen Strafen Verurteilte, wurden in ein Lager bei Preußisch-Eylau abtransportiert, wieder andere verschwanden spurlos.

Als sich die Lager in Rothenstein, die Kaserne und die Hallen, nach einigen Monaten geleert hatten, blieben nur noch Massengräber zurück, in die man die Toten, viele unbekleidet, geworfen hatte; die Namen der Toten hatte niemand festgehalten.

Doch nicht nur in Königsberg gab es Internierungslager, auch in anderen Städten Ostpreußens richtete man solche Lager ein oder sperrte Frauen als „Zivilgefangene" in Gefängnisse oder Zuchthäuser, so z.B. in Tapiau, Insterburg, Rastenburg und anderswo.

### Die „Militärregierung" Nord-Ostpreußens

In den ersten Nachkriegsmonaten unterstand Nord-Ostpreußen zunächst einem Militärrat der 3. Weißrussischen Front. Dieses kollektive Führungsorgan, das am 10. April 1945, nach dem Fall der Festung Königsberg, eingesetzt worden war, trug die Verantwortung dafür, was in

der Stadt und in Nord-Ostpreußen geschah; die Befehlsgewalt lag in den Händen eines Militärkommandanten. Um einigermaßen Ordnung in der Stadt zu schaffen, wurde die deutsche Bevölkerung, die überwiegend aus Frauen und einer großen Anzahl von Kindern sowie wenigen alten Männern bestand, in „Arbeitsfähige" und „Nichtarbeitsfähige" eingeteilt.

Nachdem sowjetische Soldaten zunächst ihre toten Kameraden eingesammelt und bestattet, Minen und Blindgänger von Bomben und Granaten beseitigt hatten, wurden sie vom NKWD bei der ständigen Suche nach Spionen, Saboteuren und „Faschisten" eingesetzt.

Die arbeitsfähigen Deutschen wurden mit „gesellschaftlich nützlicher Arbeit" beschäftigt, ein kommunistischer Begriff, der vor allem Arbeiten in der Staatswirtschaft, in den Militärsowchosen, in Kolchosen, im Gesundheitsdienst und in der Verwaltung der Streitkräfte umfaßte. Wer einen privaten Handel betreiben wollte, war in den Augen der Russen ein „Spekulant".

Bedingt durch Krankheit, körperliche Schwäche und Alter konnten viele Deutsche einer „gesellschaftlich nützlichen Arbeit" nicht nachgehen, z. B. Invaliden und Kinder; sie erhielten keinerlei Lebensmittelzuteilung und litten immer stärker an Auszehrung. Da es zunächst keinen Strom und kein Wasser gab und sich die Menschen aus Feuerlöschteichen Wasser holen mußten, um nicht zu verdursten, brach bald Typhus aus, der sich durch das Fehlen von Medikamenten und Ärzten rasch verbreitete.

Geld hatte in den ersten Nachkriegsmonaten selbst für die Russen kaum einen Wert. Es gab keine Geschäfte, in denen man hätte für Geld etwas kaufen können. Die Russen in der Stadt ernährten sich zumeist von Brot und Buchweizengrütze, die sie zugeteilt erhielten, und von Angeboten auf der Straße, dem Schwarzmarkt, der rasch entstanden war.

Nachdem die Russen unter den Deutschen noch einige „Spezialisten" gefunden hatten, wozu besonders Ingenieure, Elektriker, Tischler und Schlosser gehörten, wurden diese zusammen mit deutschen Kriegsgefangenen zur Wiedererrichtung und Inbetriebnahme Königsberger Betriebe, so z.B. der beiden Zellstoffabriken, einer Drahtzaunfabrik, einer Möbelfabrik und der Schichau-Werft eingesetzt.

Die am 10. Mai 1945 beim Königsberger Militärkommandanten eingesetzte „Provisorische Verwaltung für zivile Angelegenheiten", der eine stattliche Anzahl von Abteilungen unterstellt wurde, reglementierte den Arbeitseinsatz der Deutschen.

Bereits kurz nach Kriegsende hatte Marschall Wassilewski, der „Eroberer von Königsberg" und Chef der 3. Weißrussischen Front, die Stadt verlassen; man hatte ihn in den Fernen Osten geschickt, wo er als Oberkommandierender der sowjetischen Truppen im Krieg gegen Japan eine neue Aufgabe erhalten hatte.

Im Sommer 1945 wurde auch die 3. Weißrussische Front von der Aufgabe der Königsberger Militärverwaltung abgelöst. Königsberg und Nord-Ostpreußen wurden in einen Sondermilitärkreis umfunktioniert, dessen Schwerpunktaufgabe der Wiederaufbau der Wirtschaft war.

### Als „Wanderarbeiter" auf russischen Kolchosen

Eine ganz wichtige Aufgabe sah man im Wiederaufbau der Landwirtschaft in Nord-Ostpreußen, die praktisch brach lag. Die erste Maßnahme hierfür war im Januar 1946 die Einrichtung von 30 Staatsgütern, sogenannten Militärsowchosen. Dafür brauchte man Arbeitskräfte: Deutsche! Die Arbeit von Deutschen auf diesen Staatsgütern wurde durch einen Beschluß des Militärrates vom 15. Februar 1946 geregelt, in dem es hieß: „Die deutsche Zivilbevölkerung bekommt breite Möglichkeiten, um ihre materielle Situation durch ehrliche und gewissenhafte Arbeit in den wiederaufzubauenden Betrieben und in der Landwirtschaft zu verbessern."

Mit diesem Beschluß wollte man die fast 50.000 arbeitsfähigen Ostpreußen, vorrangig aus Königsberg, für die Arbeit in russischen Fabriken und Kolchosen nach russischer Arbeitsgesetzgebung gewinnen.

Die russischen Behörden legten den Beschluß jedoch anders aus; ohne jede Vorankündigung holten sie die arbeitsfähigen Deutschen mit ihren Kindern und nicht arbeitsfähigen Angehörigen, Alten und Kranken, aus ihren Unterkünften und Wohnungen, verluden sie auf Lastkraftwagen und brachten sie dorthin, wo sie im Augenblick gebraucht wurden. Zumeist auf Staatsgüter, die nicht selten 50 bis 100 Kilometer von Königsberg entfernt lagen. So brachte man zum Beispiel 250 arbeitsfähige Deutsche mit ihren Familien nach Ebenrode, dem früheren Stallupönen, das an der Grenze zu Litauen lag und nahezu menschenleer war.

Solche Umsiedlungsaktionen geschahen nicht nur in Königsberg, sondern im ganzen Land. Ständig wurden die Menschen von einem Ort zum anderen weitergetrieben, dorthin, wo gerade Arbeit anfiel. Kaum jemand wohnte noch an dem Ort, an dem er früher gewohnt hatte. Durch diese andauernde Arbeits-Wanderung in andere Orte, auf andere Kolchosen, in andere, oft schlechtere Unterkünfte, verloren die meisten deutschen „Wanderarbeiter" ihre kärgliche Habe, die sie noch hatten mitnehmen können. Oft erhielten sie auch nicht einmal Lohn für ihre Arbeit oder mußten lange darauf warten; da nutzten auch Proteste beim Natschalnik (Chef) nichts.

Durch diese arbeitsbedingte Umsiedlung von Tausenden von Königsbergern auf das Land verringerte sich die deutsche Bevölkerung in der Stadt von Monat zu Monat erheblich. Nach dem harten Winter 1945/46 hatten sich auch viele Königsberger selbst auf Arbeitssuche auf Kolcho-

sen in der Nähe Königsbergs begeben in der Erwartung, dort nicht hungern zu müssen: ihre Familien hatten sie in der Stadt zurückgelassen. Sie mußten, weil es keine öffentlichen Verkehrsmittel gab, oft stundenlang zu Fuß zu ihren Arbeitsstellen gehen. Das war nicht ungefährlich, denn immer noch gab es Überfälle, Raub und Plünderung.

Zum Jahresbeginn 1946 begann sich die Situation in Königsberg immer mehr zu verschlechtern. Nur wer arbeitete, bekam 400 Gramm Brot pro Tag. Zu wenig für die ganze Familie, die Kinder und die Alten, die nicht arbeiten konnten. Durch den Hungertod und durch Krankheiten wurde die deutsche Bevölkerung Königsbergs weiter dezimiert.

### Königsberg – russisch: „Kaliningrad"

Ende März 1946 hieß Königsberg noch immer Königsberg und hatte noch immer über 100.000 deutsche Einwohner, war also eine deutsche Großstadt in einem der Sowjetunion als Siegermacht vertraglich übergebenen Gebiet. Die Führung der Sowjetunion hatte, aus welchen Gründen auch immer, Königsberg und Nord-Ostpreußen noch nicht voll in das sowjetische Gesellschaftssystem eingegliedert. Viele deutsche Orte trugen noch ihren deutschen Namen.

Am 7. April 1946 fielen im Moskauer Kreml weitreichende Entscheidungen über Königsberg und Nord-Ostpreußen.

Zur Beratung und Beschlußfassung im Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR stand an, nach einem Entwurf der von Stalin geführten Regierung die Eingliederung des Königsberger Gebietes in die Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik (RSFSR) durch Bildung eines Oblast (Provinz) Königsberg zu beschließen.

Der Beschluß zur Bildung des „Kjonigsbergskaja Oblast" (Königsberger Provinz) und der folgende Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets bedeutete die Beendigung der Militärverwaltung für Königsberg und Nord-Ostpreußen. Der Erlaß, der nicht veröffentlicht werden durfte, trug folgenden Wortlaut:

„Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR über die Bildung des Königsberger Gebietes innerhalb der RSFSR.

Das Königsberger Gebiet wird auf dem Gebiet der Stadt Königsberg und deren angrenzenden Rayons mit dem Zentrum in der Stadt Königsberg gebildet.

Das Königsberger Gebiet gehört zur Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik.

Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR

N. Schernik

Sekretär des Präsidiums des Obersten der Sowjets UdSSR A. Gorkin
Moskau, Kreml, 7. April 1946
Aktenzeichen 194/I"

Der Ministerrat der UdSSR, der am gleichen Tag, dem 7. April 1946, ebenfalls im Kreml tagte, faßte einen Beschluß über die verwaltungsmäßige Gliederung der Stadt Königsberg und der umliegenden Region, der die Unterschrift von Josef Stalin trug.

Dieser Beschluß sah unter anderem die „Erfassung und Registrierung der Zivilbevölkerung", die, wie sich später herausstellte, zu zwei Dritteln aus Deutschen bestand, vor. Unbeantwortet ließ der Beschluß indessen die Frage, was mit diesen Deutschen in Zukunft geschehen sollte.

Drei Monate später, am 4. Juli 1946, faßte das Präsidium des Obersten Sowjets den Beschluß über die Umbenennung der Stadt Königsberg in Stadt Kaliningrad und des Gebietes Königsberg in Gebiet Kaliningrad.

Michail Kalinin war erst im März 1946 aus Krankheitsgründen von seinem Posten als Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets und damit als nominelles Staatsoberhaupt, den er 27 Jahre lang ununterbrochen bekleidet hatte, zurückgetreten und war kurze Zeit darauf verstorben. Er war ein Weggenosse Stalins, galt aber als schwache Persönlichkeit und erreichte zu keiner Zeit bedeutendes politisches Profil. Mit der Umbenennung Königsbergs in Kaliningrad setzte Stalin Kalinin ein Denkmal.

Um die Durchführung des Beschlusses des Ministerrates der UdSSR vom 7. April zu realisieren, wurde aus Moskau eine Vielzahl von Verwaltungsexperten nach Kaliningrad entsandt. Allein das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei entsandte 78 Mitarbeiter für die Leitung von Verwaltungsstellen für zivile Angelegenheiten, 671 leitende Mitarbeiter verschiedener Ministerien aus Moskau folgten.

**Neue Namen für deutsche Kreise und Orte**

Am 7. September 1946 verabschiedete der Oberste Sowjet einen weiteren Erlaß über die „Territoriale Verwaltungsgliederung des Kaliningrader Gebietes", der die Bildung von 14 Rayons (Kreise) außer der Stadt Kaliningrad anordnete. Die Rayons erhielten folgende russische Namen:

- Bagrationowsk (Preußisch-Eylau)
- Gwardejsk (Tapiau)
- Gurjewsk (Neuhausen)
- Gussew (Gumbinnen)
- Krasnosnamensk (Haselberg, früher Lasdehnen)
- Laduschkin (Ludwigsort)

- Nesterow (Ebenrode, früher Stallupönen)
- Osersk (Angerapp, früher Darkehmen)
- Prawdinsk (Friedland)
- Primorsk (Fischhausen)
- Polessk (Labiau)
- Slawsk (Heinrichswalde)
- Sowjetsk (Tilsit)
- Tschernjachowsk (Insterburg)

Swetlogorsk (Rauschen) wurde der Stadt Baltijsk (Pillau) zugeordnet.

Die acht bis dahin noch in Königsberg existierenden Stadtbezirke wurden zu vier Bezirken zusammengelegt: Baltischer, Leningrader, Moskauer und Stalingrader Bezirk.

Auch andere kleinere Städte und Dörfer in Nord-Ostpreußen, dem neuen „Oblast Kaliningradskaja" erhielten russische Namen:

Dobrowolsk (Pillkallen/Schloßberg), Domnowo (Domnau), Druschba (Allenburg), Jantarnyj (Palmnicken), Jasnaja Poljana (Trakehnen), Kornewo (Zinten), Krylowo (Nordenburg), Kutosowo (Schirwindt), Mamonowo (Heiligenbeil), Melnikowo (Rudau), Njeman (Ragnit), Rybatschij (Rossitten), Schelesnodoroschnyj (Gerdauen), Selenogradsk (Cranz), Slawskoje (Kreuzburg), Snamensk (Wehlau), Tschernyschewskoje (Eydtkuhnen), Uschakowo (Brandenburg), Weseloje (Balga), Wladimirowo (Tharau).

Etwa ein Jahr später wurde das Gebiet Kaliningrad noch einmal neu gegliedert in 17 Rayons, fünf Siedlungen und 129 Dörfer.

Erster Leiter für zivile Angelegenheiten des Kaliningrader Gebietes wurde der erst 37jährige, im Gebiet von Smolensk geborene und aus einer Arbeiterfamilie stammende W. Borissow, seit 1939 Abgeordneter im Moskauer Stadtrat. Am 17. Juni 1946 übernahm er die Pflichten des Verwaltungschefs, schon kurze Zeit später erhielten die ihm untergeordneten Dienststellen und Wirtschaftsbetriebe seine ersten Befehle.

## Partisanen-Widerstand im Memelland

Während sich in Königsberg und Ostpreußen nach der Besetzung durch die Rote Armee kein Widerstand gegen die Besetzer regte, weil die verbliebene deutsche Bevölkerung dazu weder willens und fähig war, noch die Möglichkeiten hatte, war dies im Memelland anders.

Das 2.566 Quadratkilometer große Memelland mit ca. 140.000 Bewohnern (1940) war nach dem Ersten Weltkrieg ohne Volksabstimmung vom Deutschen Reich abgetrennt, 1923 von Litauen annektiert worden und erhielt 1924 einen Autonomiestatus unter Aufsicht des Völkerbundes. Am

22. März 1939 wurde es auf Druck der deutschen Regierung freiwillig an Deutschland zurückgegeben.

Am 10. Oktober 1944 stieß die sowjetische 5. Garde-Panzer-Armee der 1. Baltischen Front nördlich der Stadt Memel zur Ostsee vor; wenig später schnitt ein weiterer sowjetischer Angriff im Süden die Stadt Memel gänzlich vom Memelland ab. Nach der Evakuierung eines Teiles der Bevölkerung des Memellandes über See wurde die noch von deutschen Verbänden gehaltene Stadt Memel zur Festung erklärt, bis zum 22. Januar 1945 von deutschen Truppen, die dann über die Kurische Nehrung nach Süden abzogen, verteidigt, und am 30. Januar 1945 aufgegeben. Unmittelbar nach Besetzung der Stadt Memel – die später in Klaipeda umbenannt wurde – durch Truppen der Roten Armee wurde sie Standort eines der großen Sammellager für deutsche Kriegsgefangene, in welchem auf Grund schlechter Versorgung Unzählige den Hungertod starben.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gliederte die Sowjetunion das Memelland in die Litauische Sowjetrepublik ein, während das Land südlich der Memel der Russischen Sowjetrepublik einverleibt wurde. Nördlich der Memel sind viele Deutsche, die nicht mehr hatten fliehen können, im Land zurückgeblieben.

Nach dem zwischen Hitler und Stalin vor Beginn des Zweiten Weltkrieges abgeschlossenen Nichtangriffspakt und auch in Anbetracht des späteren Kriegsverlaufs mußte Litauen damit rechnen, seine staatliche Unabhängigkeit zu verlieren, von der Roten Armee besetzt und wieder eine „Sowjetrepublik" zu werden.

Dagegen regte sich, wie in den anderen baltischen Sowjetrepubliken, Widerstand in der Bevölkerung. Die in Litauen frühzeitig gebildeten Partisanenverbände leisteten vielerorts im Lande nicht nur kurz nach der Besetzung durch Truppen der Roten Armee, sondern über viele weitere Jahre einen erbitterten bewaffneten Widerstand gegen die russischen Besetzer, den längsten und intensivsten in den baltischen Republiken, jedoch ohne Chance, sich von den Besetzern befreien und die Autonomie zurückerobern zu können.

## Hunger und Kälte – Ratten und Wölfe

Während die Russen, zuerst die Militärs, danach die Verwaltung, im ersten Nachkriegsjahr das von der Sowjetunion übernommene Nord-Ostpreußen mit der Hauptstadt Königsberg und der strategisch wichtigen Hafenstadt Pillau neu zu ordnen versuchten – ein Wiederaufbau lag nie in ihrer Absicht –, blieben Zehntausende von Deutschen, vor allem diejenigen, die nicht arbeiten konnten, ihrem Schicksal überlassen.

Von den 400 Gramm Brot, der Entlohnung für täglich mehr als zehn Stunden Arbeit, mußte sich nicht nur der Arbeitende selbst, sondern auch seine ganze Familie ernähren. Vor allem Kinder und Alte litten darunter, magerten bis auf die Knochen ab, verlausten, wurden krank und starben den Hungertod. Die Suche nach Lebensmitteln in den Kellern eingestürzter Häuser und in den Häuserruinen hatte nur in den ersten Monaten Erfolg.

Als der Winter 1945/46 hereinbrach, kam noch die bittere Kälte bis zu 30 Grad minus und die Suche nach Brennmaterial dazu. In Trümmern wurde nach Heizmaterial gesucht. Heizen konnte man nur mit Holz. Ohne Holz waren die Deutschen, die in Kellern und Ruinen hausten, dem Tod durch Erfrieren preisgegeben.

Wieviele Deutsche in Königsberg und Nord-Ostpreußen im ersten Nachkriegswinter den Hungertod starben, erfroren sind oder durch Krankheiten starben, ist niemals ermittelt worden. Wer hätte sich auch schon dafür interessieren sollen – die Russen mit Sicherheit nicht, und unter den Deutschen hatte jeder um sein eigenes Überleben zu kämpfen.

Die überlebenden Deutschen setzten ihre Hoffnung auf das Frühjahr und den Sommer. Im Sommer wuchsen auf den Feldern Melde, Brennesseln und Löwenzahn, aus denen man unter Zusatz von Wasser eine Suppe kochen konnte. In den Wäldern fand man Pilze und Beeren, und in den verwilderten Gärten war hier und da auch noch Obst an den Bäumen zu finden. Kartoffeln mußte man stehlen, was zwar – wenn man erwischt wurde – schwer bestraft wurde, aber trotzdem geschah. Fleisch gab es überhaupt nicht, und wenn, dann nur Pferdefleisch, und das bedeutete schon ein Festessen.

Hunger hatten viele. Nicht nur Deutsche, auch Russen.

Am 1. Juni 1946 führte man eine Volkszählung durch mit folgendem Ergebnis:

Die Gesamtbevölkerung in Nord-Ostpreußen, in dem vor dem Krieg 1,2 Millionen Menschen gewohnt hatten, betrug nur noch insgesamt 170.019 Menschen, davon waren 116.737 Deutsche, also fast 69 Prozent. Nord-Ostpreußen, das bewies die Volkszählung, war somit fast menschenleer.

In den Städten lebten 108.100 Menschen, auf dem Land 61.000.

Die Stadt Königsberg hatte 61.000 zivile Bewohner, davon waren rund 43.000 Deutsche.

Von den Deutschen, die in Nord-Ostpreußen wohnten, waren 38.286 Kinder bis zum 15. Lebensjahr und 57.683 Frauen; die meisten deutschen Männer waren über 60 Jahre alt.

In Königsberg waren 21.960 „Arbeitsfähige" registriert, davon waren

jedoch über 3.000 krank. In manchen Stadtbezirken lag die Krankenrate über 20 Prozent.

Daran waren Unterernährung, Krankheiten und Seuchen schuld, die sich immer mehr verbreiteten und die auch die Situation in den Königsberger Krankenhäusern, deren Zustand katastrophal war, verschlimmerten. Dies war auch den Russen bekannt. Im „Krankenhaus der Barmherzigkeit" waren im Herbst 1945 an jedem Tag 30 bis 40 Tote gezählt worden – die meisten waren an Hungertyphus gestorben. Die Zahl der Seuchentoten im Winter 1945/46 wurde auf 2.000 geschätzt. Die Mehrzahl dieser Toten wurde in Massengräbern an der Altroßgärtner Kirche beigesetzt.

In dem Befehl Nr. 483 der Kaliningrader Verwaltung für zivile Angelegenheiten, datiert vom 15. Oktober 1946, über den „Zustand in den Krankenhäusern in der Stadt Kaliningrad" hieß es einleitend:

„Eine Überprüfung des Zustandes der Krankenhäuser in der Stadt Kaliningrad hat folgendes ergeben:

Der technische Zustand der Gebäude ist unbefriedigend. Einige Dächer sind nicht intakt, in den Fenstern fehlen zum Teil die Glasscheiben, die Doppelfenster sind gar nicht verglast. Die Dampfheizungen sind in Ordnung gebracht worden, funktionieren jedoch nicht, weil es keine Kohlen und kein Brennholz gibt. Die Stromversorgung für Beleuchtungszwecke fällt ständig aus und wird um zwei Uhr nachts ganz abgeschaltet. Es gibt kein Telefon. Alle Krankenhäuser haben zu wenig Matratzen, Kissen und Bettzeug. Auf der Entbindungsstation mangelt es an Kinderbetten und Windeln. Das Gebietskrankenhaus und das Seuchenkrankenhaus sind überbelegt, wobei es sich bei vielen Personen nicht um Kranke handelt (Unterernährte, Greise und Kinder).

In den Krankenhäusern wohnt das Bedienungspersonal mit Familien.

Die Krankenverpflegung ist wegen fehlender Kartoffeln und Gemüse unbefriedigend."

Aufgrund dieser Situation ordnete der Verwaltungschef der Stadt Kaliningrad, Borissow, Maßnahmen zur Verbesserung in den Krankenhäusern an.

In einigen kleineren Krankenhäusern außerhalb Königsbergs, in denen die Situation ähnlich war, versuchte man, durch eigene Landwirtschaft die Versorgung der Kranken in den Griff zu bekommen.

Aus der Erkenntnis heraus, daß Seuchen auch von Müll ausgehen, der für Ratten und Mäuse ein Paradies war, und der in unvorstellbaren Mengen in Königsberg herumlag, und daß damit auch die Gefahr heraufbeschworen wurde, daß sich die Tularämie ausbreiten könnte, eine pestähnliche Krankheit, die vor allem von Nagetieren auf Menschen übertragen wird, ordnete die Verwaltung der Stadt Kaliningrad ein Programm

zur „Bekämpfung von Nagetieren" an, das man auch „Entrattisierung" nannte. Man erhöhte nicht nur die Produktionszahlen für Fallen und Fangkäfige, sondern ordnete weitergehende Maßnahmen an.

Die Verwaltung für zivile Angelegenheiten des Kaliningrader Gebietes erließ am 26. November 1946 den sehr detaillierten, sieben Punkte umfassenden Befehl Nr. 559, betreffend „Maßnahmen zur Bekämpfung mäuseartiger Nagetiere und der Vorbeugung gegen Tularämie".

Doch nicht nur Ratten und Mäuse galt es in Königsberg und anderen Städten zu bekämpfen. Ein Zeichen dafür, daß Nord-Ostpreußen immer mehr versteppte, war die Tatsache, daß von Osten her Rudel von Wölfen in das Land eingezogen waren und sich rasch vermehrten.

Zur Bekämpfung dieser Gefahr hatte die Verwaltung für zivile Angelegenheiten des Kaliningrader Gebietes am 11. Dezember 1946 den Befehl Nr. 603 ausgegeben, der „Maßnahmen zur Bekämpfung der Wölfe und zur Verhinderung der Vermehrung" enthielt. Mitglieder der „Freiwilligen Jägergesellschaft" erhielten eine Prämie von 300 Rubel für jeden abgeschossenen Wolf. Diese Prämie wurde auch an Jäger aus der Armee und an Kolchosbauern gezahlt. An sogenannte „Wolfvernichtungskommandos" wurden bis zu 3.000 Rubel gezahlt.

### Menschen aßen Menschenfleisch

Doch bald stand wieder ein Winter vor der Tür, der Winter 1946/47. Trotz aller Bemühungen, Befehle und Maßnahmen der Verwaltung für zivile Angelegenheiten hatte sich die Situation der Deutschen in Königsberg und in Nord-Ostpreußen nicht gebessert, im Gegenteil, sie hatte sich noch wesentlich verschlechtert. Es war ein Leben zwischen Hoffen und Bangen, zwischen Not und Tod.

Die größte Not: Die Menschen waren zum Hungern und zum Verhungern verurteilt und konnten nichts dagegen tun.

In Kellern und Häuserruinen waren keine Lebensmittel und nichts Eßbares mehr zu finden. Von dem Brot, von dem es viel zu wenig gab, und dem Zucker, von dem es noch weniger gab, und der Suppe, die den Magen zwar füllte, die aber nicht satt machte, konnte man nicht leben und überleben. Es fehlte an Fleisch, das es überhaupt nicht gab.

Schon im vergangenen Winter 1945/46 waren Gerüchte aufgetaucht, daß auf den Märkten Frikadellen und Sülze, die Menschenfleisch enthielten, verkauft worden waren. Zwei Deutsche waren deswegen verhaftet und erschossen worden. Einer gab an, das Fleisch von russischen Banden erhalten zu haben, der andere hatte einem Beerdigungskommando angehört und Leichen gefleddert.

Im Winter 1946/47 wurden Fälle von Kannibalismus nicht nur in Königsberg, sondern auch in anderen Orten Nord-Ostpreußens bekannt. Sie waren das Ergebnis der sich noch weiter verschlechternden Situation der Deutschen, die schutzlos dem Hungertod preisgegeben waren. Darunter gab es einige, die überleben wollten, koste es was es wolle.

Der Leiter der Abteilung des Inneren des Gebietes Kaliningrad, Generalmajor Trofimow, hatte diese Fälle untersuchen lassen. Am 2. April 1947 übermittelte er dem Innenminister der UdSSR in Moskau, Generaloberst Kruglow, folgenden als „streng geheim" deklarierten Sonderbericht:

„In der letzten Zeit ist es im Gebiet Kaliningrad zu Fällen von Kannibalismus unter der deutschen Bevölkerung gekommen.

Im Zuge der Untersuchungen wurde festgestellt, daß es Fälle von Kannibalismus unter den Deutschen, verursacht durch Hunger, in den Bezirken Primorsk [Fischhausen] und Tschernjachowsk [Insterburg] sowie in der Stadt Kaliningrad gab.

1. Deutsche (Name und Vorname), geb. 1907, wohnhaft in Bludau, Bezirk Primorsk, nicht berufstätig, hatte vier Kinder zu ernähren. Wegen anhaltender Unterernährung, in letzter Zeit auch wegen Hungers, bekamen die Kinder Hungerödeme und mußten im Bett bleiben.
   Im Februar 1947 tötete (Name) ihre neunjährige Tochter mit einem Küchenmesser. Das Fleisch verwendete sie im Laufe von fünf Tagen als Nahrung und gab es auch ihren Kindern zu essen. Ende Februar starb auch die zweite Tochter der (Name) im Alter von sieben Jahren, deren Leiche ebenfalls zerhackt und das Fleisch aufgegessen wurde.
   (Name) und deren ältere Tochter (Vorname), geboren 1932, sind verhaftet worden.
2. Zu der im selben Ort wohnenden Deutschen (Name) kam das deutsche Mädchen (Name) aus Cranz zu Besuch und starb wenige Tage später vor Hunger. Die Tochter (Name) zerhackte die Leiche der (Name), holte Herz, Leber und Lunge heraus, kochte sie und verwendete sie als Nahrung. Auch die Deutsche (Name) aus dem vorherigen Fall nahm sich vom Fleisch der Leiche.
3. Im Ort Blumenau tötete die Deutsche (Name), ebenfalls aus Hunger, ihren zehnjährigen Sohn, trennte Kopf und Arme ab, zog die Haut vom Leib ab und verstaute das in kleine Stücke zerhackte Fleisch in der Badewanne, von wo sie es in Portionen zum Essen nahm. Bei einer Haussuchung wurden zwei Hände und der Brustkorb in der Badewanne gefunden. Das Fleisch war bereits weggeschnitten und aufgegessen worden.
4. Im Ort Powayen starb im Dezember 1946 der alte Deutsche (Name). Die Leiche von (Name) wurde von der Deutschen (Name) gefunden. Sie schnitt mit einem Messer alle weichen Teile der Leiche ab und ver-

wendete sie als Nahrung. Es wurde auch festgestellt, daß (Name) im Jahre 1947 ihre Kinder tötete, das Fleisch systematisch kochte und aß. (Name) starb am 10. März.

5. Im Sowchos Nr. 13, Bezirk Tschernjachowsk [Insterburg], wurden in der Scheune des Arbeiters (Name, Vorname und Vatersname) Kopf und Hände des am 19.03.1947 verstorbenen Deutschen (Name) gefunden. Andere Leichenteile waren offenbar aufgegessen. Wer den Leichnam von (Name) zerstückelte, konnte bisher nicht festgestellt werden.

In der Stadt Kaliningrad wurden im März zwei Fälle registriert, bei denen deutsche Eltern aus Hunger ihre Kinder töteten.

Das Kaliningrader Gebietsparteikomitee wurde über die Fälle von Kannibalismus informiert.

Leiter der Abteilung des Inneren des Gebiets Kaliningrad
Generalmajor Trofimow"

**„Was soll aus den Deutschen werden?"**

Generalmajor Trofimow, Chef der Verwaltung des Moskauer Innenministeriums im Kaliningrader Gebiet, der den „Sonderbericht über Kannibalismus im Kaliningrader Gebiet" unterzeichnet hatte, stellte sich bereits seit einigen Monaten die Frage: „Was soll aus den Deutschen werden?"

Er kannte die menschenunwürdigen Bedingungen, unter denen die Deutschen im Kaliningrader Gebiet leben mußten; er kannte das Leid der Frauen und Kinder, wußte, daß sie hungerten und viele von ihnen verhungern mußten, wenn sie nicht irgendeiner „gesellschaftlich nützlichen Arbeit" nachgingen. Er wußte auch von dem Zustand in den Krankenhäusern, der mangelnden ärztlichen Versorgung der Bevölkerung, vor allem der Deutschen, und er war Realist genug, um zu erkennen, daß sich diese Situation in den nächsten Monaten und vielleicht sogar Jahren nicht ändern würde. Das aber würde bedeuten, daß alle Deutschen im Kaliningrader Gebiet, die nicht arbeiten konnten, und das waren die meisten, den Hungertod sterben würden.

Der Generalmajor hielt es aufgrund dieser Situation auch für unrealistisch, die Deutschen bei diesen Lebensbedingungen im Kaliningrader Gebiet für den Kommunismus gewinnen zu können, zumal man den Kommunisten unter den Deutschen bereits die Ausreise nach Mitteldeutschland genehmigt hatte.

Dabei handelte es sich um solche Personen, die Verwandte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands hatten, die dort führende Mitglieder der KPD bzw. der SED waren.

Die Niederschrift über ein Telefonat, das in dieser Angelegenheit zwi-

schen dem stellvertretenden Innenminister der UdSSR in Moskau und dem Chef der Verwaltung des Innenministeriums für das Kaliningrader Gebiet geführt wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Der Chef der Verwaltung der Kommandantur der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland SMAD, Generalmajor Gorochow, hat sich an uns mit der Bitte um Umsiedlung von 292 Deutschen aus dem Gebiet Kaliningrad nach Deutschland [d. h. in die Sowjetische Besatzungszone] gewandt.

Genosse Gorochow weist darauf hin, daß die Umsiedlung dieser Deutschen von der Zentralverwaltung beantragt wurde. Die Kommandantur ist bereit, die genannten Deutschen anzunehmen, falls sie wohl organisiert, mit entsprechenden Personalpapieren und Passierscheinen in die Stadt Brandenburg geschickt werden. Ich bitte um Ihre Weisung über die mögliche Umsiedlung der genannten Deutschen!"

Die Genehmigung wurde erteilt: 108 Familien leitender Funktionäre der SED in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands durften im Rahmen der Familienzusammenführung ausreisen.

Generalmajor Trofimow, dem diese Sonderaktion bekannt war, weil er in letzter Instanz im Kaliningrader Gebiet die Ausreise genehmigen und veranlassen mußte, entschloß sich deshalb, die dringend notwendige Lösung der Frage „Was soll aus den Deutschen werden?" nicht dem Innenminister in Moskau zu überlassen und von dort Befehle abzuwarten, sondern er machte selbst einen Vorschlag zur Lösung dieses Problems.

### Das Schicksal der Deutschen in Stalins Händen

Unter „Streng geheim" übermittelte General Trofimow dem Innenminister der UdSSR, Generaloberst Kruglow, einen Bericht mit folgendem Inhalt:

„In Übereinstimmung mit der Weisung des Stellvertretenden Innenministers der UdSSR, Generaloberst Genosse Serow, Nr. 2/85 vom 14. Februar 1947, habe ich am 2. April 1947 mit der teilweisen Aussiedlung Deutscher aus dem Gebiet Kaliningrad, die Verwandte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands haben, begonnen.

Bis heute habe ich die Aussiedlung von 265 Personen genehmigt.

Diese Maßnahme hat eine Flut von Anträgen von Deutschen mit der Bitte um Ausreisegenehmigung nach Deutschland [d. h. die Sowjetische Besatzungszone] ausgelöst, die sowohl mit dem Wunsch nach Familienzusammenführung als auch mit den schweren materiellen Lebensbedingungen im Gebiet Kaliningrad begründet werden.

Mit dem Datum vom 15. April 1947 wurden im Gebiet Kaliningrad ins-

gesamt 110.217 Deutsche gezählt, darunter 36.201 Kinder und Minderjährige unter 16 Jahren.

Ein bedeutender Teil dieser Deutschen ist infolge einer starken körperlichen Schwäche nicht erwerbsfähig und geht keiner gesellschaftlich nützlichen Arbeit nach. Der Rest von 36.600 Menschen arbeitet vorwiegend in den Sowchosen des Ministeriums der Streitkräfte, zum Teil in den Sowchosen der Fleisch- und Milchindustrie und in anderen Industriebetrieben und wirtschaftlichen Einrichtungen des Gebietes.

Die erwachsene deutsche Bevölkerung zählt 31.112 Männer und 42.806 Frauen.

Die nichtberufstätige deutsche Bevölkerung erhält mit Ausnahme von Invaliden und Kindern, die in Kinder- und Altersheimen untergebracht sind, keinerlei Lebensmittelzuteilung und ist deshalb äußerst ausgezehrt.

Als Folge dieser Situation nahm in der letzten Zeit unter der deutschen Bevölkerung die Kriminalität zu (Lebensmitteldiebstähle, Raubüberfälle und sogar Morde). Im ersten Quartal 1947 gab es sogar Fälle von Kannibalismus, im ganzen Gebiet wurden insgesamt zwölf registriert.

In Fällen von Kannibalismus verwendeten manche Deutsche nicht nur das Fleisch von Leichen als Nahrung, sondern töteten ihre Kinder und Angehörige. Es gibt vier durch Kannibalismus verursachte Morde.

Unter dem erwerbstätigen Teil der deutschen Bevölkerung gibt es Fälle von Sabotage.

Die Anwesenheit der deutschen Bevölkerung wirkt zersetzend nicht nur auf den instabilen Teil der sowjetischen Zivilbevölkerung, sondern auch auf Angehörige eines großen Teils der im Gebiet stationierten Einheiten der sowjetischen Armee und Flotte und begünstigt die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten.

Das Eindringen der Deutschen in sowjetische Haushalte durch deren Verwendung als schlechtbezahlte oder gar kostenlose Bedienstete trägt zur Entwicklung der Spionage bei.

Da die deutsche Bevölkerung, wie oben ausgeführt, die Erschließung des neuen sowjetischen Gebietes negativ beeinflußt, sehe ich es als zweckmäßig an, die Frage einer organisierten Aussiedlung der Deutschen in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands aufzuwerfen.

Ich erwarte Ihre Weisung."

Innenminister Kruglow im Moskauer Kreml brauchte einen Monat, um den Bericht von Generalmajor Trofimow zu lesen. Am 30. Mai 1947 reichte er ihn an Molotow weiter und dieser an Stalin. Das Schicksal der Deutschen im Kaliningrader Gebiet lag von diesem Zeitpunkt an in den Händen von Stalin.

## „Deutsche raus!" – Vertreibung nach Plan

Der Bericht von Generalmajor Trofimow war zwar im Kreml von den Mitgliedern der Führungsspitze, dem Genossen Stalin, seinem ersten Stellvertreter, Außenminister Molotow und von Berija, dem Chef der Sicherheitsorgane, gelesen worden, doch Trofimow erhielt keinen Dank dafür, sondern wurde auf Befehl Moskaus von Generalmajor Wladimir I. Djomin abgelöst, der eine härtere Gangart versprach.

Schon lange bevor der Bericht von Trofimow mit seinem Vorschlag, die Deutschen aus dem Kaliningrader Gebiet in die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands auszusiedeln, in Moskau eingetroffen war, waren im Kreml bereits Deportationspläne für die Deutschen im Kaliningrader Gebiet im Detail ausgearbeitet worden, die nur noch offizieller Absegnung bedurften.

Diesen notwendigen Beschluß faßte der Ministerrat der UdSSR in seiner Sitzung am 11. Oktober 1947, die vom Vorsitzenden Josef Stalin geleitet wurde, er trug die Nummer 3547-1169s, war „Streng geheim" und durfte nicht veröffentlicht werden.

Mit der durch diesen Beschluß angeordneten Aussiedlung der Deutschen hatte die Kremlführung den stellvertretenden Innenminister, den Generalobersten Iwan A. Serow, beauftragt, der als „Deportations-Experte" galt. Er hatte bereits früher die Wolgadeutschen, die Krimtataren und die Kaukasusvölker „erfolgreich" deportiert. Im Krieg hatte er im Baltikum Partisanen bekämpft und in den ersten beiden Nachkriegsjahren die Organisation des NKWD – des sowjetischen Geheimdienstes – in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschands aufgebaut; er schien Stalin der richtige Mann auf dem richtigen Platz für die Deportation der Deutschen aus dem Kaliningrader Gebiet zu sein.

Mit dem Vermerk „Streng geheim" gab der Innenminister der UdSSR, Generaloberst Kruglow, zuständig für die Durchführung des Kreml-Beschlusses, bereits drei Tage später, am 14. Oktober 1947, den Befehl Nr. 00167 für das Jahr 1947 „Über die Aussiedlung der Deutschen aus dem Gebiet Kaliningrad der RSFSR in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands" heraus, der 15 Punkte umfaßte.

### Die Vorbereitung der Deportation

Während die Vorbereitungen für die Deportation der Deutschen aus dem Kaliningrader Gebiet in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands unter Leitung von Generalleutnant Stachanow und Generalmajor Djomin bereits auf vollen Touren lief, wußte oder ahnte von den betrof-

fenen Deutschen keiner etwas davon. Die Miliz, der die Gesamtleitung der Aussiedlung der Deutschen vor Ort übertragen worden war, plante die Benachrichtigung der Deutschen über ihre Aussiedlung im Rahmen einer Nacht- und Nebelaktion.

Die Deutschen in Nord-Ostpreußen, vor allem in Königsberg, hofften seit Monaten Tag für Tag, diese Stadt, die ihnen keine Zukunft mehr bot, bald verlassen zu können; sie wagten aber nicht zu hoffen, daß dies so plötzlich und so rasch erfolgen würde, sie rechneten vielmehr mit einer langen Planung, wie dies bei den Russen üblich war.

Das Leben war nur noch eine Qual, das Überleben oft schwerer als das Sterben. Es mangelte an Nahrung und Unterkünften. Wie oft waren die Königsberger in den letzten Monaten schon umgezogen, von einem Kellerloch in ein anderes. Die wenigen Wohnungen, die es noch gab, lagen oft in den Obergeschossen, die kaum mehr intakte Dächer hatten und nur noch über Leitern zu erreichen waren. Die Holztreppen und Holzfenster hatte man im letzten Winter verheizt, um nicht zu erfrieren. In vielen Räumen sah man den Himmel über sich. Es war alles trostlos und hoffnungslos.

Viele Ostpreußen fühlten sich vom restlichen Deutschland vergessen. Weder das Rote Kreuz noch andere internationale Hilfsorganisationen hatten Zugang zu Königsberg und Nord-Ostpreußen, das hermetisch von der Außenwelt abgeschnitten war; es gab kein Heraus und kein Hinein, weder für Menschen noch für Nachrichten. Nord-Ostpreußen war seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wie von einem unsichtbaren Stacheldraht umgeben.

Ein Funke Hoffnung, der neuen Lebens- und Überlebensmut gab, war die erste Post aus Restdeutschland, die im Mai 1946 in Königsberg eintraf. Die Briefe, die bei einem Postamt in der Nähe des Tiergartens abgeholt werden mußten, brachten die ersten verläßlichen Nachrichten aus dem verstümmelten Deutschland. Zum ersten Mal erfuhr man, daß man Mittel- und Westdeutschland in eine britische, eine amerikanische, eine französische und eine sowjetische Besatzungszone aufgeteilt hatte und daß Berlin eine viergeteilte Stadt war. Man erfuhr von Angehörigen und Verwandten, daß ihnen die Flucht über Land oder über die Ostsee gelungen war, oder daß diese Flucht in einem Lager in Dänemark geendet hatte.

Viele Frauen, deren Männer an der Front gewesen waren, erhielten nun endlich Gewißheit, daß diese inzwischen aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden waren, jetzt irgendwo in Deutschland lebten und auf ein Wiedersehen warteten. Alle, die Briefe schrieben, hofften auf ein baldiges Wiedersehen. Wer Post aus Königsberg oder einem anderen Ort aus Nord-Ostpreußen nach Innerdeutschland oder aus Innerdeutschland in

das Gebiet Kaliningrad schickte, mußte viel Geduld aufbringen, denn die ein- und ausgehende Post lief über eine Zensurstelle in Moskau. Dieser Postweg dauerte monatelang.

Daß das Wiedersehen mit den Angehörigen in Deutschland schon in greifbare Nähe gerückt und die Ausweisung, die Vertreibung der Deutschen aus ihrer angestammten ostpreußischen Heimat, eines Tages ganz überraschend erfolgen würde, ahnte Mitte Oktober 1947 kaum jemand.

Niemand von den Deutschen wußte, daß die Entscheidung darüber bereits am 11. Oktober 1947 im Kreml gefallen war, daß die Ausführung des Deportations-Befehls in die Hände der Miliz gelegt worden war und im gesamten Kaliningrader Gebiet bereits Exekutivkomitees gebildet worden waren, die gemeinsam mit den Verwaltungsorganen und dem Staatssicherheitsdienst die Massenaustreibung der Deutschen aus Nord-Ostpreußen vorbereiteten.

## 32.000 verhungert, verschleppt, verschwunden

Generalleutnant Stachanow und Generalmajor Djomin, die Verantwortlichen für die Ausführung des Deportationsbefehls, standen bei der Erarbeitung eines Operationsplanes zunächst vor der Frage, wieviele Deutsche im Kaliningrader Gebiet überhaupt noch lebten, wieviele also insgesamt deportiert werden mußten. Alle bisherigen Zahlen schienen nicht mehr zu stimmen.

Diese Unwissenheit mußten sie auch in einem Telefonat mit dem Kreml zugeben, wobei sie gleichzeitig erklärten, die veralteten Angaben präzisieren zu wollen.

Die über das Telefonat von Stachanow und Djomin mit Innenminister Kruglow im Moskauer Kreml gefertigte Niederschrift hat folgenden Wortlaut:

„Nach Abstimmung mit den lokalen Behörden berichten wir über den Stand der Vorbereitungen für die Aussiedlung der Deutschen.

1. Nach annähernden Angaben der Verwaltung des Innenministeriums lebten auf dem Territorium des Gebietes im Juni dieses Jahres 105.558 Deutsche, davon 37.795 in Kaliningrad, 23.192 in den vier Küstenstädten und 44.571 in 14 Rayons des Gebietes. Diese Angaben sind veraltet und müssen präzisiert werden. Mit dieser Arbeit wurde begonnen.
2. Nach Abstimmung mit den lokalen Behörden sollen aus der Stadt Baltijsk [Pillau] und den Küstengebieten der Halbinsel Samland 6.000 Menschen, aus der Stadt Kaliningrad 4.000 Menschen abtransportiert werden, darunter ungefähr 300 aus Invalidenheimen und ungefähr

3.000 Kinder aus Kinderheimen. Die Züge wurden für den 22., 24., 26., 28. und 30. Oktober bestellt.

3. Das Verladen erfolgt in Kaliningrad direkt in Waggons mit europäischer Spurbreite, um das Umladen an der Grenze zu vermeiden.
4. Der Abtransport von weiteren 20.000 Personen soll im November nach den Revolutionsfeierlichkeiten erfolgen, voraussichtlich am 10. November, in zehn Zügen, vor allem ebenfalls aus den Küstenrayons von Kaliningrad und auch aus den grenznahen Rayons, aus anderen Rayons nur Arbeitsunfähige.
5. Für die Leitung der Aussiedlung wurde im Gebiet eine operative Arbeitsgruppe geschaffen: Stellvertretender Leiter der Verwaltung des Innenministeriums für die Miliz Nawachlichin (Leiter), Stellvertretender Vorsitzender des Gebietsexekutivkomitees Kerget, Leiter der 2. Abteilung der Verwaltung des Innenministeriums Frolow. In den Rayons wurden eigene operative Gruppen gebildet unter Führung der Leiter der Miliz mit den Stellvertretenden Vorsitzenden der Exekutivkomitees der Rayons sowie den Leitern der Staatssicherheit in den Rayons.
6. Die Aussiedler werden über den bevorstehenden Abtransport 24 Stunden vor der Abreise persönlich nach vorher aufgestellten Listen informiert.
7. Der zurückbleibende Besitz der Aussiedler wird von den Eigentümern übernommen und von den Exekutivkomitees der Rayons erfaßt.
8. Die Ausgabe der Reiseverpflegung und die Abnahme der Personalpapiere erfolgen beim Einsteigen in die Züge.
9. Nach Rücksprache mit dem Genossen Chruljow wird die Frage des Autotransports positiv entschieden.
10. Um 22.00 Uhr wird am 16.10. eine Beratung der Leitung der Abteilungen des Innenministeriums der Rayons (Leiter der operativen Gruppen) zur Unterweisung über die Erfassung und die Organisation des Abtransports der Aussiedler einberufen.
11. Die Anleitung für die Aussiedlung wird Ihnen am 16. Oktober dieses Jahres zur Unterschrift vorgelegt.

Wir bitten, die vorgeschlagenen Maßnahmen zu bestätigen.

Stachanow, Djomin"

Die Ermittlungen, die Stachanow und Djomin über die Zahl der Deutschen, die im Kaliningrader Gebiet noch lebten, anstellten, führten zu einem aus deutscher Sicht erschreckenden Ergebnis.

137.000 deutsche Zivilisten waren im nördlichen Ostpreußen von der Roten Armee überrollt worden. Das hatte das NKWD bei Kriegsende nach Moskau gemeldet. Diese Zahl der Deutschen resultierte aus den Vernehmungen, die das NKWD durchgeführt hatte.

Bei der erstmalig nach Kriegsende am 1. Juni 1946 durchgeführten Volkszählung waren 116.373 Deutsche ermittelt worden. Das bedeutete, daß in den dazwischenliegenden 14 Monaten 20.000 Deutsche ihr Leben verloren hatten oder spurlos verschwunden waren.

Jetzt, im Spätherbst 1947, als mit der Aussiedlung der Deutschen begonnen werden sollte, waren es noch einmal 12.000 weniger.

Die Erkenntnis aus diesen nüchternen Zahlen:

32.000 Deutsche, Frauen, Kinder und alte Männer, waren verhungert, an Krankheiten und Seuchen gestorben, ermordet oder in Arbeitslager nach Rußland verschleppt worden.

## Die ersten fünf Züge verlassen Königsberg

Punkt 6 des Operationsplanes für die Deportation der Deutschen, den Stachanow und Djomin entworfen und den der Innenminister der UdSSR im Kreml auch so genehmigt hatte, lautete:

„Die Aussiedler werden über den bevorstehenden Abtransport 24 Stunden vor der Abreise persönlich nach vorher aufgestellten Listen informiert."

Die sowjetische Regierung hatte es eilig mit der Ausweisung der Deutschen. Bereits zehn Tage nach dem Beschluß im Kreml, am Abend des 21. Oktober 1947, erfuhren die ersten Deutschen von ihrem „Glück", ausreisen zu dürfen. Doch sie erschraken, als sie von den Angehörigen der Miliz, die plötzlich vor ihnen standen, aufgefordert wurden, sofort ihre Sachen zu packen und sich innerhalb von 24 Stunden an einem bestimmten Sammelplatz einzufinden.

Da aus Königsberg zuerst nur die Deutschen ausgewiesen wurden, die keiner „gesellschaftlich nützlichen Arbeit" nachgingen, also meist ältere Leute, hatten viele nicht einmal Zeit, sich von Angehörigen, die auf Staatsgütern weitab von Königsberg entfernt arbeiteten, zu verabschieden, oder sie zumindest zu benachrichtigen. Als diese dann am Wochenende nach Königsberg kamen und Lebensmittel für die Familie mitbrachten, fanden sie, für sie völlig überraschend, leere Keller und Wohnungen.

Wieder wurden Familien auseinandergerissen, wieder gab es Tränen, und das Schlimmste, niemand gab Auskunft, wohin man die Alten befördert hatte oder wann man selbst ausreisen durfte.

Bevor am Abend des 22. Oktober 1947 der erste Aussiedlerzug den Güterbahnhof in Königsberg verlassen hatte, waren die Deutschen noch einmal schikaniert worden. Einsteigen mit Gepäck, Aussteigen mit Gepäck, vor dem Waggon antreten, abzählen, nochmalige Ausweiskontrolle, wie-

der einsteigen, Kontrollen in den Wagen im Taschenlampenlicht, Suche nach illegalen Flüchtlingen, all das mußten die für die Deportation „Auserwählten" über sich ergehen lassen. Erst als der Zug unterwegs war, konnten die „Ausreisenden" aufatmen, doch eine Ungewißheit reiste mit: niemand kannte das Fahrtziel des Zuges, die Endstation.

2.000 Menschen wurden mit dem ersten Zug „ausgesiedelt", darunter viele elternlose Kinder. Alles, was nicht arbeiten konnte, wollte man zuerst loswerden. Nach diesem „Plan" erfolgte die Ausweisung und die Zusammenstellung der Züge auch in den nächsten Tagen.

Am 1. November 1947 übermittelte Generalmajor Djomin dem Innenminister nach Moskau einen Zwischenbericht, aus dem zu ersehen war, daß in der Zeit vom 22. bis 30. Oktober 1947 fünf Züge Königsberg mit Fahrtziel Pasewalk in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands verlassen hatten, mit insgesamt 11.352 Personen, darunter 2.962 elternlose Kinder aus Kinderheimen und Auffangstellen.

Der Bericht enthielt auch den Hinweis: „An den Verladestellen wurden unseren Vertretern dort geschriebene Briefe mit Dankesäußerungen an die Sowjetregierung für die Fürsorge und die gut organisierte Umsiedlung übergeben!"

Wie und unter welchem Druck diese „Dankesbriefe" zustandegekommen waren, stand nicht in dem Bericht nach Moskau.

Mit den fünf Zügen, die in der letzten Oktoberwoche 1947 die ersten 11.352 Deutschen von Königsberg nach Pasewalk „ausgesiedelt" hatten, war die erste Deportations-Aktion abgeschlossen. Die russischen Dienststellen gaben auch nicht bekannt, ob und wann weitere Transporte nach Deutschland folgen würden.

### Oktober 1948: „Aussiedlung abgeschlossen"

Die Deutschen, die sich Ende 1947, nachdem der erste Schub „ausgesiedelt" worden war, noch in Königsberg und Nord-Ostpreußen befanden, warteten in den folgenden Wochen mit Ungeduld auf ihre Abschiebung nach Restdeutschland. Sie lebten jetzt in der Gewißheit: eines Tages sind auch wir dran.

Ein neuer Befehl des Innenministers der UdSSR setzte im März 1948 den zweiten Schub, die nächste Ausreiseaktion in Gang. Auch diese Aktion kam wieder plötzlich, und auch diesmal blieben die Auswahlkriterien undurchsichtig.

Rund 30.000 Deutsche waren es, die beim zweiten Schub mit Zügen nach Innerdeutschland ausgesiedelt wurden, doch es waren noch immer nicht die letzten.

Am 20. August 1948 begann der dritte und letzte Schub, für den 21 Züge eingesetzt wurden. 42.215 Deutsche fuhren mit diesen Zügen nach Rumpfdeutschland: 9.051 männliche Personen, 21.267 Frauen und 11.897 Kinder.

Fast auf den Tag genau ein Jahr nach dem ersten Zug verließ am 21. Oktober 1948 der letzte „Aussiedlerzug", wie ihn die sowjetischen Behörden nannten, den Güterbahnhof von Königsberg mit Fahrtziel sowjetisch besetzte Zone Deutschlands.

Generalmajor Djomin, Leiter der Verwaltung des Innenministeriums der UdSSR für das Kaliningrader Gebiet, übermittelte am 18. November 1948 seinem Dienstherrn in Moskau, Innenminister Genosse Generaloberst Kruglow, einen mit dem Vermerk „Streng geheim" versehenen Abschlußbericht. Mit einem gewissen Stolz berichtete der Generalmajor, daß für die Umsiedlungsaktion insgesamt 48 Züge nach Deutschland zusammengestellt worden seien, die insgesamt 102.125 Personen abtransportiert hätten, davon 17.521 Männer, 50.932 Frauen und 33.672 Kinder. Aus der Stadt Kaliningrad kamen 95.671 Personen, aus den Kinderauffangstellen und Kinderheimen 4.536, aus Altersheimen 797, aus Krankenhäusern 45 und aus der Litauischen SSR 1.076. 48 Aussiedler sind beim Transport, zumeist an Unterernährung, Altersschwäche oder Herzversagen, gestorben.

Beschwerden der Aussiedler habe es nur über die Zollabfertigung gegeben, nicht aber über die ihm unterstellten Organe des Innenministeriums und der Miliz, wußte Djomin zu berichten, der seine „Erfolgsmeldung" mit folgender Feststellung und Empfehlung abschloß:

„Genosse Minister: In Erfüllung Ihrer Befehle haben mehrere hundert Mitarbeiter der Verwaltung des Innenministeriums und der Miliz an dieser großen und komplizierten Arbeit teilgenommen. Ich bitte Sie, diejenigen von ihnen, die sich durch gewissenhafte, angespannte und oft tagelange Arbeit besonders verdient gemacht haben, durch einen Befehl des Innenministeriums der UdSSR zu belobigen."

### Das Schicksal der Deutschen im südlichen Ostpreußen

Ganz anders hatte sich das Schicksal der Deutschen im südlichen, Polen zugeschlagenen Teil Ostpreußens gestaltet. Zu der Zeit, als die ersten vier Umsiedlerzüge mit Deutschen aus dem nördlichen Ostpreußen in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands ankamen, also im Oktober 1947, war die Aussiedlung der Deutschen aus Süd-Ostpreußen bereits nahezu abgeschlossen.

Die polnische Staatsführung hatte es mit der Vertreibung der Deut-

schen eiliger gehabt als die sowjetische; sie hatte bereits im Sommer und Herbst 1945 damit begonnen. Dies nicht zuletzt deshalb, um dieses Gebiet mit eigenen Landsleuten, mit Polen, neu zu besiedeln und von all dem Besitz zu ergreifen, was die aus dem Land vertriebenen Deutschen zurückgelassen hatten bzw. zurücklassen mußten.

Zu diesem Zweck war schon am 2. März 1945 von der provisorischen polnischen Regierung ein Dekret „über aufgegebene und verlassene Vermögen" erlassen worden, welches verfügte, daß aller Besitz von Personen, die vor der Roten Armee geflohen und nicht zurückgekehrt waren, dem polnischen Staat zufalle und daß ferner sämtliches Vermögen des Deutschen Reiches und von Personen deutscher Staatsangehörigkeit grundsätzlich als „aufgegebenes Vermögen" zu gelten habe und gleichfalls an den polnischen Staat übergehe. Dieses Dekret wurde in den Dörfern und Städten Ostdeutschlands meist unmittelbar nach der Verwaltungsübernahme durch die polnischen Behörden öffentlich bekanntgemacht. Es gilt übrigend bis heute.

Diese hatten schon lange vor Kriegsende von der sowjetischen Besatzungsmacht das Recht erhalten, in die ostdeutschen Provinzen einzuziehen. Und sie blieben nicht untätig: Am 14. März wurde die Einrichtung von vier neuen Woiwodschaften (Provinzen) in den Gebieten östlich von Oder und Neiße bekanntgegeben, nämlich von Masuren, Pommern, Ober- und Niederschlesien. Sechs Tage später kam auch noch Danzig als neue Woiwodschaft hinzu. Die Verwaltungsübernahme durch die polnischen Behörden geschah z. B. in Elbing am 1. April, in Osterode, Sensburg und anderen süd-ostpreußischen Kreisstädten im Mai. Am 23. Mai erfolgte dann die feierliche Übergabe der gesamten Zivilverwaltung durch die Sowjetbehörden an die polnischen Behörden, am Tag darauf erging das Dekret „betreffend die Verwaltung der Wiedergewonnenen Gebiete", welches bestimmte, daß die deutschen Ostgebiete – von der polnischen Propaganda als „Wiedergewonnene Gebiete" bezeichnet – den Organen des polnischen Staates unterstellt wurden. Am 29. Mai wurde eine vorläufige Verwaltungseinteilung angeordnet. Im Juni wurden die vier Landkreise Elbing, Marienwerder, Marienburg und Stuhm der Woiwodschaft Danzig einverleibt. Die Kreise Goldap, Treuburg und Lyck kamen zur Woiwodschaft Bialystok. Die Verwaltungseinteilung sollte in der kommenden Zeit noch einige Male geändert werden, wie dies auch im nördlichen Ostpreußen der Fall war. Dabei wurde zunehmend darauf geachtet, die deutschen Grenzen zu verwischen und polnische mit deutschen Gebietsteilen zu vereinigen. Am 20. Juni 1945 wurden die ersten polnischen Schlagbäume an der Neiße aufgestellt; kurz darauf wurde der polnische Zloty als Währung eingeführt.

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung setzte sofort ein, nachdem die polnischen Behörden in die besetzten deutschen Provinzen eingezogen waren. Die Bevölkerung wurde durch systematischen Druck zur „freiwilligen Ausreise" bewegt; Flüchtlingen wurde die Rückkehr in ihre Wohnorte verboten. Seit Mai 1945 trieb die polnische Miliz Hunderttausende von Deutschen in langen Fußmärschen aus den Ostprovinzen des Reiches über Oder und Neiße nach Westen. Dabei war die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus den nahe der Oder und Neiße gelegenen Gebieten um so einfacher, als es dazu keiner Eisenbahntransporte bedurfte. In den weiter entfernten Gebieten wie dem südlichen Ostpreußen kam es nach dem plötzlichen Ausweisungsbefehl zu langen Elendsmärschen der Vertriebenen zu den Sammelstellen und Bahnhöfen. Wiederholte Gepäckkontrollen und Plünderungen durch Polen, die die langen Wartezeiten der Züge für sich zu nutzen wußten, waren an der Tagesordnung. Auch auf den Transporten aus Süd-Ostpreußen ereigneten sich – genau wie bei denen aus Nord-Ostpreußen – zahlreiche Todesfälle.

Gleichzeitig mit der Austreibung der Deutschen begann die Überführung der polnischen Bevölkerung aus den polnischen Weltkrieg-I-Eroberungen zu Lasten Rußlands, die nun an die Sowjetunion zurückgefallen waren, in die deutschen Ostprovinzen. Industrie und Wirtschaft waren schon bald fest in polnischer Hand. Die polnische Eisenbahnverwaltung richtete Behörden in Danzig, Stettin, Breslau und Allenstein ein. Die deutschen Orts- und Straßennamen sowie sämtliche deutschen Aufschriften an Gebäuden usw. wurden beseitigt, und polnische Namen traten an ihre Stelle. Die polnische Sprache wurde als Amtssprache obligatorisch.

Die Deutschen im südlichen Ostpreußen und in den übrigen polnisch verwalteten deutschen Gebieten waren nun rechtlos. Bald kam es zu völliger Verarmung der deklassierten Deutschen. Die deutschen Bauern waren zu Landarbeitern bei den neuen polnischen Besitzern geworden und die Handwerksmeister zu Gehilfen bei polnischen Handwerkern. Die Deutschen waren nur noch auf Abruf geduldet, mußten teilweise für ihre eigenen Wohnungen Miete zahlen und hatten ständig damit zu rechnen, ausgewiesen zu werden. Sie mußten eine weiße Armbinde tragen; Rechtlosigkeit, Besitzlosigkeit, Hunger, Krankheit und Zwangsarbeit drückten die Deutschen – genau wie im nördlichen Ostpreußen – in einen Zustand apathischen Dahinvegetierens hinab. Auch im polnisch besetzten Teil Ostpreußens empfanden die Deutschen die Ausweisung vielfach als Erlösung.

Die polnische Besitzergreifung verlief bis gegen Ende 1945 in wenig geregelter Form; es kam zu Willkürmaßnahmen, Plünderungen und Bereicherungen, da ein Teil der polnischen Ankömmlinge sich als Spekulanten und Schieber betätigte. Zunächst begann die polnische Besitzergrei-

fung Ostdeutschlands damit, daß viele der polnischen Zivilarbeiter und Kriegsgefangenen, die sich bei der Eroberung durch die Rote Armee in den Dörfern und auf den Gütern Ostdeutschlands befunden hatten, sich leerstehende Gehöfte oder auch Häuser in den Städten aneigneten und sich dort unter wohlwollender Duldung durch die Russen als neue Besitzer einrichteten. Unmittelbar nach der Eroberung begann dann der Zustrom von Zivilisten aus Polen. Sie kamen, um sich an dem deutschen Vermögen schadlos zu halten und zu bereichern. Der Strom dieser Polen ergoß sich zunächst vor allem in die grenznahen Gebiete Ostpreußens, aber auch nach Danzig sowie in die östlichen Teile Pommerns und Schlesiens, bevor er sich weiter nach Westen fortsetzte.

Die aus den sogenannten polnischen Ostgebieten umgesiedelten Polen waren zum überwiegenden Teil Kleinbauern. Man siedelte sie zunächst in den am weitesten westlich gelegenen Gebieten Ostdeutschlands an, um auf diese Weise entlang der Oder und der Neiße vollendete Tatsachen zu schaffen. Als die leerstehenden Gehöfte und Häuser nicht mehr genügend Auswahl boten, begannen die polnischen Ansiedler im Einvernehmen mit den örtlichen Verwaltungs- und Milizbehörden die im Lande verbliebene deutsche Bevölkerung aus ihren Wohnungen und Häusern zu jagen. Handelte es sich um einen einzelnen polnischen Ankömmling, so erfolgte die Besitzergreifung vielfach in der Weise, daß der betreffende Pole sich ein Gehöft aussuchte, sich dieses von der polnischen Bürgermeisterei zuweisen ließ und mit Hilfe polnischer Miliz die Deutschen aus dem gewünschten Grundstück vertrieb. Kamen die polnischen Ansiedler in geschlossenen Transporten, so mußten die deutschen Einwohner oft binnen weniger Minuten und mit nur wenig Gepäck ihre Wohnungen verlassen. Teilweise ließ die polnische Miliz auch ganze Ortschaften vorübergehend räumen, und währenddessen wurde der gesamte deutsche Besitz geplündert und abtransportiert sowie die besten Häuser von Polen besetzt. Die ständig steigende Zahl einströmender Polen bewirkte auch in den Städten, daß immer neue Straßenzüge und Stadtviertel von den Deutschen geräumt werden mußten, bis am Ende nur die schlechtesten Viertel als eine Art deutscher Ghettos übrig blieben.

Die Umsiedlung der Polen aus den Gebieten östlich des Bug war im Juli 1946 nahezu abgeschlossen. Ihre Anzahl betrug rund 1,4 Millionen. Nach polnischen Angaben lagen noch 1946 63,3 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche in Ostdeutschland brach, 1948 betrug der Anteil der nicht bebauten Fläche immer noch 24,6 Prozent. An diesen Zahlen wird deutlich, wie wenig der polnische Staat imstande war, Ostdeutschland mit seiner hochentwickelten Landwirtschaft zu nutzen und das eiligst und radikal von der deutschen Einwohnerschaft entvölkerte Land zu besiedeln.

Infolgedessen wurde am 13. November 1945 ein „Ministerium für die Wiedergewonnenen Gebiete" gegründet, das die polnische Ansiedlung in Ostdeutschland in jeder erdenklichen Weise forcierte, denn der polnischen Regierung kam es auf den Nachweis der Berechtigung ihres Anspruchs auf Ostdeutschland als Ansiedlungsgebiet für die polnische „Überbevölkerung" an. Zudem wollte sie den „Wiedergewonnenen Gebieten" so schnell wie möglich einen rein polnischen Charakter verleihen. Trotz aller Bemühungen überschritt jedoch die polnische Bevölkerungszahl in Ostdeutschland Ende 1948 erst die Fünf-Millionen-Grenze, bis 1952 erhöhte sie sich auf sechs Millionen. In dieser Zahl sind indessen noch ca. eine Million Personen ehemaliger deutscher Staatsangehörigkeit enthalten, zum einen die von den Polen als „Autochthone" bezeichneten Masuren, Ermländer, Kaschuben und auch Ostoberschlesier, die wegen ihres Dialekts oder ihrer polnisch klingenden Namen als Polen reklamiert wurden, obwohl sie Deutsche waren und sich auch als solche fühlten, zum anderen auch deutsche Arbeiter, die als unverzichtbare Fachkräfte nicht ausgewiesen und zur Option für Polen gezwungen wurden. Somit sind es nur fünf Millionen Polen, die nun ein Gebiet besiedelten, in dem vor dem Krieg rund 8,5 Millionen Deutsche gelebt hatten. So verringerte sich beispielsweise im südlichen Ostpreußen die Bevölkerungsdichte von 48 auf 27 Einwohner pro Quadratkilometer.

Der Abschluß der Ausweisungen war für die polnisch besetzten deutschen Reichsgebiete im allgemeinen Ende 1947 erreicht. Zu dieser Zeit kann der Prozeß der Entdeutschung und Polonisierung des südlichen Ostpreußen als abgeschlossen gelten.

### Ostpreußen bleibt unvergessen

Nachdem der letzte Deutsche Nord-Ostpreußen verlassen hatte, versuchte man, die in Kaliningrad umbenannte Hauptstadt Königsberg zu einer russischen Stadt zu machen. Doch dies ist bis heute nicht gelungen. Immer wieder werden die Bewohner in beiden Teilen des Landes mit den Zeugnissen deutscher Vergangenheit, deutscher und preußischer Geschichte konfrontiert und mit der Tatsache, daß Ostpreußen eine deutsche Vergangenheit hat, die nicht wegzuleugnen ist.

Von der ersten russischen Generation, die man zwischen 1946 und 1950 aus der Sowjetunion nach Kaliningrad und in das „ungeliebte Kaliningrader Gebiet" zumeist zwangsweise „umgesiedelt" hatte, von der auch manche wieder nach Rußland zurückgegangen sind, leben heute nur noch wenige tausend, zumeist als Rentner.

Die zweite und jetzt auch schon die dritte Generation der nun schon

über 800.000 Bewohner des Kaliningrader Gebiets, die hier geboren und aufgewachsen ist, hat – und dies besonders nach der Zerschlagung der Sowjetunion – eine andere, kritischere Einstellung zu ihrem Vaterland Rußland; ihr Blick ist mehr nach Westen, auf Europa gerichtet.

Das läßt hoffen.

Und die Ostpreußen, die ihre Heimat verlassen mußten, vor der Roten Armee geflohen sind oder später aus ihrem Heimatland vertrieben wurden; für sie alle bleibt Ostpreußen unvergessen, auch wenn die Hoffnung bei den meisten verschwunden ist, dort einmal wieder leben zu können.

Denn dieses Ostpreußen, wie es sich heute den Heimat-Touristen zeigt, ist nicht mehr das Land, das ihre Heimat war und Kaliningrad nicht mehr Königsberg, wie es damals war, obwohl noch einiges in dieser Stadt daran erinnert.

Unvergessen wird aber auch bleiben, was ostpreußische Frauen in ihrem Heimatland in Feindeshand erleben und ertragen mußten, von dem Tag an, als sie in die Hände der Soldaten der Roten Armee fielen bis zu dem Tage, an dem sie, oft nach dem Verlust ihrer Kinder, ihrer Schwestern, Brüder, Mütter, Väter, Großeltern und Verwandten, die ermordet wurden, verhungerten, an Krankheiten, Seuchen oder vor Erschöpfung starben, aus ihrem Heimatland vertrieben wurden.

Bis an ihr Lebensende werden sich auch die in Ostpreußen geborenen Kinder daran erinnern, wie sie in ihrem Heimatland ihre Mütter verloren und wie sie als Waisen, elternlos, aus Ostpreußen ausgewiesen wurden; es waren nicht Einzelne, es waren Tausende...!

Auch die Toten, die Frauen, Kinder und alten Menschen, von denen kaum noch einer einigermaßen würdevoll beerdigt werden konnte, sondern die zumeist verscharrt oder in Massengräber geworfen wurden, dürfen nicht im Meer der Vergessenheit versinken, wie es mit vielem geschieht, was Deutsche, in der Hand der Sieger, im Krieg und in der Nachkriegszeit erleiden mußten.

Auch die Sieger und „Befreier" waren Täter, und die Besiegten und „Befreiten" Opfer.

Die Massaker von Nemmersdorf und Metgethen, die Ermordung zehntausender unschuldiger Zivilisten in Ostpreußen, darunter Tausende von Säuglingen und Kindern, die brutale Vergewaltigung von Frauen und Mädchen, davon viele im Kindesalter, und die Verschleppung in Arbeitslager sind nicht widerlegbare Tatsachen, über die man heute kaum noch spricht, die man wissentlich verschweigt und die von den Medien nicht in Sendefolgen „geschichtlich aufgearbeitet" werden, sind und bleiben Beispiele dafür, daß die Sieger auch Täter waren.

# Quellen- und Literaturverzeichnis

**Archive:**

Bundesarchiv Koblenz
Bundesarchiv / Militärarchiv Freiburg
Bundesarchiv / Lastenausgleichsarchiv Bayreuth
Archiv Institut für Zeitgeschichte München
Archiv des Kriegsmarine-Museums Kaliningrad
Archiv der Stadt Kaliningrad
Archiv der Stadt Freudenstadt
Archiv der Stadt Stuttgart

**Bücher:**


Ahrens, Wilfried (Hrsg.): „Verbrechen an Deutschen", Huglfing 1975
Bagramjan, Ivan: „Wie wir den Sieg errangen", Moskau 1978
Baranow, O. und Panow, I.: „Geroi i Podvigi", Band IV. Moskau 1966
Beckhern, Eberhard und Dubatgow, Alexej: „Die Königsberg-Papiere", München 1994
Böddeker, Günter: „Die Flüchtlinge", München 1980
Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, (Hrsg.): „Die Vertreibung der Deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder–Neiße", Band I/2. In Verbindung mit Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow und Hans Rothfels, bearbeitet von Theodor Schieder, Bonn o.J.
Clappier, Louis: „Festung Königsberg", Köln 1952

Deichelmann, Hans: „Ich sah Königsberg sterben", Aachen 1960
Dieckert, Kurt/Grossmann, Horst: „Der Kampf um Ostpreußen – Ein authentischer Dokumentarbericht." München 1960
Ehrenburg, Ilja: „Memoiren, Menschen, Jahre, Leben" 3 Bde., München 1962
Fisch, Bernhard: „Nemmersdorf, Oktober 1944", Berlin 1997
Franken, Bert: „Die große Flucht. Das Kriegsende in Ostdeutschland", Bayreuth 1975
Grieschenko, F.B.: „Moi druzja Podvodniki", Leningrad 1966
Haupt, Werner: „Als die Rote Armee nach Deutschland kam", Friedberg 1985
Heiber, Helmut (Hrsg.): „Lagebesprechungen im Führerhauptquartier", Stuttgart 1962
Hillgruber, Andreas/Hümmelchen, Gerhard: „Chronik des Zweiten Weltkrieges", Frankfurt/M. 1966
Hossbach, Friedrich: „Die Schlacht um Ostpreußen", Überlingen 1951
Irving, David: „Deutschlands Ostgrenze. Weder Oder noch Neiße: Die Rückkehr des deutschen Ostens", Kiel 1990
Kern, Erich: „Der große Rausch, Rußlandfeldzug 1941–1945", Zürich 1948
Kern, Erich (Hrsg.): „Verheimlichte Dokumente", Zürich 1988
Kopelew, Lew: „Aufbewahren für alle Zeit", Hamburg 1976
Krauskopf, Fritz: „Königsberg lebt weiter", Zeven 1954
Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hrsg.): „Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945–1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974 – Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte", Bonn 1989
Lasch, Otto: „So fiel Königsberg. Kampf und Untergang von Ostpreußens Hauptstadt", Stuttgart 1977
Lass, Edgar Günther: „Die Flucht – Ostpreußen 1944/45", Friedberg 1964
Lehndorff, Hans Graf von: „Ostpreußisches Tagebuch", München 1961
Linck, Hugo: „Königsberg 1945 – 1948", Leer 1956
Matern, Norbert: „Ostpreußen – als die Bomben fielen", Düsseldorf 1986
Mee, Charles L. jun.: „Die Teilung der Beute – Die Potsdamer Konferenz 1945" Wien/München/Zürich/Innsbruck 1977
Minz, I.J.: „Der große Vaterländische Krieg der Sowjetunion" Berlin-Ost 1947
Morozow, Michael: „Der Georgier – Stalins Weg und Herrschaft", München/Wien 1980
Novak, Hugo: „Kampf um Ostpreußen", Siegen 1984
Reinoß, Herbert: „Letzte Tage in Ostpreußen", München 1983
Sander, Helke und Johr, Barbara: „BeFreier und Befreite", Bremen 1990

Schön, Heinz: „Ostsee 45 – Menschen, Schiffe, Schicksale", Stuttgart 1983
Ders.: „Flucht über die Ostsee 1944/45 im Bild", Stuttgart 1984
Ders.: „Die Gustloff-Katastrophe", Stuttgart 1985
Ders..: „Die letzten Kriegstage – Ostseehäfen 1945", Stuttgart 1995
Schramm, Percy E.: „Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht", Frankfurt/M. 1963
Seidler, Franz W. (Hrsg.): „Verbrechen an der Wehrmacht", Selent 1997
Schukow, G.K.: „Erinnerungen eines Feldmarschalls", Berlin-Ost 1976
Solschenizyn, Alexander: „Ostpreußische Nächte", Darmstadt/Neuwied 1976
Telpuchowski, Boris Semjonowitsch: „Die sowjetische Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges 1941–1945". Im Auftrag des Arbeitskreises für Wehrforschung, Stuttgart, herausgegeben und kritisch erläutert von Andreas Hillgruber und Hans-Adolf Jacobsen, Frankfurt/M. 1961
Verrier, Anthony: „Bomberoffensive gegen Deutschland 1939 – 1945", Frankfurt/M. 1970
Wassilewski, A.M.: „Sache des ganzen Lebens", Berlin 1977
Zayas, Alfred M. de.: „Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen. Vorgeschichte, Verlauf, Folgen", München 1977
Ziemer, Gerhard: „Deutscher Exodus – Vertreibung und Eingliederung von 15 Millionen Ostdeutschen", Stuttgart 1973

**Unselbständige Beiträge:**

Braunschweig, Günter: „Untergangstage in Königsberg" in Band III des Jahrbuches der Albertus-Universität Tübingen
Duswald, Fred: „Befreier oder Vergewaltiger?" in „Burschenschaftliche Blätter", Heft 1, 1998
Heidkämper, Otto: „Die Abwehrschlacht in Ostpreußen Januar 1945" in „Wehrkunde", Juli 1954
Kerwin, A.: „Bericht über die letzten Tage von Königsberg" in „Eintracht", Ausgabe 1954
Ritgen, Udo, Brigadegeneral a.D.: „Pflichterfüllung bis zum bitteren Ende" in „Die große Not", Sarstedt 1966

**Augenzeugenberichte:**

Brandtner, Gerhard: „Mein Einsatz in der Festung Pillau"
Detlefsen, Erich: „Die Kämpfe der 4. Armee in Ostpreußen im Januar 1945"
Ebeling, Werner: „Als letzter Kampfkommandant in der Festung Memel"
Franzowski, Kurt: „Mein Einsatz bei der Verteidigung Königsbergs"

Grote, Waltraud: „Miterlebt – die letzten Tage von Pillau"
Hoffmann, Werner: „Im Kampfeinsatz in Memel und Königsberg"
Kaftan, E.: „Das Ende der Seestadt Pillau"
Kerwin, Bruno: „Die letzten Tage in der Festung Königsberg"
Luksch, Johann: „Memel – Samland – Pillau"
Matzky, G.: „Ostpreußen im Januar 1945"
Schön, Arnold: „Pillau – Bis zuletzt verteidigt"
Schumacher, Irene: „Meine Flucht aus Pillau"
Späther, Hellmuth: „Samland – Pillau – Neutief – Der Einsatz des Panzerkorps Großdeutschland"
Strobel, Hellmuth: „Als Seekommandant Ostpreußen in Pillau"
Tippelskirch, Kurt von: „Das Vorrücken der Russen in Ostpreußen"
Wagner, E.: „Als Arzt in der Festung Königsberg"

**Bildnachweis:**

Die Abbildungen im Bildteil dieses Buches, die nicht aus dem Ostpreußen-Archiv des Autors Heinz Schön stammen oder dem Autor aus Privatbesitz für die Veröffentlichung überlassen worden sind, sind im Bildteil dieser Dokumentation unter Angabe der Bildquelle besonders gekennzeichnet.

Ergänzende, kritische oder zustimmende Zuschriften erbeten an:

Heinz Schön · D-32107 Bad Salzuflen · Auf dem Sepp 19
Telefon (05222) 74 24 · Fax: (05222) 7 39 20

# Inhalt

# Aus unserem Ostpreußen-Programm

HEINZ SCHÖN
**TRAGÖDIE OSTPREUSSEN 1944–1948. Als die Rote Armee das Land besetzte**
384 S. – viele s/w. Abb. – geb. im Großformat – DM 49,80
Vom ersten Russeneinbruch 1944 bis zur Evakuierung über See schildert der Autor den Leidensweg des Landes, der Soldaten und der Bevölkerung.

FRANZ KUROWSKI: **RITTERKREUZTRÄGER AUS OST- UND WESTPREUSSEN**
320 S. – Abb. – geb. im Großformat – DM 49,80
Es werden 17 besonders vorbildliche Ritterkreuzträger, vom einfachen Gefreiten bis zum General, ausführlich vorgestellt. Alle anderen Ritterkreuzträger werden mit ihren persönlichen Daten aufgelistet.

WALTHER FRANZ
**OSTPREUSSISCHE LANDESKUNDE**
280 S. – Abb. – Pb. – DM 34,–
Sachkundig und reich an Wissen werden hier Geschichte und Landschaft Ostpreußens vor uns ausgebreitet. Fast 100 Abbildungen, davon 29 Karten, runden das hochinteressante Buch ab.

KARL SPRINGENSCHMID
**RAUS AUS KÖNIGSBERG! Wie 420 ostpreußische Jungen 1945 aus Kampf und Einsatz gerettet wurden**
160 S. – Pb. – DM 29,80
Eingeschlossen! Da durchbricht 1945 eine Volkssturmeinheit aus über vierhundert 16jährigen Hitler-Jungen den Festungsgürtel um Königsberg.

GERT O. E. SATTLER
**LEIDENSWEG DEUTSCHER FRAUEN 1944–1949**
160 S. – Abb. – Pb. – DM 24,80
50 schreckliche Fallbeispiele über das Leiden deutscher Frauen und Mädchen in den ostdeutschen Vertreibungsgebieten und zu jeder dieser authentisch belegten Grausamkeiten eindrucksvolle Gedichte.

ERIKA MORGENSTERN
**ÜBERLEBEN WAR SCHWERER ALS STERBEN Ostpreußen 1944–1948**
256 S. – Abb. – Pb. – DM 19,80
Obwohl sie 1944 erst fünf Jahre alt war, haben sich der Autorin die Schreckensbilder vom brennenden Königsberg, von Mord, und Vergewaltigung, Hunger und Todesangst tief eingegraben.

ARNDT-Verlag, Postfach 3603, D-24035 Kiel

# Aus unserem zeitgeschichtlichen Programm

DAVID IRVING: **DEUTSCHLANDS OSTGRENZE**
**Weder Oder noch Neiße: Die Rückkehr des deutschen Ostens**
320 S. – Pb. – Abb. – DM 39,80
Ist die Oder-Neiße-Grenze das letzte Wort der Geschichte? Der britische Historiker glaubt nicht an die Dauerhaftigkeit der Oder-Neiße-Grenze, die er „Stalins Kriegsgrenze" nennt.

JOACHIM NOLYWAIKA
**FLUCHT UND VERTREIBUNG DER DEUTSCHEN**
**Die Tragödie im Osten und im Sudetenland**
256 S. – Abb. – Pb. – DM 32,–
Dieses Buch legt den ganzen Zusammenhang der Kriegsziele Polens, Englands u. a. offen, die schon lange vor Hitler den Raub Ostdeutschlands planten.

DOMINIK VENNER
**EIN DEUTSCHER HELDENKAMPF**
**Die Geschichte der Freikorps 1918–1923**
320 S. – Abb. – Pb. – DM 36,–
Dieses Buch ist ein Dank an jene Männer, die – von ihrer Regierung verraten – Deutschland vor dem sicheren Untergang bewahrten.

HUGO WELLEMS: **DAS JAHRHUNDERT DER LÜGE**
**Von der Reichsgründung bis Potsdam 1871–1945**
256 S. – Pb. – DM 19,80
Nach dem Willen der Umerziehung soll Deutschland als ewige Verbrechernation gebrandmarkt werden. Der Autor tritt dieser Geschichtsverzerrung mit einer Zitatensammlung entgegen.

FRITZ BECKER: **STALINS BLUTSPUR DURCH EUROPA**
**Partner des Westens 1933–45**
446 S. – Abb. – Pb. – DM 49,80
Im Mittelpunkt stehen die Jahre 1933-45, in denen der „demokratische" Westen schamlos mit dem Staats-Terroristen paktierte. Becker beweist auch das erschütternde Ausmaß des Verrates des sog. „Widerstandes" im 3. Reich.

**ALLIIERTE KRIEGSVERBRECHEN UND VERBRECHEN GEGEN DIE MENSCHLICHKEIT**
**Zusammengestellt und bezeugt im Jahre 1946 von Internierten des Lagers 91 Darmstadt**
304 S. – viele Abb. – Pb. – DM 36,–
2.000 grausame Kriegsverbrechen der Alliierten an deutschen Soldaten und Zivilisten.

ARNDT-Verlag, Postfach 3603, D-24035 Kiel

Kurische Nehrung
Kurisches Haff
Danziger Bucht
Frische Nehrung
Pillau
Königsberg
Pregel
Frisches Haff
Danzig
Passarge
Flüchtlingstreck
Elbing
4. Armee
Weichsel
Allenstein
Osterode
Weichsel

## Heinz Schön

Jahrgang 1926, in Niederschlesien geboren und aufgewachsen, Überlebender des Untergangs der „Wilhelm Gustloff", danach Miterleber der „Rettungsaktion Ostsee 1945" als Besatzungsmitglied des Dampfers „General San Martin", begann bereits kurz nach dem Kriegsende mit dem systematischen Aufbau eines Archivs über die Flucht aus Ostpreußen, Westpreußen, Danzig und Pommern über See und Land. Sein besonderes Interesse galt Krieg, Flucht und Vertreibung aus Ostpreußen.

In vielen Zeitungs-, Zeitschriften-, Rundfunk- und Fernsehbeiträgen, mit eigenen Foto-Ausstellungen sowie als Berater bei TV-Dokumentationen bewies Heinz Schön seine schriftstellerischen und publizistischen Fähigkeiten ebenso wie sein zeitgeschichtliches Fachwissen. Er gilt heute auf internationaler Ebene als einer der fundiertesten Kenner der Endphase des Zweiten Weltkrieges auf der Ostsee, in Ostpreußen, Westpreußen und Pommern.

Die bisher erschienenen Bücher von Heinz Schön „Ostsee 45. Menschen, Schiffe, Schicksale" (1983), „Flucht über die Ostsee 1944/45 im Bild. Die größte Rettungsaktion der Seegeschichte" (1984), „Die Gustloff-Katastrophe. Bericht eines Überlebenden" (1985), „Die KdF-Schiffe und ihr Schicksal" (1987), „Die Cap Arcona-Katastrophe" (1989) und „Die letzten Kriegstage – Ostseehäfen 1945. Von Memel bis Flensburg" (1995) fanden große Verbreitung und gelten heute als Standardwerke; in seinen Publikationen stehen Menschen und ihre Schicksale im Vordergrund; Heinz Schön betrachtet sie als „Bücher gegen den Krieg".

Als erster und bisher einziger Deutscher wurde Heinz Schön 1991 zum „Ehrenmitglied der Hochschule der Handelsmarine Kaliningrad" (Königsberg) ernannt; außerdem wurde ihm das „Ehrenzeichen der baltischen Flotte" als Anerkennung seiner zeitgeschichtlichen kooperativen Zusammenarbeit mit russischen Historikern im „Marine-Historischen-Komitee zur Erforschung der Seekriegshandlungen auf der Ostsee 1941–45", Sitz Königsberg, in das Heinz Schön 1991 berufen wurde, verliehen.

Hauptberuflich war Heinz Schön von 1953 bis 1990 37 Jahre lang Fremdenverkehrsdirektor der Stadt Herford und Leiter des Herforder Stadttheaters.